



Ein Mameluk.

Die
Länder und Völker der Erde
oder
vollständige Beschreibung
aller
fünf Erdtheile und deren Bewohner.

Von

J. A. C. Löhr.

Dritter Band.

Afrika.

Mit 20 Kupfern und 1 Karte.

Dritte nach dem jetzigen politischen Stand der Dinge neu umgearbeitete Auflage.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1819.

Inhaltsverzeichniß und Uebersicht.

Afrika im Allgemeinen. . . . . Seite 3
1. Aegypten. 10
1) Oberägypten 23
2) Mittelägypten. 24
3) Niederägypten. 27
Die Einwohner Aegyptens. 29
1) Araber. 29
2) Kopten. 30
3) Mammelucken. 31
4) Allgemeine Nachrichten von den Einwohnern. 32
2. Barbarei oder Berberei. 44
1) Das Reich Barka. 48
2) Tripolis. 50
3) Fezzan. 54
Die Einwohner Fezzan's. 56
4) Die Länder der Tuariks. 58
5) Die Länder der Tibbus. 59
6) Tunis. 59
7) Algier. 63
8) Marokko und Fez. 69
9) Bile dul gerid. 73
Die Einwohner der Barbarei. . . . 75
1) Die Brebern. 75
2) Die Kabylen. 76
3) Die Araber. 77
4) Die Juden. 78
5) Renegaten und Coloris. 79

5) Die Neger. . . . . . Seite 79
7) Die Mauren. 79
3. Sahara oder die große Wüste. . . 86
Die Mauren in der Sahara. 91
4. Nubien nebst Darfur. 103
Nubien. 103
1) Türkisch-Nubien. 105
2) Dungala. 105
3) Dekin. 106
4) Sennar oder Fungi. 106
Die Einwohner Nubiens. 107
Darfur. Fur. 112
Die Einwohner Darfurs. 113
5. Habesch. Abyssinien. 117
Der König und seine Regierung. . . . 127
Einwohner in Habesch. 130
Habeschiner. 130
Juden und Mahomedaner. 136
Shihos. 136
Hazortas. 137
Gallas. 137
Agows. 140
Shankalas oder Shangallas. . . . 141
Gurague. 142
Gafats. Gongas und Ganjar. . . . 143
6. Nigritien (das innere Nigritien) oder Sudan. 144
1) Bornu. 146
2) Tombuktu. 149
3) Kaschnah. 150
4) Bambara. 151
5) Melli. 151
Noch andere Länder. 153
Die Einwohner. 153
7. Senegambien (auch Westnigritien). . . 155
I. Obersenegambien (s. Sahara). . . . 160

II. Mittelsenegambien. . . . . Seite 161
I) Die Länder der Ualofs oder Jaloffer. . 161
1) Ualo oder Hoval. 161
2) Kajor. 161
3) Sin. 162
4) Ualof — Jalof. 162
II) Das Land der Fulaher. 162
III) Die Länder der Mandingoneger. . . 162
1) Barre oder Mandingh. 162
2) Walli. 162
3) Wulli oder Yuli. 163
4) Merine. 163
5) Bondu. 163
6) Salam. 163
7) Kadschaga. 164
8) Kasson. 164
9) Bambuk. 164
IV) Die Negerländer nördlich am Gambia. 165
1) Barra. 166
2) Badibu. 166
3) Salum. 166
4 bis 10) Nieder-Jani, Guiani und Ober-Jani, Tenda, Neola, Dentila, Satadu und Konkadu. 166
III. Niedersenegambien. 166
1) Länder am linken Gambia-Ufer. . . 166
2) Länder an der Küste und im Innern Senegambiens. 167
3) Scherescha, Bagnon. 167
4) Das Land der Papeln. . . . 167
5 bis 7) Kabo (Geve). 167
8) Die Insel Bissao. 167
9) Die Bissago- oder Bidschaguinseln. . 168
10) Das Land der Biafaren, oder das Land Chinala. 169

11 bis 14) Das Land der Naulus, der Landemans, der Wagres, der Kokolis. Seite 169

Guinea. 170

8. Oberguinea. 170
1) Das Gebiet von Sierra Leona. . . . 172
2) Die Malaghetta- oder die Körner- oder Pfefferküste. 176
3) Die Zahn- oder Elfenbeinküste. . . . 178
4) Die Goldküste. 180
Axim. Anta. Fetu ꝛc. Aminas. Assianten. Die Tembu. Die Sokko. Die Kassianten. 183-186
5) Die Sklavenküste. 186
Dahomei. Whidah. Ardrah. . . 187-188
Die Mahier. Die Ayoier (Ayos). Die Tappaer. 188-189
Reich Benin. Awerri. Calabari. . 189-191
Küstengegenden. (Einwohner s. hinter Niederguinea.) 191

9. Niederguinea nebst den Ländern der Makassen, der Anzichis und Schaggas im Innern Südafrika's. 192
I. Die Küste von Kongo. 192
1) Reich Loango. 196
2) Reich Cacongo. 197
3) Reich Congo. 197
4) Reich Angola. 198
5) Reich Benguela. 199
6) Reich Matamba. 200
II. 7) Land der Makassen. 200
8) Land der Anzichis und Schaggas. . . 200
Beschreibung der Schaggas. . . 201-206
Einwohner Oberguinea's. Die Neger. . 206
Beschreibung und Angabe der Negervölker. 207
Die Sereren. 207
Die Saracolets. 208

Die Felupes. . . . . . Seite 208
Die Papels. 208
Die Bagnolen. 209
Die Balanten. 209
Die Nalus. 209
Die Fulahneger. 209
Die Jaloffen. 211
Die Mandingos oder Sosfeer. . . 212
Die Bambukaner. 214
Nahrungsmittel und Getränke der Neger. 218-220
Kleidung. 220
Einschnitte in die Haut. . . . 223
Wohnungen. 223
Trägheit. Ackerbau. . . . 226-227
Viehzucht. 228
Jagd. Fischerei. . . . 228-229
Künste und Handwerke. 229
Handel. Münze. Waffen. Weibliche Soldaten. 230-233
Tanz. Musik. Gueriots. Folgars. 233-236
Heirath. Hochzeit. Erziehung. . 236-239
Beerdigungsgebräuche. . . . 239-243
Religion der Neger. Beschneidung. 243-245
Aberglaube. Horehs. Mumbo Jumbo. 246-247
Fetischdienst. Götzen. Schlangendienst. 248-251
Politische Verfassungen. Gesetze. Strafen. 252-255
Gemüthsart der Neger. Anlagen. . 255-258
Sklavenhandel. 258-261
Geheime Orden. Purrah. . . 261-263
Bellibrüderschaft. Nesogge. . 263-265
Ehrenorden. 265
Anhang. Art sich zu begrüßen. . 265-266
Von den Negern in Niederguinea. . . 267
10. Kafferländer. 271
11. Hottentottenland oder Kapland. . 274

Die Kaffern. . . . . . Seite 279
Bewohner der Kaplande europäischer Abkunft. 290
Die Hottentotten. 294
Die Buschmänner. 302
Die Länder der Ostküste. 308
12) Küste Logoa nebst Einwohnern. . . 308-310
13. Küste Sofala oder Cephala oder Sena. 311
14. Monomotapa. 313
15. Mozambique. 315
16. Küste Zanguebar. 317
1) Magadoxo. 317
2) Maracaten. 319
3) Die Machidas. 319
4) Brava. 319
5) Julo. 320
6) Kleine Völkerschaften. Mossequejos. . . 320
7) Zanguebar. Melinda. 321
8) Mombaza. Zangibar. Quiloa. . . 321-322
17) Küsten Adel und Ajan. 323
Dankali. Guardafui. 324
18) Afrika's Inseln an der Ostküste. . 325
1) Amiranten und Sechellen. . . . 325
2) Comorroinseln. 326
Anjuan oder Hinzuan. 326
3) Madagascar. 329
Einwohner Madagascar's. . . . 332
4) Die Mascarenhas. 338
a) Reunion (Bourbon). 338
b) Isle de France (Moritzinsel). . . 340
19. Inseln an der Westküste. . . . 343
1) Helena. 343
2) Ascension. 344
3) Guineainseln. 344

Prinzeninsel. Fernando del Po. Thomasinsel. Annabon. . . . . . Seite 345
4) Cap Verdische Inseln. 346
San Jago. Del Fuego. Brava. Mayo. Bonavista. St. Nicolas. St. Antonio. 347
5) Madera und Porto Santo. Salvages. . 349
6) Kanarische oder glückliche Inseln. . . . 351
Teneriffa. Canaria. Fuerta ventura. Lacerotta. Gomera. Palma. Ferro. . . . 352
Einwohner sämmtlicher Kanarien. . . . 355
7) Die Azorischen Inseln. 358
St. Miguel. Delgada. Terceira. Pico u. s. w. 359

Afrika.

Afrika.

Dieser Erdtheil ist beinahe als eine Insel anzusehen, denn er ist überall von Meeren umflossen; nur mit Asien, und namentlich mit Arabien, hängt er durch die 12 Meilen lange **Erdenge von Suez** zusammen, so wie er von Europa nur durch eine drei Meilen breite Meerenge, die **Meerenge von Gibraltar**, getrennt ist. Der atlantische Ocean fließt zwischen diesem Erdtheil und zwischen Amerika in einer Breite von 900 Meilen. Von den Inseln der Südsee liegt seine Ostküste 1200 Meilen ab.

Von dem beträchtlichen **Flächenraum**, den er einnimmt, welcher nach den gewöhnlichsten Angaben 530,000 Q. M. beträgt *), ist uns kaum der fünfte Theil, und auch dieser sehr unvollständig, nur an den Küstengegenden etwas bekannt.

In neuern Zeiten haben vorzüglich die Engländer mancherlei Versuche gemacht, nähere Bekanntschaft mit diesem Erdtheile zu erlangen, und ihrem Handel dadurch neue Ausdehnungen zu geben.

Der größte Theil dieser großen Länderstrecken liegt zwischen den beiden Wendezirkeln, und also im heißen Erdstrich, in welchem durch die periodisch eintretende

*) Seine größeste Länge und Breite sind nicht viel von einander unterschieden, und betragen etwa an 1000 Meilen.

Regenzeit die glühende Hitze des Sommers etwas weniger unerträglich gemacht — man kann nicht gut sagen: gemildert wird. Im mittlern Afrika wird der Sandboden so heiß, daß er die Schuhsohlen durch seine Glut verzehrt. Schnee liegt nur auf einigen hohen Gebirgsrücken, und dort mag auch die Kälte zuweilen empfindlich seyn.

Es zieht sich im Innern ein hoher Landrücken hin, dessen Länge man zu 660 französischen Meilen angegeben hat, und von dem die beträchtlichen Flüsse dieses Erdtheils ausgehen. Ob er eine Hochebene, oder wahrscheinlicher eine Verkettung großer Gebirge ist, kann nicht bestimmt werden. Die Mondsgebirge und die Alpen von Habesch gehen von West nach Ost und endigen sich in den Vorgebirgen Sierra Leona und Gardafui.

Die Atlasgebirge liegen im Norden Afrika's, und gehen ebenfalls von Westen nach Osten. Man theilt diese sehr hohen, und in ihren höchsten Punkten, auch in der heißesten Jahreszeit immer mit Schnee bedeckten Gebirge in den großen und kleinen Atlas.

Nicht weniger reich an Gebirgen, als der Norden Afrika's, mag der südlichere Theil seyn, wiewohl wir die Züge und Richtungen derselben noch weit weniger kennen. Wahrscheinlich gehen große Gebirgsreihen zwischen Habesch und dem Vorgebirge der guten Hoffnung hin. Wir können unter denselben nur die Lupata-Gebirge (Spina mundi oder Weltrücken) namentlich angeben. Ueberhaupt sind von allen Gebirgen dieses Erdtheils nur einzelne Punkte bekannt, z. B. die Schneegebirge an der Kafferküste, die sich etwa 6000 F. erheben.

Viel Flüsse mögen auf diesen Gebirgen entspringen, aber dennoch fehlt es sehr an Wasser; denn die meisten Flüsse, so groß und mächtig sie auch in der nassen Jahrs-

zeit anschwellen mögen, versiegen doch in der Hitze der trocknen, und erreichen dann das Meer nicht; mehrere Küstenflüsse ausgenommen, die jedoch nur einen sehr kurzen Lauf haben. Man will 11 Hauptflüsse angeben. Die größten uns bekannten sind: der von Habesch kommende Nil, der Senegal und der Gambia, die von den Kong- oder Mondgebirgen kommen; der in seinem Ursprung unbekannte Joliba oder Niger, der von Westen nach Osten fließt, und so groß er auch ist, doch vielleicht nur ein Steppenfluß seyn mag, der in einem Sumpf sich verliert, oder im Sande versiegt; der Zaire und der Zambese. Große Landseen sind nur äußerst wenige vorhanden. Der Maravi im Innern des südlichen Afrika soll der größte darunter seyn. Man nennt noch den Dembea in Habesch, den schwarzen See oder Dibbih, welchen der Niger bildet, und den Burnu.

Da Afrika zu beiden Seiten des Aequators liegt, so ist die Hitze groß, und wird noch durch die ungeheuern Sandmeere verstärkt, unter welchen die Sahara oder Sahra (die große Wüste) das größeste ist. Dazu kommen die über Arabien herwehenden heißen Ostwinde, und der große Mangel an Wasser. In den meisten Küstengegenden jedoch wird diese Hitze durch kühle Seewinde etwas gemäßigt. — Unter den Winden wird der Harmattan an seinem Orte beschrieben werden. Die meisten und heftigsten Stürme bringt die nasse Jahreszeit, die in den Wendekreisen mit der trocknen abwechselt.

Schon in alten Zeiten sagte das Sprichwort: „Afrika bringt immer etwas Wunderbares und Neues," und in der That hat das Sprichwort seinen Grund, denn es enthält höchst merkwürdige Naturerzeugnisse und auffallende Erscheinungen. Die erzeugenden und zerstörenden Kräfte der Natur scheinen hier ihre

höchsten Gipfel erreicht zu haben. Heere von Heuschrekken entlauben in wenigen Tagen große Waldstriche, die dennoch nach einer Woche wieder so üppig grünen, als wären sie nie entlaubt worden; Heerden von Löwen und andern reißenden Thieren ziehen hinter großen Heeren von Antilopen und Gazellen her, und hören nicht auf zu würgen, und dennoch findet sich nirgends ein Mangel an diesen Thieren; der zerstörende Termit hat in wenigen Monaten verlassene Ortschaften zu Staub zernagt, aber einige Monate darauf entsprießt dem Boden schon wieder eine neue Welt voll Bäume und Pflanzen. Das Gras in verschiedenen Gegenden ist hoch genug, um Heerden großer Thiere darin zu verbergen, und wenige Tage nachdem es der Neger abgebrannt, grünt schon wieder eine liebliche Wiese. Man hat berechnet, daß dieser Erdtheil zehnmal mehr Arten vierfüßiger Thiere ernährt, als Europa, worunter sich der Elephant, das Rhinozeros, das Zebra, Affen, die Giraffe, Löwen, Leoparden und Panther, Hyänen und Schakals, Strauße, Flamingos, Papagaien, Krokodile, Schlangen u. s. w. finden. Auch die Pflanzenwelt übertrifft die unsrige bei weitem, und wird künftigen Naturforschern noch eine reiche Ausbeute neuer Entdeckungen geben. Mit Bäumen verschiedener Art und mit den festesten Hölzern sind die Wälder angefüllt; man findet die köstlichsten Obstarten, die feinsten Leckereien, die brennendsten Gewürze, die seltsamsten Pflanzen, und fast alle Erzeugnisse der übrigen Tropenländer. Manche eigene Getreidearten finden sich da und dort, z. B. der Teff, die Durra, der Sorgo samon, und mehlreiche Wurzeln, als der Manihot, Yams u. s. w. Welche Länder müßte Afrika haben, würde es überall, wie Amerika oder Europa, von Flüssen bewässert, die nicht vertrocknen! Die Eingeweide der Erde enthalten, neben manchen andern Mineralien und Metallen, bedeutende Goldvorräthe, und es werden große Klumpen davon zu Tage gefördert, und selbst in manchen Flüssen

wird eine reiche Ausbeute durch die Goldwäschen gewonnen. Bergbau wird aber wohl noch nirgends, und selbst von den Portugiesen nicht, getrieben. Die Natur behält also noch Vorräthe, die der goldgierige Mensch nach Jahrhunderten verschlingen kann.

Die Menschenwelt ist selbst in diesem Erdtheil höchst merkwürdig. Die schrecklichen Jaggas und die gutmüthigen Hottentotten, kriegerische Staaten von Weibern, die entsetzlichsten Gebräuche, die größten Despotien mit den kleinsten Republiken benachbart, findet man hier.

Die Bevölkerung Afrika's hat man gewöhnlich zu 90 Millionen geschätzt; Andere geben doppelt so viel an, und Andere wollen nur 30 Millionen gelten lassen. Man sieht, wie es mit solchen Angaben stehen möge. Vielleicht, daß die höchste Angabe viel zu niedrig, vielleicht sogar, daß die niedrigste noch etwas zu hoch ist, wie wenig das auch so scheine. Wie dem auch sey, so ist es gewiß, daß die Bevölkerung weit stärker seyn müßte, wenn der unglückliche Sklavenhandel, durch den Afrika jährlich an 100,000 Menschen verlieren mag, aufgehoben, unter bessern und menschlichern Regierungen Hungersnoth verhütet, und so manche Grausamkeiten bei höherer Bildung aufhören würden.

Die Einwohner sind alle von dunkeler Farbe, bis zu der Schwärze der Neger. Am weißesten sind (aber keineswegs etwa weiß) die Mauren, Berberen; dunkler die Kopten, Nubier, Habissinier, Kaffern und Hottentotten, am schwärzesten die Neger.

Der Sprachen gibt es eine unglaubliche Menge, (man giebt 150 an) z. B. die verschiedenen Negersprachen; die Sprache der Kabylen oder Berberen, der Hottentotten und der Kopten, die sich nur noch in geringer Anzahl finden — welche genannte Völker

zugleich die uns bekannten ältesten Bewohner Afrika's sind — außerdem wird von Mauren und Arabern Arabisch gesprochen, womit die Sprache in Habesch große Aehnlichkeit hat.

Unter den Religionen ist der Fetismus am meisten verbreitet. Die Araber brachten den Mohamedanismus, der, außer bei den Mauren, auch bei den Nubiern und einigen Negerstämmen angenommen ist; das Christenthum wird von den Kopten und Habissiniern angenommen. Dennoch ist dasselbe auch in dem letztern Lande zu roh, als daß es die Despotie der Regierungsverfassung, die fast durchgängig in Afrika herrscht, hätte mildern können. Uebrigens finden sich in Nordafrika viele, hin und her zerstreute Juden.

Nach folgender gewöhnlichen Eintheilung kann man die verschiedenen Länder dieses Erdtheils, welche beschrieben werden sollen, am leichtesten übersehen.

1. Nordafrika enthält 1) Aegypten. 2) Die Berberei oder Barbarei, wozu das Reich Barka, die Raubstaaten Tripolis, Tunis und Algier, und das Marokkanische Reich (auch Fez und Marokko genannt) gehören. 3) Biledulgerid (Belad al Dscherid, oder das Land der Datteln). 4) Sahara oder die große Wüste. 5) Das Reich Fessan oder Fezzan.

2. Mittelafrika fängt östlich an mit 1) Nubien. 2) Habesch und 3) mit den Küstenländern Adel und Ajan; schließt 4) Nigritien in sich, und endigt sich auf der Westküste mit 5) Senegambien und 6) Ober-Guinea.

3. Südafrika enthält 1) Niederguinea, 2) mehrere im Innern liegende nicht einmal

gewiß dem Namen nach bekannte Länder, als die Länder der Schaggas, Gallas, die Länder der nordöstlichen Kafferei; 3) östlich die Küstenländer Zanguebar, Mozambique, Sena und Natal, das eigentliche Kaffern- und Hottentottenland.

Die Inseln, 1) auf der Ostseite die Maskarenischen Inseln, nämlich Bourbon (Reunion) und Isle de France, die Insel Madagaskar, die Comoro-, die Admiranten- und die Sechellen-Inseln, nebst einigen andern. 2) auf der Westseite die Azoren, Madeira und Porto Santo, die Canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Guinea-Inseln, die Inseln Ascension und St. Helena.

Anmerk. Größtentheils, wenn auch nicht eben durchaus, wollen wir nach dieser Eintheilung Afrika näher kennen lernen.

1.

Aegypten.

Dieses seit den ältesten Zeiten (schon 1750 Jahr vor Christo) bekannteste Land, unter allen Ländern Afrika's seit langen Zeiten in der Geschichte berühmt, ist von Asien nur durch die kleine Landenge Suez getrennt.

Man versteht oft nur unter Aegypten das lange fruchtbare 2 bis 4 Meilen breite Thal, das sich der Nil gebildet hat, und welchem man eine Größe von 756 Q. M. beilegt. Zwei Ketten von kahlen unfruchtbaren Gebirgen schließen dieses Thal ein, welche von den nubischen Bergen ausgehen, und bis unterhalb Kahiro den Nil in seinem Lauf begleiten; hier laufen beide Reihen so enge aneinander, daß sich der Nil hindurch drängen, und sich über Felsen herabstürzen muß. Nachmals entfernen sich die Gebirgsketten wieder von einander, und die eine zieht sich nach dem rothen Meere hin, und vereinigt sich mit größern Gebirge Kolsum, indessen die andere sich nach dem mittelländischen Meere zu, hinter Alexandrien, verliert. Das libysche Gebirge, an der Westseite des Nils, macht durch seinen verwitterten Kalksand, den der Wind umhertreibt, die urbaren Felder nach und nach zu Wüsteneien.

Man begreift aber auch unter dem Namen Aegypten die Bergländer, die man 2700 Q. M., und auch wohl noch die angrenzenden ungeheuren Sandwüsten, welche man 2800 Q. M., und also den Gesammtinhalt gegen 6300 Q. M., schätzt. — Noch Andere schätzen

den gesammten Flächeninhalt auf 8793; da nun die Bergländer ebenfalls völlig unfruchtbar sind, so sieht man, daß von diesem großen Raume nur jenes Thal, nur gegen 800 (gegen 1300 nach andern Berechnungen) Q. M. bebauet sind. Die Einwohnerzahl soll 4½ (2½) Mill. betragen.

Das Klima muß schon der Lage des Landes nach sehr heiß seyn; aber die Hitze wird noch durch den niedrigen über die Meeresfläche wenig erhabenen Boden, durch die Eingeschlossenheit zwischen den Gebirgsketten, und durch die benachbarten brennenden Sandwüsten so vermehrt, daß in Niederägypten, wo das benachbarte Meer, die Seen und Kanäle viel beitragen, die Hitze zu mildern, dieselbe doch im Julius und August, selbst in kühlen Zimmern, 25 Grad am Reaumurschen Wärmemesser zeigt. In Oberägypten steigt sie, zumal bei Südwind, auf 36, ja zuweilen auf 38 Grad. Eine Hitze, bei der jedoch sehr viele alt werden, zumal da die Jahreszeiten hier überaus regelmäßig wechseln. Im Januar fängt der Frühling an, und die Bäume blühen.

Der Sommer dauert vom April bis gegen den November. Mit dem April wird die Erndte vollbracht; aber bald darauf nimmt hier alles eine traurig schreckliche Gestalt an; alle Pflanzen scheinen zu verdorren, nur daß an den Ufern des Nils noch einige Gewächse (Gurken, Melonen) gezogen werden; die Gräser und wildwachsenden Pflanzen sind versengt; die Vögel hinweggezogen; die Landthiere schnappen nach Luft und suchen den Fluß, und bei allen Erleichterungen, die sich die Menschen verschaffen, möchten sie doch vor Hitze in Schweiß zerrinnen. Der Himmel ist ganz heiter, der Erdboden berstet auf, und die Luft ist so trocken, daß selbst das Fleisch nicht leicht fault, sondern vielmehr austrocknet. — Diese Hitze wird nur erst dann abgekühlt, wenn die großen Nilüberschwemmungen eintreten. —

In den Monaten der übrigen Jahreszeiten, welche man den Frühling nennen kann, sind nur die Nächte und Morgen sehr kühl, aber nach 9 Uhr früh steigt doch die Hitze bis zum Unerträglichen, für den an ein solches Klima nicht gewöhnten Abendländer. Dies ist die Jahreszeit des Säens und Arbeitens. Schon am Ende Novembers, nachdem das Wasser verlaufen, gleicht das Land einer blühenden Wiese mit Kanälen durchschnitten. Die Bäume verlieren im November und December das alte Laub, und erhalten neues dafür, und alles verjüngt sich. Dabei wird es zuweilen auf wenige Tage so rauh, daß Leute auf freiem Felde ein Feuerchen anmachen. Doch ist Eis so selten, daß die Aegypter den Europäern davon zum Verkauf anboten, da es einmal fror. (Sie sahen ja, daß die Europäer alles Merkwürdige sammelten!)

Der Regen ist in den Sommermonaten in keinem Theile Aegyptens gewöhnlich; aber sonst ist der Regen wenigstens im Delta (d. i. in der von den beiden Nilarmen eingeschlossenen Insel) namentlich in den, dem Meere näher liegenden Gegenden, nicht ungewöhnlich, und in manchen Jahren sogar häufig. Aber in den Gegenden über Kahiro hinauf fällt kaum alle zwei bis drei Jahre ein kleiner Staubregen, und ein Platzregen ist so ein Wunder, daß er einmal von den erschrockenen Bewohnern eines kleinen Städtchens für das gewisse Vorzeichen des einbrechenden jüngsten Tages gehalten wurde. (Auch Gewitter sind so selten, daß sie fast kein Aegypter kennt.) Zwar ziehen, vorzüglich vom April bis Julius, in den frühen Morgenstunden, mit Regen beladene Wolken über Aegypten hin, aber sie entladen sich ihres Segens nicht, sondern ziehen nach den Gebirgen von Habesch, dort die Quellen des Nils zu unterhalten. Auf diese Weise kommen sie doch wieder Aegypten zu Gute. Und nicht nur der Regen, sondern auch der Thau, der in

den Sommernächten stark fällt, ist in dem Maaße seltener, als die Länder höher hinauf und vom Meer entfernt liegen. Er ist in einigen Gegenden, z. B. um Alexandrien, so stark, daß man glauben könnte, es habe geregnet.

Die Winde wehen hier den größten Theil des Jahres regelmäßig. Im Junius und Julius wehen Nord- und Nordwestwinde; im August und in der ersten Hälfte des Septembers nur Nordwinde, die aber des Nachts sich legen; bis in den November sind Ostwinde; von da an bis zum Februar herrschen stürmische und veränderliche Winde, welche Regen und Nebel bringen; vom Ende Februars an herrscht der Südwind in verschiedenen Richtungen; Ende Aprils fängt der Ostwind an, der im Mai durch den nützlichen, abkühlenden und durch künstliche Vorrichtung in die Häuser geleiteten Nordwind, oder Meltem, verdrängt wird, welcher die Wolken nach Habesch treibt und die Schifffahrt auf dem Nil befördert.

Höchst verderblich und zerstörend und das Schrecken der Reisenden ist der Chamsin (der Funfzig, weil er in den funfzig Tagen zwischen Ostern und Pfingsten weht), auch Samum, Samiel (Giftwind), oder auch Merisi genannt, wiewohl ihn die neuesten Reisenden von dem Samum unterschieden wissen wollen. Zum Glück dauert er nie über drei Tage, meistentheils aber nur einige Stunden, bis einen Tag. Mit seinem Eintritt trübt sich der heiterste Himmel, die Sonne wird blutroth, eine Folge des feinen Staubsandes, welchen er aus brennenden Sandwüsten mit fortführt, und der fein genug ist, in die verschlossensten Zimmer und Kisten einzudringen, nnd den Augen überaus schmerzhaft fällt. Die Hitze steigt plötzlich, zuweilen bis auf 12 Grad höher, und ist höchst erstickend, die Lungen ziehen sich schmerzhaft zusammen, die Haut schrumpft ein, die Ausdünstung hört

auf, und eine unerträgliche Glut brennt im Innersten des Körpers. Alles ist erhitzt, was sonst einige Kühlung gegeben hätte — Metalle, Steine, Wasser. So bald er beginnt, flieht Jedermann in die entlegensten Zimmer, genießt blos Reiß, Gemüse, Baumfrüchte und Zitronensaft; badet und räuchert sich; die Straßen sind menschenleer und Niemand wagt sich hinaus. Wehe den Reisenden, die kein Obdach unterwegs antreffen, kein Wäldchen, keinen schützenden Baum! ihr Tod ist gewiß, wenn nicht der Wind in einigen Stößen sich erschöpft, in welchem Fall sie dadurch gerettet werden, daß sie sich mit Gesicht und Körper platt auf die Erde niederwerfen. Die Wirkungen desselben sind so heftig, daß Kameele, die durch seinen tödtlichen Hauch in den Sandwüsten erstickten, vorgeblich in drei Tagen so leicht waren, daß man sie mit einer Hand aufheben konnte. Das nämliche ist der Fall mit Menschen. — Nach Andern aber ist diese letztere Erscheinung die Wirkung der gewöhnlichen Trokkenheit der Luft.

Bei dieser überaus großen Trockenheit der Luft würde wahrscheinlich die Pest in Aegypten wenig gefährlich seyn, wenn die Anstalten der Einheimischen dagegen zweckmäßiger wären. Zum Glück bricht sie nur gegen das vierte oder fünfte Jahr aus, wo sie denn in Kahiro so arg wüthet, daß nach einigen Angaben zuweilen dreimalhunderttausend Menschen daran sterben sollen. — Dabei würde, ohne den jährlichen Zufluß von Fremden, die Stadt aussterben. — Aber der Mahomedaner überläßt sich ruhig seinem Schicksal; denn ihm kann, nach seinem Glauben, nichts widerfahren, was ihm nicht vom Schicksal bestimmt ist. Kein Vorkehrungsmittel, keine Vorsicht wird angewendet, und daher wüthet die Pest freilich unglaublich. Die klügern Franken (Europäer) schließen sich aber, so bald die Anzeigen der Pest gewiß sind, mit den Ihrigen in ihre Quartiere oder in die Häuser ein, und

brechen alle Verbindungen mit der Stadt ab, sprechen nur in dringendsten Fällen mit andern Personen, und nur aus der Ferne; lassen, was sie an Lebensmitteln und sonst nothwendig brauchen, durch ihre Bedienten, die in der Stadt wohnen, holen, und durch eine Oeffnung in der Thür, in einen Wassertrog werfen, oder fassen es mit eisernen Zangen an, und tauchen es ins Wasser, wodurch die Gefahr des Ansteckens getilgt werden soll. So leben die Europäer (Franken) Monate lang abgesondert von den übrigen, und retten ihr Leben, indessen die Stadt in Jammern und Wehklagen versunken ist, die Leichenzüge die Straßen, und das Geheul der Klageweiber die Luft erfüllen. — Erst zu Ende Mai's hört mit dem Nordwinde das Wüthen der Pest auf.

Die Hauptquelle vom Segen des Landes ist der einzige Fluß Aegyptens, der Nil, welcher aus der Vereinigung zweier Flüsse (nach einigen Angaben im Lande der Agows unter dem 7ten Grad südl. Br., s. Habesch) entsteht, in welche mehrere Bäche fallen. Alle diese Wasser kommen aus den Gebirgen von Habesch, und gehen als Nil durch einen großen Strich Nubiens und durch Aegypten hin, und fallen in zwei (ehedem in sieben) Mündungen ins Meer, welche beide, nebst der Seeküste das fruchtbare Delta bilden, welches seiner Figur wegen also genannt wird. Das bekannte starke Anschwellen dieses Stroms, welches den ältern Zeiten so wunderbar schien, ist eine Folge der Regenzeiten, die in den Ländern, welche am Aequator liegen, regelmäßig eintreten, und mit den trockenen Zeiten abwechseln. In den Ländern zwischen dem 1sten und 20sten Grad nördlicher Breite fängt die Regenzeit im April an, und dauert bis zum Oktober oder November, und von da an bis zum April ist trockene Jahreszeit. In den Ländern südlicher Breite ist Regenzeit, wenn in den nördlichen trockne Zeit ist. — Nicht nur der Nil, sondern alle Flüsse dieser Ge-

genden treten in der nassen Jahreszeit aus, aber freilich der Nil hat das voraus, daß er sich am regelmäßigsten unter allen hält.

Bald nach der eingetretenen nassen Jahreszeit hört der Nil auf zu sinken, sein Wasser wird trübe und fängt an in eine Fäulniß überzugehen. Dann fängt er aber auch, wiewohl anfangs unmerklich, nach und nach aber stärker und sichtbarer an zu schwellen. Dies geschieht gewöhnlich im April. Das Wachsen des Flusses dauert in wenig starker Zunahme den Mai und den halben Junius fort, von da an wird das Wachsen stärker, etwa vom 18ten, 19ten Jun. an. Täglich wächst der Strom anfangs zwei bis fünf, in den nachfolgenden Wochen aber täglich fünf bis zehn Zoll; erreicht im September seine größte Höhe, überschwemmt alles, und tritt selten vor dem November in seine Ufer zurück, wiewohl er im September schon zu schwellen aufhört.

Um die Zeit gleicht Aegypten einem großen See, aus welchem Städte und Dörfer, wie Inseln, nebst den Wipfeln grüner Wälder hervorragen. Allerlei Fahrzeuge bedecken das Wasser, und bringen Leben in die Einförmigkeit der Wasserfläche. — Die Städte sind durch erhöhete Landstraßen mit einander verbunden.

Auf das Anschwellen des Stroms ist die Aufmerksamkeit des ganzen Landes gerichtet, und es wird der Gegenstand aller Gespräche. Ein eigener Schech (Scheik), der die Aufsicht darüber hat, untersucht an einer im Nil stehenden Säule (Mikkias) die Höhe des Stroms, und gibt zuerst dem Pascha, dann den Einwohnern Kahira's Nachricht — eine Nachricht, auf welche alles harrt und hofft. Entspricht das schnelle Steigen den Wünschen des Volks, so ist alles froh, und rechnet auf reiche Erndte und wohlfeile Zeit. Sobald der Fluß 16 Dea (etwa 12 Ellen) gewachsen ist, so wird darüber eine förmliche Urkunde gefertigt, und die Pächter, welche sonst von den

Pachtgeldern frei gewesen wären, müssen jetzt schon einen Theil derselben für die künftige Erndte im Voraus entrichten. Indessen geben 16 Dea doch nur ein schlechtes Jahr, 18 Dea ein besseres, aber 20 bis 22 Dea ein reiches Jahr. Schwellt der Fluß bis 24 Dea und drüber, so ist das auch nicht erwünscht.

Um die Segnungen des Stroms zu benutzen, hat man schon von den ältesten Zeiten her mehrere Anstalten, und vorzüglich viele Kanäle gemacht, durch welche der Wasservorrath in die verschiedenen Gegenden des Landes vertheilt wird. Diese Kanäle sind nach dem Flusse zu mit einem Damme versehen, welcher zur gesetzlich bestimmten Zeit durchstochen wird. Früher ihn zu durchstechen darf Keiner wagen, denn die Nachbarn würden es mit den Waffen in der Hand verhindern, zumal in wasserarmen Jahren — in überreichen nimmt man es freilich so genau nicht. Mit den Hauptkanälen sind mehrere Nebenkanäle in Verbindung. Diese alle werden, wenn der Fluß zu schwellen anfängt, gereinigt, damit sie desto mehr Wasser fassen. In den ältern Zeiten gab es dieser Kanäle viel mehr. Die Trägheit der jetzigen Regierung hat viele derselben eingehen lassen, und man rechnet jetzt nur noch 60 gangbare.

Am höchsten wächst der Nil zu Kahiro; in Niederägypten aber kann er nie zu dieser Höhe gelangen, weil er sich über eine große Ebene verbreitet, und nahe bei seinem Ausfluß steigt er nur um einige Dea, daher auch hier die Felder durch Wasserräder und andere Wasserwerke bewässert werden müssen. Uebrigens ist auf dem Nil die Hauptstraße der Reisenden und des Handels für ganz Aegypten, und außer ihm finden sich nur noch einige Bäche, die im Sommer versiegen.

Das Nilwasser soll sehr angenehm und gesund seyn — ein Lob, welches ihm selbst auch Europäer beilegen. (In ältern Zeiten ließen es sich manche ägyptische Könige über-

all auf Reisen nachführen.) Aber wenn das auch nicht wäre, so ist es ja beinahe das einzige Wasser, welches der Aegypter hat, da Quellen und Regenwasser so äußerst selten sind. Man sammelt dasselbe in Cisternen, hebt es sich in großen irdenen Gefäßen auf, und klärt es dadurch ab, daß man zerstoßene bittere Mandeln hineinwirft, und das Wasser stark bewegt. Man kennt fast nur eine einzige süße Wasserquelle in Aegypten.

Der Seen im Lande sind mehrere, unter welchen der See Birket Karum (See Möris von ältern Zeiten her), sehr berühmt ist. Er hat eine ungewisse Größe, salziges Wasser und eine Menge Fische. Man sagt, daß ein alter ägyptischer König, Möris, genannt, diesen See habe graben lassen. Muthmaßlich hat ein alter Regent einen schon vertieften Grund benutzt, um einen Kanal des Nils hinein zu leiten.

Der einst so berühmte See Mareotis (Mariut), bei Alexandrien, ist jetzt vertrocknet. Nur bei hoher Ueberschwemmung tritt etwas Nilwasser hinein. Der See Mensale (Manslet), nur durch einen schmalen Strich Land vom Meere getrennt, hat beim Austreten des Sees drei Nilausflüsse, und ist nicht nur der größeste unter den ägyptischen Seen, sondern auch der wichtigste, der Fischereien wegen, die jährlich 1200 Fahrzeuge und über 2000 Menschen beschäftigen, daher er auch eine bedeutende Pacht dem Pascha einbringt. Eine Menge von Inseln liegen im See, die von Fischern bewohnt werden. Die Fische kommen sowohl aus dem Meere, als aus dem Nil hinein, und eine Art davon gibt einen Kaviar. Bei Ueberschwemmungen des Flusses ist das Wasser süß, sonst aber sehr salzig.

Der See Birket el Hadsch (See der Pilgrimme), vier Stunden östlich von Kahiro, ist nur mäßig groß, und wird durch den Nil-Kanal bewässert, welcher Kahiro durchfließt, liegt in einer großen Ebene,

auf welcher sich alle nach Mekka wallfahrenden Pilgrimme versammeln. Der Karawanen-Scheik schlägt hier sein Zelt auf, und unter Zelten bergen sich auch die Pilgrimme, deren Anzahl sonst über 50,000 sich belaufen konnte. Nicht zu rechnen, daß sie alsdann Marketender, Handelsleute, und viele, welche bis hieher nur die Ihrigen begleiten, auch einfinden und fröhliche Schmausereien halten. Bei der Zurückkunft ist dieser See ebenfalls der Sammelplatz der Pilgrimme, die sich hier wieder trennen, wie sie hier sich sammelten.

Die Natronseen liegen in der Wüste des heiligen Makarius, und bringen das bekannte Laugensalz, welches im Feuer nicht verfliegt (feuerbeständiges), und in der Hauswirthschaft und bei den Fabriken vielfältig gebraucht wird. Gewöhnlich sind diese Seen neun Monat trocken, im Winter aber etwa mit sechs Schuh Wasser angefüllt, welches von röthlicher Farbe ist, und nach der Verdunstung eine zwei Schuh dicke Salzrinde zurückläßt, die man mit Hacken losbricht und auf Kameelen fortbringt. Es sollen an 36,000 Zentner gewonnen werden.

Die Oberfläche von Aegyptens Boden ist meistentheils ein feiner röthlicher Sand, aber im Nilthale findet sich eine schwärzliche, lockere und fette Thonerde, die verschiedenartige Salztheile enthält. Man erbauet viel Getreide (30 bis 50, selten 100fältig) und mancherlei europäische Feldfrüchte; Weizen vorzüglich in Oberägypten, Reiß in Niederägypten, welcher hundertfältig Frucht gibt; gemeine Hirse und Durra, oder indianische Hirse, welches das gewöhnliche Nahrungsmittel der niedern Stände ist, und durch seine Stengel selbst das Material zu Hütten liefert; Baumwolle und vorzüglich häufig Zuckerrohr. Die Papierpflanze (Papyrus), deren man sich sonst zum Schreiben bediente, ist jetzt sehr selten, aber das Nilrohr häufig, dessen Blätter man als

Hanf zu Stricken verarbeitet. Von Küchengewächsen hat man die meisten europäischen, übrigens noch guten Indigo, Flachs, Hanf, das Al Henna-Kraut, aus dem man einen Teig macht, um Nägel, Haar und Hände gelb oder röthlich damit zu färben; Sennesblätter, Aloe, Jalappe, Koloquinten und Sodapflanzen.

Wälder und Gesträuche sind äußerst selten; daher man auch nur von Stein oder Erde die Häuser bauet, und zur Feurung sich mit Stengeln und Stoppeln, Schilf und getrocknetem Mist der Thiere behelfen muß. Doch findet man in Gärten und Pflanzungen viele Bäume, am häufigsten die Dattelpalme, die einen vielfältigen Gebrauch zuläßt; denn außerdem, daß in Oberägypten Tausende fast allein von Datteln leben, werden sie auch eingemacht ausgefahren, zum Brantwein verbraucht, die gemahlnen Kerne Kameelen gefüttert, die jungen Sprossen zu Leckereien verwendet, aus den Fasern Taue, Stricke u. s. w. verfertigt, die Blätter zu mancherlei Korbflechtwerk, zu Fliegenwedeln und zum Ausstopfen von Polstern und Matratzen gebraucht. Manche andere Palmen sind ebenfalls sehr nützlich; unter den Feigen ist der Sykomor oder die Pharaonsfeige am häufigsten; die Kassia ist des Handels, eine Art Akazie ihres trefflichen Holzes und des arabischen Gummi's wegen wichtig. Unter den Obstarten findet man die meisten europäischen, zum Theil in großer Menge und Güte; Oliven werden nur noch in der Provinz Fajum stark gebaut, mit Oel oder Salz eingemacht, und in der Fastenzeit von den morgenländischen Christen genossen. Eben diese Provinz ist ihrer überaus großen Rosenzucht wegen berühmt; man trifft ganze Rosenhaine, indem das Rosenwasser weit und breit im Morgenlande versendet, und in den Harems oder Bädern häufig gebraucht wird.

Der Landbau würde in Aegypten weit besser seyn, wenn die Fellahs oder Bauern nicht einestheils beinahe

Leibeigene der Mammelucken wären, die die Grundherren alles Landeigenthums sind, und anderntheils von den Beduinen nicht so oft gezwungen würden, Schutzgeld zu zahlen, und die Räubereien derselben abzukaufen.

Das Thierreich hat Rindvieh und Büffel in großer Menge; die ägyptischen Pferde sind sehr geschätzt, und die Maulthiere stehen mit ihnen beinahe in gleichem Preis; zum Reisen bedient man sich mehr der Esel, die hier von einer schönen und großen Art sind; zu Lastthieren dienen die Kameele am meisten; Schafe und Ziegen zieht man des Fleisches, der Wolle und Felle wegen, sie werfen jährlich zweimal zwei bis drei Junge; die Katzen stehen noch von alten Zeiten her in großem Ansehen, dahingegen die Hunde dieses alte Ansehen, das sie einst in Aegypten hatten, verloren haben, wie überall, wo Mahomedaner sind. Sie sind auf den Straßen sehr beschwerlich — zuweilen werden sie von barmherzigen Leuten gefüttert, und Reiche setzen ihnen auch wohl Vermächtnisse aus. — Löwen, Hyänen, Schakals, Wölfe, Jerboas oder Springhasen, eine Art wilder Schweine u. s. w. finden sich, aber nicht häufig, und sind nebst Gazellen und Antilopen nur in Wüsten zu treffen; das Nilpferd hält sich blos oberhalb des Wasserfalls auf, und ist den Pflanzungen sehr schädlich, nützlich aber dadurch, daß es das Krokodil befehdet und umbringt, welches sich jetzt ebenfalls nur oberhalb des Wasserfalls häufig findet. (Ersteres soll nach neueren Angaben jetzt ganz verschwunden seyn.) Das ehedem heilige Ichneumon oder die Pharaonsratte wird nützlich, da es die Eier des Krokodils ausfrißt, Ratten und Mäuse (aber auch Hühner und Tauben) anfällt, wie es denn in seiner Lebensweise viel mit unserm Wiesel gemein hat; Schlangen und Vipern sind sehr häufig; Fische verschiedener Art sind in großer Menge vorhanden, und unter den Vögeln finden sich der Strauß, den man oft zahm in Höfen hält, Geier, Habichte, Sperber u.

s. w. Eine Art Geier wird so zahm, daß sie unter den Tauben anzutreffen ist; Störche sind noch sehr häufig, und eine Art derselben ist der Ibis der Alten gewesen*); mancherlei Arten wildes Wassergeflügel wohnen auf Seen und Sümpfen, unter welchen der Pelikan, wie der Cormoran in China, zum Fischfang abgerichtet wird. Unter dem zahmen Geflügel hält man vorzüglich Tauben, und man findet überall Taubenhäuser; Hühner werden in großen Oefen künstlich ausgebrütet, und zwar gewöhnlich 6000 auf einmal. Man rechnet, daß jährlich an 90 Millionen auf diese Weise ausgebrütet werden, wahrscheinlicher weit weniger. (Man will noch 386 Brutöfen haben, welche 300,000 Hühner ausbrüten.) Nur Einige sollen im Besitz des Geheimnisses dieses künstlichen Ausbrütens seyn. — Die Bienenzucht ist vortrefflich, und wird mit Sorgfalt betrieben. Man führt die Bienenstöcke eigends auf dem Nil nach Oberägypten, und das Schiff, auf dem sie sind, legt an solchen Plätzen an, wo reichliche und angenehme Nahrung vorhanden ist. Zwei Monate verweilt der Schiffer an verschiedenen Stellen Oberägyptens, und kommt dann wieder mit einer reichen schweren Ladung in Niederägypten an. — Fische gibt das Meer und der Nil.

An Mineralien ist das Land nicht reich. Nach Metallen hat man nicht gesucht. Steine verschiedener Art — Alabaster, Marmor, Porphyr — sind häufig; hin und wieder findet man Smaragden; auch, wovon jedoch neuere Reisende nichts berichten, Steinöhl, und Schwefel in der thebaischen Wüste. Aus dem Thon werden in Oberägypten große Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers gemacht. Die häufigsten Mineralien sind Schwefel, Kochsalz, Salpeter, Alaun und Natrum.

*) Welche Art? ist noch unausgemacht, mancher Untersuchungen ungeachtet.

Nicht unbedeutend ist der Handel. Man führt Hanf, Flachs, Baumwolle, roh und verarbeitet, Häute, Wachs, Sennesblätter, Salmiak und Natrum aus; der Karavanenhandel zwischen Asien und Afrika ist sehr lebhaft, und zuweilen eine Karavane mit Gummi, Elfenbein, Goldstaub, Sklaven, Straußfedern an 5000 Kameele stark.

Obwohl Aegypten als eine Provinz des türkischen Reichs betrachtet wird, dessen Sultan einen Pascha dorthin sendet, so gilt doch dieser wenig oder nichts; sondern die Beis haben sich in das Land getheilt, deren Zahl aber (24 nämlich) selten vollzählig ist; diese Beis werden von der Mammelucken gewählt, und leben oft in Kriegen mit einander *).

Ein Diwan oder Oberstaatsrath wird von den Beis und andern vornehmen Staatsbeamten, unter Vorsitz des Pascha's gehalten. Die gesammten Einkünfte waren in den Händen der Beis, die aber dem Großherrn zu Konstantinopel 650,0000 Thaler, und nach Mekka zur Moschee 420,000 Thaler jährlich senden müssen. Sämmtlich sollen sie 12 Mill. Thlr. betragen.

Man theilt Aegypten in Ober-, Mittel- und Niederägypten ein, deren Einwohner man zu 2½ Million rechnet, die in 2500 Städten und Dörfern wohnen sollen.

1) Oberägypten oder Said, in welchem

Siut (Assiuth), am linken Nilufer, eine nicht unbedeutende Stadt ist, die starken Handel mit Opium treibt. In ihrer Nähe sind sehr merkwürdige Höhlen mit Sälen, Kammern, Grabmälern u. s. w. Man will vermuthen, daß sie in den früheren Zeiten des Christenthums Einsiedlern zum Aufenthalt

*) 1811, im März, brachte der Pascha die Beis nebst 500 Mamelucken durch Meuchelmord um, worauf ein verheerender Krieg losbrach.

gedient haben. Es wohnt hier ein koptischer Bischof. Sonst war hier der Sammelplatz der Karavanen, die nach Sennaar reiseten.

Abutig ist seines Mohnbaues und seines daraus bereiteten Opiums wegen berühmt; Maraga bauet in seiner Ebene den besten Weizen des Landes; Achmin, der Sitz eines Emirs, verfertigt viel groben Kattun und irdenes Geschirr; die koptischen Christen haben hier ein Kloster. Girge, oder Dschirdsche, ist die Hauptstadt Oberägyptens, am westlichen Ufer des Nils, mit mehreren Moscheen, Märkten und Plätzen. Es ist gleichsam der letzte Punkt, wo die Osmanen gelten, denn weiterhin wohnen freie Araber. Cossir am arabischen Meerbusen, in einer höchst öden baum- und graslosen Gegend. Der Handel mit Mochakaffee und der Durchgang von ägyptischen und ostindischen Waaren sind hier stark. Dendera (Tentyra) ist wegen der Ruinen eines alten Isistempels; die große Stadt Kenne ihrer irdenen Gefäße wegen; Luxor, am rechten Nil-Ufer, wegen der Ueberbleibsel von dem alten Thebä berühmt, z. B. der Statüe Memnons; bei Assuan oder Syene, die einst eine Grenzstadt gegen Aethiopien war, ist der erste Wasserfall des Nils, 3000 F. breit und 8 F. hoch. Auf der hier befindlichen Nilinsel Elephantine sind 2 schöne antike, gegen 40 F. lange Tempel. In der Nähe sind, einst hochberühmte, Granitbrüche. — Das Dorf Edfu (einst Apollinopolis) hat auch 2 Tempel. Der größere hat 424 F. Länge, bei 212 Fuß Breite und 107 Fuß Höhe. Lehmhütten stehen auf dem platten Dache. Die Bewohner derselben, Araber, schütten allen Unrath durch die obere Oeffnung in den Tempel.

2) Mittelägypten, oder Wostani, in welchem der Nil breit und voller Inseln ist, hat an der Ostseite die Wüste Dschofar, durch welche die Karavane muß, welche von Kahiro nach dem an der Westseite des arabischen Meerbusens gelegenen Suez will, wo starker Handel getrieben wird. Zum Glück sind in der Wüste mehrere angebauete Stationen.

Kahiro (Cairo, Kahira, Mesr) auf einer Ebene, zu beiden Seiten eines Hauptkanals des Nils, und zugleich Aegyptens Hauptstadt. — Man schätzt ihre Einwohner auf 300,000 (Andere nicht auf halb so viel). Die Stadt ist in vier Haupttheile getheilt, und östlich auf einem Hügel das Schloß, in welchem der Pascha der Pforte residirt. Die Einwohner nennen ihren Ort die Mutter der Welt. — Man rechnet über 300 (Andere 700, und Andere sogar 1150) Moscheen, eine mahomedanische hohe Schule, wo Logik, Astronomie, Astrologie, Ge-

schichte und Mahomedanismus gelehrt werden, und die einzige im Lande ist; zwei Franziskanerklöster, zwei griechische Kirchen, 36 jüdische Synagogen; die Chans, Kahns oder Okals oder Waarenniederlagen sind dauerhaft und sicher, und unter den angeblich 70 öffentlichen Bädern manche schön. Die größtentheils aus Backsteinen erbaueten Häuser sind nach morgenländischer Art platt, mit Fenstern nach den Höfen zu, und häufig daneben Gärten und Teiche, der Kühlung wegen. Da man hier nur aus einem leichten vergänglichen Stein, und häufig nur aus Lehm bauet, so sind die großen Schutthaufen nicht schwer zu erklären, die man hier sowohl, als beinahe vor allen ägyptischen Städten findet. Die Okals sind noch am festesten gebauet; doch auch manche Häuser sind aus festerem Gesteln aufgeführt. — Der Nil tritt bei den Ueberschwemmungen in verschiedene Gegenden der Stadt, welches sehr wohlthätig ist, damit die Haufen von Unrath, die sich niemand die Mühe nimmt, fortzuschaffen, weggespült werden. Die unregelmäßigen und ungepflasterten Gassen sind mit dicken Staubwolken angefüllt, denn das Verkehr ist hier lebhaft, da Cairo der Mittelpunkt des Handels zwischen der Europäischen Türkei, dem nördlichen Afrika, dem mittelländischen Meere, Arabien, Indien und Abyssinien ist. — Die Manufakturen der Stadt, in welcher einige Zeuge (Kamelotte, Tapeten) verfertigt werden, sind nicht sehr bedeutend. In dem Josephs Pallast, welcher ein Theil des festen Schlosses ist, wo der türkische Pascha wohnt, wird das Tuch gewebt, welches jährlich nach Mekka gesendet wird. (S. Asien.) Eine Wasserleitung von 317 Schwibbogen bringt das Nilwasser nach dem Kastel oder Schloß. Für die übrigen wird das Wasser in ledernen Schläuchen auf Eseln und Kameelen nach der Stadt gebracht. Auch macht man viel Wesen aus dem Josephsbrunnen, der 276 Fuß tief seyn soll. Die Einwohner der Stadt sind übrigens ein Gemisch verschiedener Völker aus Asien, Afrika und Europa. Die Juden haben ein besonderes Quartier, und überhaupt ist die Stadt in verschiedene Bezirke abgetheilt, deren jeder durch Thore verschlossen wird.

Bulak ist eine Art Vorstadt von Kahiro, indem es nur eine halbe Stunde davon entlegen ist. Es liegt östlich am Nil, also mit der Stadt auf gleicher Seite des Flusses, und hat den wichtigsten Hafen von Kahiro. Alle von Damiat und Raschid hieher kommenden, und wieder dahingehenden Waaren, werden hier verzollt, und in den hiesigen Niederlagen oder Okals bewahrt man Holz, Reiß, Korn, Natrum, Safflor u. s. w. auf. Es wird ein starker Markt gehalten, und die Lebensmittel sind sehr wohlfeil. — Nicht weit davon liegt

Fostat, wo einige Reisende bedeutende Ruinen wollen gefunden haben, hat ein Zollhaus für die Waaren aus Oberägypten, ein Okal, wo das Korn aufgeschüttet wird, und die Gar-

tenhäuser vornehmer Kahiraner finden sich hier. Sie und Bulak werden noch zu Kahiro gerechnet.

Matare, zwei Stunden von Kahiro, enthält die Ruinen des alten Heliopolis, und die einzige bekannte süße Quelle in Aegypten.

Die Insel Rodda ist gleichsam der Küchengarten von Kahiro, und eben auf ihr ist der Nilmesser, oder Mikkias, d. h. die in Grade abgetheilte Säule, die in einem viereckten Thurm steht.

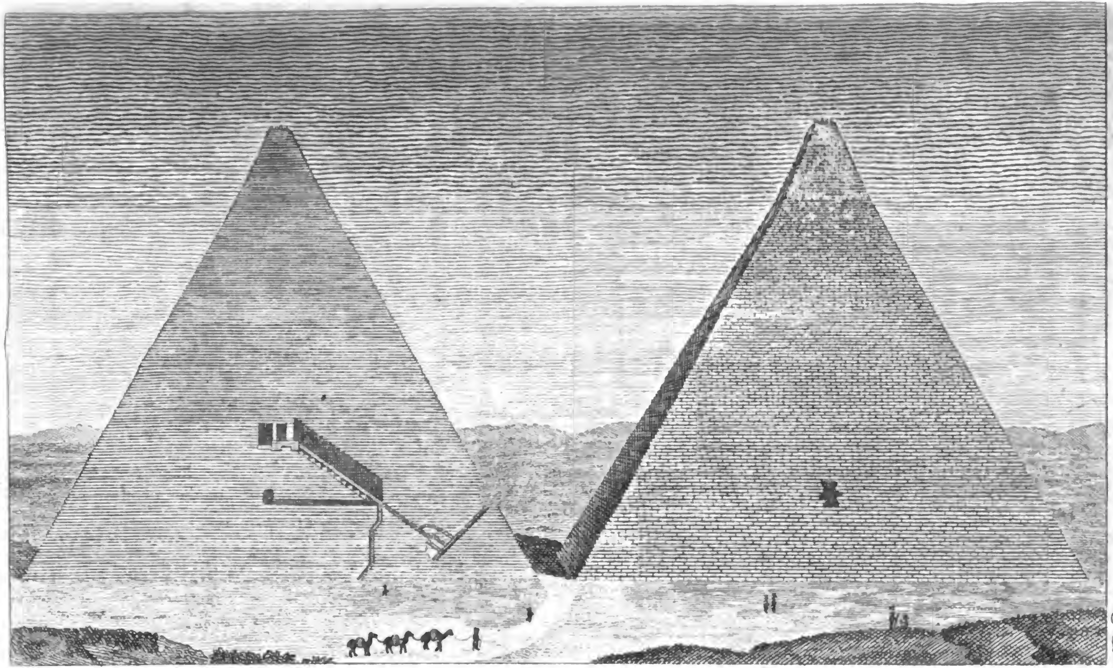
Ogize oder Ghize (Dschise), Kahiro gegen über, ist eine kleine Stadt, wo irdene Waaren, Dachziegel und Salmiak verfertigt werden. Ob in dieser Gegend das alte Memphis gestanden, ist ungewiß, aber auch ohnedies ist die Stadt merkwürdig genug; denn hier sind die vier berühmten Pyramiden, von welchen man auch jetzt noch nicht weiß, welche Bestimmung sie gehabt haben, — ob sie zu Grabmälern der alten Pharaonen, oder zu den Geheimnissen ägyptischer Priester dienten, oder wozu sonst? Sie sind höchst wahrscheinlich nebst einigen Hindustempeln in Asien die ältesten Gebäude, welche von ehemaligen Zeiten übrig geblieben sind. Die größte derselben, oder die Pyramide des Cheops, hat auf jeder ihrer vier Seiten (welche oben in eine gemeinschaftliche Spitze zusammenlaufen) am Grunde 710 Fuß, bei einer senkrechten Höhe von 448 Fuß. Alle stehen auf einem Felsengrund, und sind aus großen Quaderstücken zusammengesetzt, die in 27 Schichten übereinander liegen. — Diese Gebäude sind so erstaunenswürdige Menschenwerke, daß manche geglaubt haben, sie seyen gar nicht von Menschen gemacht, sondern man habe schon vorhandene Felsen in diese Form gehauen, und also durch Kunst nur der Natur nachgeholfen.

Die Bildsäule des Sphinx ist jetzt größtentheils mit Sande bedeckt, und aus einem einzigen Felsenstück von 27 Fuß Höhe gehauen, und die

Mumienfelder sind eine sandige große Ebene mit vielen angeblich meilenlangen unterirdischen Gängen und Gewölben (Katakomben), zu welchen man durch senkrechte oft zehn Ellen tiefe Oeffnungen, die gewöhnlich zuvor erst geräumt werden, herabsteigen muß. In den Gängen trifft man die Mumien, nicht allein von Menschen, sondern auch von Thieren.

Monfalut ist durch seine Früchte, seine Linnenmanufakturen, und durch die Karavanen, welche hier aus Bornu und andern Gegenden ankommen und Sklaven mitbringen, sehr lebhaft.

Menie verfertigt viele Krüge, und Benisuef (Benesurif) berühmte gestreifte Teppiche.



3r Bd

Die grosse Pyramide von Ghize.

Die Provinz Fajum gehört noch hieher. Ein fruchtbares Land, wiewohl es von dem Nilthale durch die Lybischen Gebirge abgesondert ist, und nur durch eine einzige Oeffnung in diesem Gebirge mit dem genannten Thale zusammenhängt. Durch diese Oeffnung geht ein Kanal, welchen die Sage noch für ein Werk des alten Patriarchen Joseph ausgibt, daher er auch Jussufskanal heißt, welcher durch Schleusen und kleine Kanäle sein Wasser der ganzen Ebene mittheilt, und es in den See Möris, oder Birket Karum, wieder sammelt. Die Provinz ist reich an Flachs, Wein und Obst, der Oehlbaum wächst wild, und ganze Felder sind mit Rosensträuchern und Feigenbäumen besetzt. Die Hauptstadt der Provinz, gleiches Namens mit ihr, liegt drei Tagereisen von Kahiro, und verfertigt grobe wollene und linnene Zeuge, Leder und lederne Schläuche, das Wasser darin aufzubewahren; das Rosenwasser, welches sie destillirt, und ihre Fußteppiche und Shawls, sind im ganzen Morgenlande berühmt. — Die hiesigen Leinweber sind meistentheils Kopten. — Man findet übrigens in dieser sehr unbekannten Provinz noch manche Ueberbleibsel älterer Zeiten; vorzüglich merkwürdig ist ein aufrechtstehender Obelisk und Pyramiden, die aber kleiner sind, als jene bei Dgize, und kein Fußgestell haben. Der erstere soll ein Ueberbleibsel des alten Labyrinths seyn.

Die von Einigen zu Oberägypten gerechneten Oasen, von welchen man außer der großen und kleinen noch eine dritte zählt, sind fruchtbare Landstriche, die ringsherum mit dem todten Sand der Wüste, wie die Inseln von Wasser, umgeben sind. Sie liegen nach der lybischen Wüste zu, und haben ihre Fruchtbarkeit den Wasserquellen zu danken, mit welchen sie gesegnet sind. Europäer sind nie bis hieher gekommen. — Die Karavanen aus Sennaar und Darfur nach Siut nehmen ihren Weg über die große Oase, und machen hier Station. — Man nennt in den Oasen einen Hauptort Charje oder Dscharjeh, welchen die Karavane außer drei andern kleinen Oertern berührt. — Die kleine ganz unbekannte Oase soll der Sammelplatz aller in den Wüsten umherschwärmenden Beduinen seyn, die größeren aber unter einem Bei stehen.

3) Niederägypten oder Bahri. Nordwärts von Kahiro theilt sich der Nil in zwei Arme, die in ihrem Laufe immer mehr von einander abgehen, und dadurch das sogenannte Delta einschließen, wozu aber noch manche Orte, östlich und westlich, des rechten und linken Nilarms gehören. Es sind Inseln, aus den Armen und Kanälen des Nils gebildet, die diesen Theil Aegyptens ausmachen, der aus einer ungemein fruchtbaren Ebene

besteht, die reich bevölkert ist. — der Nil ergoß sich hier fast in sieben Armen ins Meer, von welchen fünf (wahrscheinlich nur Kanäle) eingegangen sind. Die beiden übrigen Arme gehen bei Rosette und Damiate vorbei.

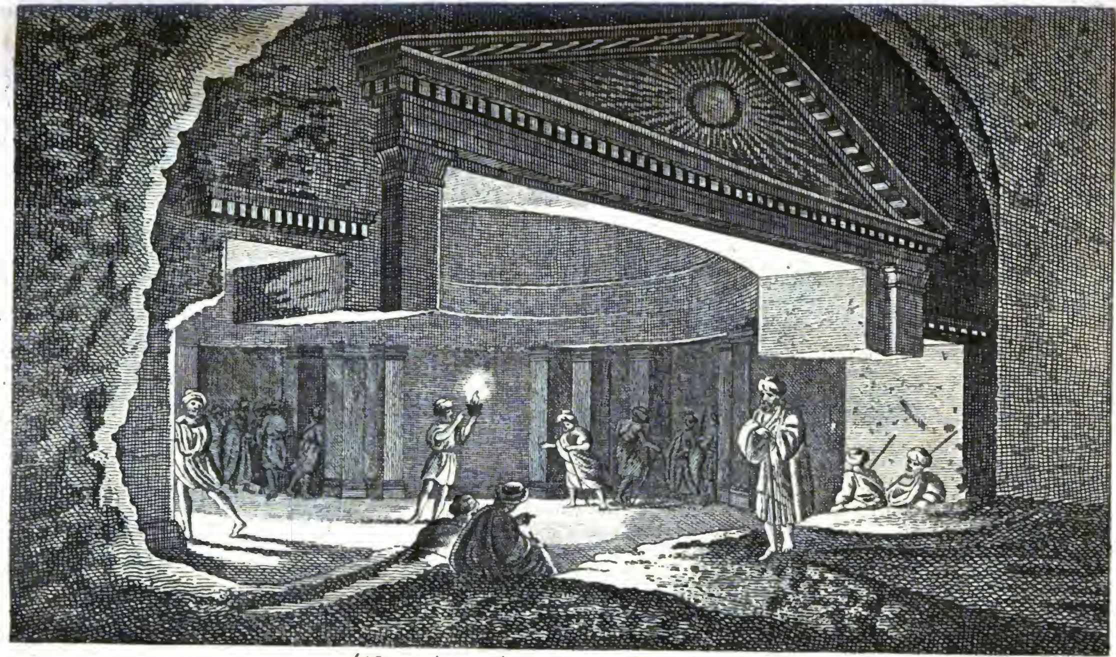
Alexandrien, mit etwa 10,000 E. (20,000), auf einer Erdzunge am mittelländischen Meere, mit zwei Hafen nach Osten und nach Westen, von welchen der erste sehr schlecht, und daher den Europäern zum Einlaufen bestimmt ist. Man darf hier an keine geraden und breiten Straßen, an Straßenpflaster und schöne Häuser denken. In alter Zeit war sie eine wichtige und reiche Stadt, von der man die Ruinen noch zum Theil vorfindet. Hier war der Tempel des Serapis, die große Bibliothek der Ptolomäer (mit 600,000 Bänden); und die berühmte Pompejussäule (88 Fuß hoch), aus drei großen Granitmassen zusammengesetzt, ist noch gegenwärtig vorhanden, eben sowohl als der (60 Fuß hohe) Obelisk der Kleopatra, welcher dabei steht. Ehemals war hier ein Hauptort für den Venetianisch-Ostindischen Handel. — Die Halbinsel Farillion oder Pharus liegt vor den beiden Häfen und ist durch einen langen Damm mit Alexandrien verbunden. Von dem ehemals hochberühmten Leuchtthurm oder Pharus aber findet man nichts mehr. In der unangebauten Gegend umher wohnt der räuberische Araber.

Das Dorf Abukir ist bekanntlich erst in neuern Zeiten durch die Seeschlacht 1798 im August merkwürdig geworden. Es hat ein festes Schloß.

Raschid (Rosette), soll an 40,000 (12,000) E. haben. Die Lage der Stadt ist unter den Städten dieses Landes die angenehmste, und der Handel derselben lebhaft, denn alle Waaren, welche von Kahiro den Nil hinaufgehen, kommen hieher. Man webt Linnen- und Baumwollenzeuge und bereitet Oehl. Die Griechen und Kopten haben hier auch ihre Kirchen.

Damiat (Damiette), mit angeblich 60,000 E. Der Handel der Stadt, vorzüglich der mit Kaffee oder Reiß, ist bedeutend. In den hiesigen Waarenlagern findet man viel indische Zeuge, Seide, Salmiak u. s. w. Man erbaut viel Flachs in der Nähe, und webt Leinwand daraus. Die Ausfuhr an Reiß und Kaffee soll jährlich 600,000 Säcke betragen. Die Häuser sind meistentheils wie in den übrigen Städten Aegyptens — nämlich elend.

Bei der auf einer kleinen Insel gelegenen Festung Tant versammeln sich im Julius mehr als 200,000 Menschen, um des Grabmals eines heiligen Imans wil-



Katakomben zu Alexandrien.

ken, wobei sich denn Gaukler, Tänzerinnen und ähnliches Gesindel einfindet.

Die drei Tagereisen lange Sandwüste des Heil. Makarius gehört noch hieher mit seinem koptischen Mönchskloster, und mit seinen sechs, 6 Stunden langen Natronseen.

Der See Menzaleh ist etwa 24 Stunden lang und 8 breit. Auf seinen kleinen Inseln wohnen Fischerfamilien.

Die Einwohner Aegyptens

sind ein seltsames Gemisch verschiedener Völkerschaften, denn alle Eroberer, in deren Hände das Land fiel, ließen einen Theil ihrer Nation in demselben zurück. — Die jetzigen Hauptklassen der Einwohner, außer den Türken, sind Araber, die etwa drei Dritttheile der gesammten Bevölkerung ausmachen, Kopten und Mammelucken und nach ihnen Griechen, Juden und Franken, oder europäische Christen, welche sich um des Handels willen hier aufhalten.

1) Araber.

Die Araber, welche wir schon an einem andern Orte kennen gelernt haben, sind hier nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit, sondern von einer Vermischung mehrerer Völker abgestammt. Die Fellahs oder Ackerbauer gehören zu denselben, welche jetzt die zahlreichste Klasse der Einwohner ausmachen, und in dem tiefsten Elend und in der härtesten Sklaverei leben, welches auch ihr trauriges Aussehen sattsam zu Tage legt.

Die Beduinen-Araber leben durch das ganze Land zerstreut, und in Familien unter ihren Scheicks, oder auch in Stämmen unter Emirn, beisammen, und

wohnen in Grotten, Höhlen, verfallenen Gebäuden und in Hütten und Zelten in abgelegenen Gegenden, wo Weide und Wasser in der Nähe sich findet, indem Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung ist, wiewohl sich auch einige mit der Jagd abgeben. Viele derselben leben auch blos und allein von Plünderungen. Sie ziehen bald da und bald dorthin, und mehrere kommen nur auf eine kurze Zeit aus Arabien und aus andern Gegenden, wenn die Weide am Nil reichlich ist, und ziehen nachmals wieder fort. Manche treiben auch ein wenig Ackerbau, ziehen aber nach gehaltener Erndte ebenfalls wieder weiter. Ueberall sind sie für ihre Nachbarn gefährlich, vertreiben die Fellahs oft aus ihren Besitzungen, und widersetzen sich auch wohl mit Nachdruck den Beis der Provinzen; können sie das aber nicht, so begeben sie sich in andere Gegenden. Sie leben übrigens wie die eigentlichen Araber, und sind stolz genug, sich im ganzen Ernst für das erste Volk der Erde zu halten.

Eine eigene Art Araber lebt in Städten und Dörfern mit festen Wohnsitzen, treibt Gewerbe, Feldbau und Viehzucht. Sie entrichten zwar eine Steuer an die Türken, stehen aber unter ihren eigenen Prinzen, die kleinere oder größere Distrikte beherrschen.

Auch unterscheidet man noch unter den Arabern die Mograbinen, welche aus dem westlichen Nordafrika ins Land auf gut Glück einwandern, mancherlei Dienste thun, und für überaus schlecht und tückisch gehalten werden.

2) Die Kopten,

deren vielleicht nicht mehr 30,000 Familien im ganzen Lande sind, sind die Nachkommen derjenigen Einwohner, welche die Araber bei Eroberung des Landes vorfanden; wiewohl auch sie schon ein Gemisch verschiedenartiger Völker waren. Die jetzigen leben unter den übrigen Einwoh-



Ein Araber.

nern zerstreut und im harten Drucke, unterscheiden sich durch Bildung, durch eine schwarzgelbe räucherige Haut, aufgedunsenes Gesicht, dicke hervorquellende Augen, dicke Wurstlippen, flache eingedrückte Nasen, durch Sitte und Religion von den übrigen Einwohnern hinlänglich, und verstehen schon seit geraumer Zeit ihre eigenthümliche Sprache nicht mehr, die jetzt nur noch beim Gottesdienste, beim Vorlesen der Bibel im Gebrauch ist, wobei aber zugleich die arabische Uebersetzung vorgelesen wird. — Die Miene dieser Armen ist stets trübe und finster. Sie dienen den Mahomedanern als Schreiber, Künstler, Mäkler, und treiben mancherlei Handwerke.

3) Die Mammelucken

waren ursprünglich Sklaven, die vorzüglich aus den Gegenden des Kaukasus kamen, von den Großen zu Hausbedienungen gebraucht, und oft auch zu Staatsämtern erhoben wurden. Als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts der schreckliche Dschingiskhan bei seinen Kriegen so viel Gefangene machte, daß alle Märkte Asiens damit angefüllt waren, so kauften viele asiatische Fürsten diese Gefangenen, zur Vermehrung ihrer Armeen, und der damalige Sultan Aegyptens, Noschmeddin, kaufte deren 12,000, die er in den Waffen unterrichten ließ. Dies war der Stamm der Mammelucken, welche zwar anfangs ein treffliches Kriegskorps ausmachten, aber bald genug auch, wie die Janitscharen, widerspenstig und unbändig wurden, und, zumal da ihre Zahl wuchs, sich in alle Regierungsangelegenheiten mischten, Sultane ermordeten und auf den Thron erhoben. Von funfzig Sultanen, die im Verlauf von zwei Jahrhunderten etwa regierten, waren mehrere Mammelucken gewesen.

Noch jetzt ergänzen sich diese Menschen, wie in den Zeiten ihres Ursprungs, durch gekaufte Sklaven. Sie sind auch zu stolz, sich mit eingebornen Aegypterinnen zu

verheirathen, und kaufen lieber georgische und tscherkassische Sklavinnen. — Die Sklaven unterrichtet man in der arabischen und türkischen Sprache und in den Waffen. Diejenigen, welche sich auszeichnen, erhalten bald bedeutende Hausbedienungen, die am Ende zu wichtigen Staatsämtern, und selbst bis zur Würde eines Beis führen können. — Sie waren in der That die Gewalthaber des Ganzen, aber ihre veränderliche Zahl läßt sich nicht angeben. 1811 betrug ihre Zahl 8000, von welchen sich ein Theil nach Nubien geflüchtet haben soll.

4)

Im Allgemeinen von den Einwohnern Aegyptens zu sprechen, so ist, bei der Verschiedenheit derselben, begreiflicherweise auch die Körperbildung sehr verschieden. Die feinste und stärkste Bildung haben die Araber, ihre Gesichtsbildung ist ganz national, und ihre Miene wild und frei; der Kopte ist bereits angeführt — die Wohlbeleibtheit gilt auch hier als eine allgemein erkannte Schönheit.

Der größte Theil der arbeitenden Klasse hat Stärke, Ausdauer und Gewandtheit. Fertige Schwimmer, treffliche Reiter und kunstvoll gelenkige Tänzerinnen (Ghasies) sind nicht selten.

Der Aegypter ist mäßig, wie der Morgenländer überhaupt; und der vornehmste und reichste, wie der geringste Mann, sind im Grunde darin ganz einerlei. Der geringste Taglöhner genießt bei seinen schweren Arbeiten so wenig, daß ein Europäer nicht begreifen würde, wie er dabei bestehen kann. Höchst elend ist die Kost des Städters und des Landmanns. Ein schlechtes Brodt von Durra über getrocknetem Miste gebacken, Wasser und rohe Zwiebeln sind das ganze Jahr des Landmanns Kost; und der Städter hat etwa noch ein wenig Oehl, um das Brodt hineinzutunken, und verlangt, ja kennt kaum etwas Besseres. — Glücklich ist, wer zuweilen etwas saure Milch,

Käse, Honig und Datteln zu einiger Abwechselung haben kann; Fleischspeisen können nur sehr Wohlhabende an höchsten Festtagen sich erlauben.

Der Beduine lebt von den Erzeugnissen der Heerde, und seine gewöhnlichen Speisen sind Milch und Käse, und Hammelfleisch an festlichen Tagen; sein Durra-Brodt, Reiß und Datteln tauscht er ein, oder raubt es, und wenn er ein Jäger ist, so hat er zuweilen eine Gazelle.

Bei den Großen ersetzen große und schwerbelastete Schüsseln der Mannichfaltigkeit der Gerichte. Das Hauptgericht ist immer Pillau (gekochter, stark mit Safran gewürzter Reiß, obenher mit Geflügel belegt), und Ragouts, Karbonaden von Hammelfleisch, Tauben u. s. w., Melonen und gefüllte Gurken, Obst und Backwerk sind die Nebenspeisen. — Man ißt eine Stunde nach Sonnenuntergang, und zwar Geflügel, Früchte und Gemüse. In den heißesten Monaten April und Mai sind Hülsenfrüchte, Kräuter, Fische die gangbarsten Nahrungsmittel. In der Fastenzeit ißt man, wie im übrigen Morgenlande, wo Mahomed gilt, erst nach Sonnenuntergang, und Schweinefleisch ist nicht nur den Mahomedanern, sondern selbst den Christen zuwider; Ochsen- und Büffelfleisch essen nur gemeine Leute.

Ein festliches Mittagsmahl (nach der Erzählung des Franzosen Denon) ist folgendes: Ein öffentliches Haus war in wenigen Augenblicken mit Kissen, Teppichen und Matten versehen. Parfümirtes Wasser, Pfeifen und Kaffee brachten die Bedienten. Eine halbe Stunde darauf wurde ein Teppich ausgebreitet, um welchen her man einen erhöheten Rand aus einigen Brodtarten und Kuchen machte. Der Mittelraum des Teppichs war mit kleinen Schüsseln voll Früchte, mit Konfekt und mit wohlriechenden Milchspeisen besetzt. — Das Alles wurde fast nur gekostet, und die Mahlzeit war in wenigen Augenblicken ge-

halten. — Aber zwei Stunden hernach trug man auf denselben Teppich eine neue Mahlzeit auf, anderes Brodt, große Schüsseln Reiß in fetter Fleischbrühe und Milch, halb gebratene Schöpse, Kalbskeulen und Kalbsköpfe, und eine große Menge Schüsseln über einander, worin Ragouts, Geelés, Konfekt und Scheibenhonig waren. — Stühle, Teller, Servietten, Löffel, Messer, Gläser u. s. w. kennt man hier nicht. Man hockt auf die Fersen nieder, reißt das Fleisch, das jedoch schon in Stücken zerlegt auf den Tisch kommt, mit den Nägeln ab, tunkt das Brodt in das Ragout und wischt sich auch die Finger damit ab. — Der Wirth muß von Allem zuerst kosten, und trinkt auch zuerst das in einer Kanne vorgesetzte Wasser; ohne Zweifel deswegen, daß die Gäste keine Vergiftung zu befürchten haben sollen. Nach dem Mahle empfängt man erst eine Serviette, wird ganz mit Rosenwasser beschüttet, und dann kommt Pfeife und Kaffee.

So wurden hier die Franzosen bewirthet, und nachdem diese abgegessen hatten, setzten sich die Einwohner vom zweiten Rang an ihre Stelle, nach welchen noch Geringere folgten, die aus Religiosität auch einen armen Bettler zuließen. Die Bedienten kamen zuletzt und räumten Alles auf. — Uebrigens war jedermann mäßig, und in zehn Minuten war die Menge der Schüsseln abgethan.

Man bereitet das Essen in kupfernen Gefäßen, trägt es aber in zinnernen Schüsseln auf, und geringere Leute haben, wie die Araber, statt des Tischtuches nur ein grosses Leder, welches auf die Erde hingebreitet wird, und Teller von Holz.

Das gewöhnliche Getränk ist Nilwasser, welches man in großen irdenen Gefäßen bewahrt, durch zerstoßene bittere Mandeln, oder durch bloßes Umrühren abklärt, durch Aufhängen und Umschwenken an der Zugluft kühl und frisch erhält, und häufig trinkt. Kaffee ohne Milch



Aegyptier

und Zucker ist allgemein unter allen Ständen, und er wird zwar nur aus kleinen Tassen, doch aber in Menge getrunken. Buß wird aus Wasser und Gerstenmehl mit einem berauschenden Zusatz verfertigt, und vom gemeinen Mann genossen. Scherbet ist so häufig, wie im übrigen Morgenlande, aber nicht eben so sehr der Gebrauch des Opiums, statt dessen man die Pillen von einer Art Hanf (Dacha oder Dakka) raucht. Das Tabaksrauchen wird leidenschaftlich von allen Ständen geliebt.

Die ägyptische Tracht verleugnet das Morgenland nicht. Der Beduinenaraber hat ein bis auf die Knie reichendes Hemd, ein Stück wollenes oder baumwollenes Zeug darüber, und ein Tuch um den Kopf gewunden. Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich nur durch die Farbe des Zeuges, und durch eine andere Art des Kopfputzes. Ein Hemd von blauer Leinwand und ein grober Mantel ist des Landmanns ganze Bekleidung, und die wenigsten haben Beinkleider. Der Kopf hat eine Mütze von Filz oder dickem Tuch, und ist mit einem Stück rothen Zeugs umwunden. Der arme Städter trägt ein langes, über den Hüften mit einem Gürtel umwundenes Hemd, und Beinkleider darunter; eine platte Mütze, mit einem Tuch umwunden, und manche haben auch ein Gewand von brauner Wolle über dem Hemde; aber barfuß gehen sie Alle.

Der reiche Kahiraner trägt ein feines Hemd, wie unser Frauenzimmer, nur noch mit weitern Aermeln, und darunter Beinkleider von Leinwand; an den Füßen leinene Socken, und Pantoffeln von dünnem Leder (Terliks). Hierüber werden lange und weite Beinkleider (Schackschir) gezogen, an welchen noch ein Paar leichte lederne Socken genäht sind, die Mests heißen. Diese Pantoffeln sind nur zum Hausgebrauch, aber beim Ausgehen zieht man andere an, ohne Quartier und Absätze. Statt der Strümpfe, die man nicht kennt, umwickelt man auf

Reisen die Beine mit wollenen Tüchern, und zieht dann Stiefeln darüber. — Ueber den Schackschir trägt man eine Art kurzen Schlafrock (Entari), der gewöhnlich aus einem ostindischen Stoffe gemacht, und mit Leinwand gefüttert wird, und darüber den noch reichern und kostbarern Kaftan, den über den Hüften ein Gürtel festhält, in welchen oftmals die Zipfel des Kaftans gesteckt werden, damit der Gang freier bleibe. Häufig steckt in dem Gürtel ein langes Messer mit prächtigem Griff. — Nicht genug an diesen Kleidungsstücken, trägt man noch über den Kaftan die Dscube, und über diese wieder einen Benisch. Die erste ist dem Kaftan gleich, nur daß sie überall, und sonderlich an den Aermeln kürzer ist, und wird von feinem, im Winter mit Pelz besetztem Tuch getragen. Manche tragen doch noch in der kalten Jahrszeit ein Pelzkleid darüber. Der Benisch ist das Staats- und Zeremonienkleid, ein weißer, langer und weiter Mantel. Wie leicht es ihnen in diesen Kleidern seyn mag, läßt sich leicht erachten. Gleichwohl wird häufig noch darüber der Schirwal gezogen — ein großes bis an die Brust hinanreichendes, und besonders auf Reisen übliches Paar Hosen.

Die verschiedenen Stände Aegyptens unterscheiden sich vorzüglich durch Form, Größe und Umwindung der Kopftracht, von welcher man drei Hauptarten hat. Das Hauptstück ist eine steife höhere oder niedrigere, unten gewöhnlich mit Leinwand umwickelte Mütze. Eine andere Art Mütze, der Kalpack, ist oben von Tuch, unten mit Lämmerfellen besetzt. Darunter trägt man ein rothes Käppchen (Fås).

Das Haar wird bis auf Einen Büschel abgeschoren, doch sind bei den Arabern mancherlei Veränderungen üblich. Der Bart wird auch hier mannichfaltig gemodelt, parfümirt, und nebst den Augenbraunen wohl gar gefärbt. — Die eigentliche Farbe des Muselmanns ist

grün, und kein Christ darf sie tragen (so wie er auch auf keinem Pferde reiten darf, sondern Esel nehmen muß); doch sind den Franken gelbe Pantoffeln vergönnt, welche Juden und morgenländische Christen nicht tragen dürfen.

Selten hat der Europäer Gelegenheit, eine Aegypterin von Stande kennen zu lernen. Man weiß jedoch, daß die weibliche Kleidung auch hier der männlichen gleich, aber nur noch reicher und feiner ist. Das lange, schwarze, mit Essenzen parfümirte Haar, welches mit kostbaren Perlenschnüren umwunden ist, flattert in natürlichen Locken, oder ist in kleine Zöpfe geflochten; bei Besuchen zeigt die Dame die größte Pracht, und läßt sich durch ihre Sklavinnen eine ganze Garderobe nachtragen, damit sie sich bei der Freundin wohl sechs bis achtmal umkleiden könne. Die Finger sind mit kostbaren Ringen geschmückt; die Lieder, Brahnen und Wimpern der Augen sind schwarz, Hände und Füße aber ganz, oder an den Nägeln, auroragelb gefärbt. — Die Bäder sind hier vorzüglich der Ort, wo man sich also zu putzen pflegt, und mit seinen Freundinnen sich unterhält.

Die Frauen der Armen tragen ein Kopftuch, ein blaues Hemde und weite Beinkleider, kleine Schellen an den Haaren und in den Ohren; in der Nase Ringe von Blei; Lippen, Kinn und Brust sind schwarz tättowirt; Hände und Füße gelb, aber die Nägel daran roth gefärbt. Beim Ausgehen trägt auch die gemeine Frau dennoch ihren langen Schleier, vom Kopf bis auf die Füße herabgehend (Vornehme haben einen seidenen schwarzen Schleier), und ihre Farbe ist ein mattes Schwarzbraun; dahingegen die Dame, die nicht viel aus dem Harem kommt, fast ganz weiß sieht. Da, wo die Augen sitzen, ist in dem Schleier eine Oeffnung geschnitten. — Der Gang einer Aegypterin soll edel, leicht und fest seyn.

Der Araber wohnt unter schlechten Zelten, in welchen jedoch jedes Geschlecht von dem andern abgesondert ist. Eine Strohmatte oder ein wollener Teppich dient als Stuhl, Tisch und Bette; ein ledernes Tischtuch auch als Speiseschrank, denn wenn man abgegessen hat, wird es mit dem am Rande herum durchzogenen Stricke zusammengeschnürt; ein Sack bewahrt das Korn, ein anderer die Gerste für das Pferd, und ein dritter die Kleider. Uebrigens hat man einen Hühnerkorb, ein Gefäß, die Hühner zu braten, einige Kaffeekannen und Töpfe, einiges Küchengeräth, oft von überzinntem Kupfer, und einige hölzerne Schüsseln.

Elend ist die Wohnung des Fellahs und des armen Städters. Ein wenig Erde mit gehacktem Stroh gemengt, ist alles, was man dazu nöthig hat. Nicht nur das Haus mit seinen Treppen, sondern auch häufig die Geräthe bestehen aus dieser Masse. Ganze Städte und Dörfer würden in einer Nacht einfallen, wenn es in diesen Gegenden regnete. Es fällt aber dennoch immer oft genug Haus oder Stall ein, aber man macht sich nichts daraus. Der Raum darin ist höchst beengt. In Oberägypten sind die Häuser fast nichts als große Taubenschläge, in welchen der Besitzer nur ein einziges Zimmer hat. Eine unsägliche Menge von Flöhen halten sich darin auf, die dem Europäer Entzündungen verursachen, gegen deren Stiche aber die harte Haut des Aegypters ganz unempfindlich ist.

Es ist schon erwähnt, daß Viele in Grotten wohnen, von welchen mehrere ehedem Gräber gewesen seyn mögen. Am Ufer des Nils erheben sich mehrere derselben, und bestehen aus Gallerien, Gängen und Kammern. Je höher sie sich erheben, desto mehr Pracht trifft man in Malerei und Bildhauerarbeit, und eine desto größere Menge abgebildeter Gegenstände. — Ganz einsam in der Wüste liegen die sogenannten Gräber der

Könige, die nicht anders sind, als die übrigen. Nur die Sarkophagen unterscheiden sie.

Auch die Bauart der bessern Häuser in den Städten ist nicht die dauerhafteste, da man nur aus gebrannten Ziegeln bauet, daher denn auch die Schutthaufen vor den Städten kommen, die man fast für Hügel halten möchte. Die Häuser der Vornehmen haben zwei, selten drei Stockwerk, sind mit hohen Mauern umgeben, die schlechte und enge Eingänge haben, aber einen weiten Hofraum umschließen. Einige hohe, luftige und große Säle sind Schlaf-, Speise- und Besuchzimmer; an den Seiten derselben läuft eine Erhöhung umher, die mit Teppichen bedeckt ist. Der Fußboden ist mit Matten und Decken belegt, und außer den üppigen Sophas sieht man fast kein anderes Geräth. Die andern Zimmer sind kleiner, und sind zu Wohnungen der Sklaven, zu Kleiderkammern u. s. w. bestimmt. — Jede Frau hat, nebst ihren Sklavinnen, ihre eigene Einrichtung, einen kleinen Saal, Küche und übrige Nothwendigkeiten. — Die Dächer sind platt, und oft mit Blumen und Bäumen besetzt, unter welchen man den Abend zubringt, oder mit einem Zelte versehen, unter welchem man schläft. Die Gärten, die fast nur aus Lauben, duftenden Gesträuchen und weichen Ruheplätzen bestehen, liegen neben den Häusern.

Der Aegypter liebt seine Kinder, und wie arm er auch sey, so wünscht er deren viele zu besitzen. Die erste Erziehung derselben überläßt man ganz der Natur. Nachmals lernt der Knabe Lesen und Schreiben, und wird im Reiten und in den Waffen geübt, und das Mädchen lernt sich putzen; das ist Alles. Die Kindern der geringern Stände wachsen oft gänzlich ohne allen Unterricht auf.

Der Aegypter ist höchst träg, und er muß alles sitzend verrichten, sollte er auch einen Thurm zu bauen haben. —

Der Landmann ist mißtrauisch, habgierig und finster. Damit ihm sein erspartes Geld — andere Güter kann er vor der Habgier seiner Despoten nicht verbergen — nicht von den Mammelucken genommen werde, lebt er in lauter Schutt und in Lumpen, klagt und seufzt unaufhörlich, und sucht Mitleiden zu erregen.

Der Beduine ist überall, wo es etwas zu plündern giebt, doch soll er nicht grausam seyn. Französische Offiziere, die in seine Gefangenschaft geriethen, fanden die aufgelegten Arbeiten erträglich — sie mußten den Weibern unterthan seyn; beladeten und bepackten die Esel und Kameele u. s. w., und manche haben selbst den Edelmuth des Beduinen loben müssen.

Asiens Bajaderen heißen hier Ghasies und Almes, wovon die ersten die niedrigern und gemeinern sind, und ihr Thun öffentlich auf Straßen und Plätzen treiben, da die Almes ihre Vorstellungen nur in den Häusern geben. Die Kleidung und das Benehmen der Almes, während der Anwesenheit der Franzosen, war... ganz morgenländisch. Sie hatten zwei Instrumente, einen Dudelsack und eine aus einem Topfe gemachte Trommel, auf welche mit den Händen getrommelt wurde. Zwei tanzten und fünf sangen unter Begleitung von Kastagnetten, die wie kleine Zimbeln, von der Größe eines Laubthalers, gemacht waren. Die Bewegungen des Tanzes waren anfangs schon nicht anständig, und wurden zuletzt grobsinnlich. — Brantwein tranken diese Damen aus großen Gläsern — — Diese Personen müssen in Kahiro die Mädchen im Tanzen, Singen u. s. w. unterrichten; müssen bei großen Gastmahlen gegenwärtig seyn, die Freude zu erhöhen; müssen die Festlichkeiten, die ein Großer seinem Harem etwa einmal gibt, beleben, den Weibern im Harem die Zeit vertreiben, und neue Lieder ihnen vorsingen u. s. w.

Ueber die Dieberei der Fellahs klagen die meisten Reisenden, und die Nilschiffe werden dadurch in beständige Unsicherheit gesetzt, und müssen, als Zeichen der Wachsamkeit, beständig Lichter brennen lassen. — Die Fellahs ziehen sich nackt aus, und bestreichen sich mit Oehl; schwimmen wie die Fische; haben einen ledernen Schlauch am Leibe und ein Messer in der Hand, und so schleichen sie sich in der Nacht an die Fahrzeuge, zerschneiden die Stricke der Ballen und werfen sie ins Wasser. — Die französische Armee wurde ordentlich planmäßig bestohlen, und daß man die Diebe erschoß, sie der Wuth der Soldaten Preis gab, die Wachen verdoppelte, half so wenig, daß selbst zwei Artillerieschmieden am hellen Tage gestohlen wurden.

Der Feste und Feierlichkeiten giebt es wenig in Aegypten. Der Gang des Lebens ist ruhig und einförmig. — Man steht früh auf, geht in die Moschee, und dann auf die Kaffeehäuser, und an die Geschäfte kommt man erst so spät als möglich, endigt dieselben aber so früh es angeht, und bringt die übrige Zeit in todter Ruhe unter dem Dampf der Tabakswolken auf den Kaffeehäusern schweigend zu. — Von festlichen Fröhlichkeiten weiß man nichts — ausgenommen, daß man einige Wasserfahrten in Kahiro hält, wenn der Nil übergetreten ist.

Mohameds Geburtstag ist das religiöse Hauptfest. Man illuminirt die Stadt; fromme Gesänge erschallen überall, und auf den Straßen macht man den Schauplatz. Die Standespersonen befinden sich auf einer mit Teppichen belegten Erhöhung; man zündet Feuer und Wachskerzen an; die Chöre sind vertheilt; hier finden sich kleine Pauken, große Trommeln und kreischende Hautbois; dort Violinen und Sänger, und in der Mitte zwischen beiden Tänzer und Bediente, die mit Konfekt, Rosenwasser, Kaffee und Pfeifen für ihre Herrschaften

versehen sind. — Was der Vorspieler spielt, wiederholt in widrigen Mißlauten das Chor zu allgemeinen Entzücken der ungeübten Ohren.

Am Bairam kleidet sich Jedermann neu, der es nur immer kann. Die vornehmen Mammelucken müssen für die neue Bekleidung ihrer Leute sorgen — ein Gegenstand, der bei Manchem auf 20,000 Dukaten steigen soll (?).

An Märchenerzählern, herumziehenden Komödianten und Marionettenspielern, an Gauklern, Heiligen und ähnlichen Tagedieben, fehlts hier eben so wenig, als im übrigen Morgenlande. Blödsinnige Menschen gelten nach ihrem Tode als Heilige, denen man Gräber erbaut, und deren Asche man ehrt. — Einer heilt diese, ein anderer jene Krankheit. Die meisten Heiligen haben ihr Leben an einer Mauerhecke hockend zugebracht, einige unaufhörlich Allah rufend, Andere Hymnen singend und mit Rosenkränzen behängt. — Die Fakirs stehen unbeweglich und völlig nackt auf Einer Stelle, und erwarten Almosen, ohne sie zu fordern; zuweilen sollen sie nur allzusehr beweglich seyn, und auf offener Straße ihre Geilheit befriedigen. — Eine Art Fetischdienst ist auch im Gange. Steine und Bäume scheint man zu ehren. Man fand an einem solcher Bäume Haare, Zähne, kleine lederne Beutel, kleine Standarten angenagelt, und nahe dabei waren Gräber, einzelne Steine, ein Sitz in Gestalt eines Sattels, unter welchem eine Lampe brannte. Wer des Nachts seine Andacht hält, setzt sich auf diesen Stein; wer ein Haus bauen will, opfert dem Stein; wer das Zahnen seiner Kinder befördern will, bringt die Zähne.

Zu den sehr bekannten Gaukeleien gehört die alte Kunst der Aegypter, Schlangen zu beschwören — eine Kunst, die blos darin besteht, daß sie sehr giftige Schlangenarten angreifen, vielfältig berühren, in einem Sack

voll Vipern so herumwühlen, als wäre es ein Sack voll Nüsse, diesen Thieren wohl gar den Schlund öffnen u. s. w., ohne von ihnen beschädigt zu werden *). Manche Gaukler essen die Schlangen sogar lebendig, und zerreißen sie vor den Augen des ganzen Volks mit den Zähnen. — Die Schlange steht immer noch, wie in ältern Zeiten, bei dem Aegypter im Ansehen, und es gibt Schlangen, zu welchen man ordentliche Wallfahrten anstellt. Die Kunst, Tauben zu Briefposten abzurichten, wurde sonst sehr häufig getrieben, jetzt aber richtet man nur noch Ziegen, Esel, Affen, Kameele und Hunde zu mancherlei Kunststücken ab, nicht zu gedenken, daß der Schlangentanz auch hier zu den Künsten der Gaukler gehört, und mancherlei Taschenspielereien nicht selten sind.

Das Bedientenwesen in Aegypten haben wir neuester Zeit durch die Franzosen kennen gelernt. Ehe man es dachte, hatten die verschiedenen Kommandos eine Menge Aufwärter und Gefolge. Hat man erst einen Bedienten, so ist auch sogleich der zweite da, und wartet auf; gerade dann mit dem lebhaftesten Eifer, wenn er keinen Lohn empfängt. Hat es dieser bis zu einem Kleid gebracht, so verlangt er erst ein Pferd, dann einen Unterbedienten, und so geht es immer weiter fort, und Menschen, die im Anfange Stallknechte gewesen, hielten am Ende 3 Unterbediente, und erhöhten sich selbst so, daß sie keinen Dienst weiter thaten, als dem Herrn beim Aufsteigen den Bügel halten, indessen ein Mensch sogar dem Bügelhalter die Pfeife halten mußte. Dieser Troß war damals der Armee sehr zur Last, und lebte von den Plünderungen des Landmanns und der Gewerbsleute.

*) Es ist sehr ungewiß, ob das Bestreichen mit dem Safte eines Zwiebelgewächses hieran Antheil habe, wie man geglaubt hat.

2.

Die Barbarei,

oder Berberei, wird mit allen dazu gehörigen Ländern an 30,000 Q. M. geschätzt, Andere wollen 34,925 Q. M. rechnen, Andere nur 26,000, Andere nur gegen 17,000 Q. M. (denn in der Geographie soll Alles gezählt und berechnet seyn). Man begreift alle Länder unter diesem Namen, die von Aegypten an bis zum atlantischen Meere nördlich liegen. Der Name kommt von den Berbern oder Brebern her, die hier eingeboren sind.

Das Klima ist freilich, der Nähe der heißen Zone wegen, sehr warm, doch im Ganzen nicht unerträglich. Im nördlichen Theil ist der Sommer nie zu heiß, und im Winter fällt das Thermometer nie tiefer als 2½ Grad unter dem Gefrierpunkt, doch trifft man Schnee an. Niemals wird von den Eingebornen eingeheitzt, wiewohl die Kälte ihnen empfindlich ist. In einigen Gegenden ist fast ein beständiger Frühling. Wenn der Südwind weht, welches im Julius und August mehrere Tage hinter einander geschieht, so ist die Hitze freilich sehr groß, und dasselbe ist der Fall in andern Gegenden, wenn man nach der Erndte das Gestrüppe und Strauchwerk, der Wege wegen, abgebrannt hat, weil dann Laub und Blätter fehlen, die Hitze zu mildern. Der Thau ist nicht selten, und der Regen fällt nur im Sommer, d. i. zwischen April und Oktober, äußerst sparsam, oder gar nicht; die übrigen Monate, oder der Winter, sind die Regenmonate, in welchen jedoch ganze Wochen lang sehr heiteres und schönes Wetter sich einfindet. In Algier regnet es

selten über drei Tage, in Tunis dagegen wohl 40 Tage hinter einander. — Im Innern dieser Länder mag indessen wohl ganz andere Witterung herrschen, als wir hier angeben, denn dorthin kommen die Europäer nicht.

Im Ganzen genommen ist der Boden sehr fruchtbar, am meisten aber wohl in Algier, welches aber auch am besten bebauet ist, und die meisten Flüßchen und Bäche hat. Der fruchtbarste Theil der Barbarei liegt an den Küsten, bis zum Atlasgebirge hin. Alle Ebenen zwischen dem Ozean und Atlas sind an Getreide und Vieh sehr reich, und noch reicher sind die von der Küste nach dem Atlas hin sich erstreckenden Ebenen, welche von der Straße Gibraltar bis nach Tripolis sich hinziehen, und oft an 30 Meilen breit sind. — Diese Länder gehören zu den lieblichsten in Afrika, und die Flüsse und Bäche, welche von dem Atlas kommen, bewässern sie. Jenseits die Ebenen erhebt sich das Land immer mehr und mehr, bis zu den Gipfeln des Atlasgebirges.

Der Atlas erstreckt sich, jedoch in öftern Unterbrechungen, bis an den Ozean, von Osten nach Westen. Die Kette, welche in südöstlicher Richtung Marokko und die Sahara trennt, heißt der große Atlas, indessen der kleine mehr mit der Nordküste parallel, von Gibraltar anfangend, bis Boha fortläuft. Diesen meint man gewöhnlich nicht, wenn man vom Atlas spricht, und er ist auch hier nicht gemeint. Die Gebirge sind an einigen Orten, um ihrer Steilheit und Rauhheit willen, unbewohnbar; an andern Stellen ist treffliche Viehzucht, Weide und mancher fischreiche Teich. — Auf der Mitte der Berge und in den von Bergen umschlossenen Thälern wohnen die Brebern. An den Hügeln, die bei einer Höhe von 5 bis 600 Schritt, einer über den andern, hervorragen, und mit der Zunahme der höhern Lage immer unzugänglicher werden, liegen die Lehmhütten dieser Stämme, deren Heerden des Som-

mers in den Niederungen weiden, im Winter aber diese Gegendeu wieder verlassen müssen, weil der Schnee sehr tief fällt.

Ob unter den Atlasbergen vulkanische sind, ist nicht mit Gewißheit zu behaupten.

Was die Flüsse des Landes betrifft, so entspringen sie alle auf dem (großen) Atlas, und gehen fast alle ins mittelländische Meer.

Unter den Thieren sind Löwen, Panther, Hyänen, Schakals sehr häufig, und die letztern fallen oft Heerdenweise ihren Raub an. Wölfe sind selten und klein; der Bär wird auf dem höhern Atlas und das Seekalb an der Küste angetroffen; auch Füchse, Luchse u. s. w. finden sich. Wilde Schweine sind in den Wäldern überall; Gazellen und Hunde, die hier auch wild leben, indem sie keinen Herrn haben, sieht man in Heerden; aber der Hirsch ist selten; Haasen sind in Menge, und in den Wüsten auch der Jerboa (Springhaase) anzutreffen. — Das nützlichste unter den Hausthieren ist auch hier das Kameel; das hiesige Rindvieh ist weit schlechter als das Europäische; die Schafheerden sind sehr zahlreich, und man trifft auch Schaafe mit Fettschwänzen, in manchen Gegenden haben sie Haare statt der Wolle; eine Erscheinung, die in Afrika nicht selten ist. Die Ziegen werden hier nur um des schwarzen, langen und glänzenden Haares willen gehalten, denn ihr Fleisch und ihre Milch sind schlecht. Das Pferd ist schnell und gut, würde aber noch viel besser seyn, wenn die Mauren auf dieses Thier die nämliche Sorgfalt wendeten, welche die Araber, ihre Stammväter, darauf wenden.

Unter den Vögeln findet man mehrere Arten Raubvögel; Adler, Geier, Habichte, Sperber, Eulen und, außer den meisten europäischen Vögeln und Geflügel, auch den Flamingo und den Strauß, der Heerdenweise

die Wüsten durchzieht, und um seiner Federn willen gejagt wird.

An Fischen ist kein Mangel. In den Flüssen sind Aale und Barben sehr häufig, und im Meere mancherlei andere Fischarten. — Schlangen von 10 Fuß und drüber, große Schildkröten, Kröten, Eidechsen u. s. w. sind hier freilich keine Seltenheit. Auch das Chamäleon wird gefunden.

Unter den Insekten sind die bei uns gewöhnlichen in großer Menge da. Die Bienen, die ihre Stöcke in Felsen und Höhlen anlegen, geben einen äußerst lieblichen Honig, und viel Wachs zum Verkauf. Höchst verderblich aber sind die Heuschrecken, die mit dem Südwinde in großen Wolken ankommen, und alle Pflanzen abnagen. Die Natur ersetzt aber in diesen Gegenden den Schaden sehr bald wieder. Wo sich ein Zug dieser Thiere niederläßt, muß der Reisende still halten, weil er sonst seinen Weg nicht finden würde. Zuweilen entsteht durch sie große Hungersnoth, die nur dadurch etwas gemildert wird, daß man diese Insekten selbst eingesalzen und geräuchert ißt.

Was die Pflanzenwelt betrifft, so sieht sie vom Julius bis in den Oktober traurig aus. Alles ist, sowohl durch die Sonnenhitze, als durch das Feuer, verbrannt, welches man vorsätzlich nach der Erndte anzündet; selbst die Baumblätter sind verdorrt und versengt, und die Stämme schwarz geworden. Aber mit dem Eintritt des Regens belebt sich alles wieder, und im Januar sind Wiesen und Bäume lieblich und schön, und diese Lieblichkeit nimmt bis zum April hin zu. Das Land gleicht dann einem unermeßlichen Garten mit den lieblichsten Blumen und Wohlgerüchen. Längs der Küste ziehen sich große Waldungen von Korkeichen hin; Palmen sind fast allenthalben in verschiedener Art, nach Verschiedenheit der Gegend zu treffen; welsche Nüsse und Oliven

sind an einigen Orten sehr gemein; Wein, Pfirschen, Orangen u. s. w. werden reichlich gezogen und gedeihen sehr gut; aber dagegen sind Pflaumen und Kirschen, Aepfel und Birnen, weder häufig, noch vorzüglich im Geschmack. Eine Art Eicheln wird gebraten, und selbst von den Damen in Spanien gern gegessen, und Gummi erhält man von verschiedenen Bäumen. — Unter den Küchengewächsen finden sich die meisten europäischen Arten. Unter dem Getreide wird der Weizen häufig, weniger aber Gerste erbaut, und Hafer findet man nur wild. Mais ist nur in einigen Gegenden nebst Reißbau beträchtlich.

Da der Bergbau hier so gut als unbekannt ist, so weiß man nicht, wie reich oder arm die Adern der Gebirge seyn mögen. Doch findet man im Innern Marokkos viel Kupfer, in Algier und Tunis zwar auch, aber nur im erstern Lande fördert man es zu Tage. Eisen gräbt man in dem Gebirge von Tabarca bis Bona; man würde aber viel mehr gewinnen, wenn man den Bergbau verstände, und wahrscheinlich auch Blei, Zinn und verschiedene andere Mineralien finden, wenn man recht zu suchen wüßte; doch gibt es Schwefel, und mehr noch Salz im Ueberfluß.

Ob das Land 8½ Mill. Einw. halte, worunter 49,000 Christensklaven in Tripolis und Tunis, mag ausmitteln, wer es kann.

1) Das Reich Barka,

zwischen Aegypten, Tripolis und der libyschen Wüste, ist uns sehr unbekannt, und wird auch sonst zu Tripolis gerechnet und zu 4150 Q. M. Flächeninhalt geschätzt. Die Oberherrschaft des Großsultans soll man zum Theil anerkennen, jedoch ohne ihm eine Abgabe zu entrichten. Das ganze Land ist eine traurige wasserlose Einöde, und wird daher auch die Wüste Barka genannt. In der That

sind auch nur im nördlichen Theile einige elende Oerter, und nur an den Küsten, da, wo sich etwas Wasser findet, einiger Anbau zu treffen.

Der südliche Theil, westlich des Nils, wo sich die Bergreihe Meies hinzieht, dessen Zweig das Dernische Gebirge ist, ist völlige Wüste, durch welche die Karavane ihren Weg nimmt, welche jährlich von Fezzan über Kahiro nach Mekka geht. Zum Glück findet man auch in dieser einige Oasen, unter welcher die Oase Siwah ein fruchtbares und wasserreiches Thal ist, welches bei sorgfältigerm Anbau viel ergiebiger seyn würde. — Ob die Ruinen, welche man hier in neuester Zeit fand, wirklich dem ehemaligen berühmten Tempel des Jupiters Ammon zugehört haben, lassen wir dahin gestellt seyn.

Ein Hauptprodukt des ganzen Landes ist, außer den Datteln, die Kalipflanze, welche man sammelt und verbrennt, um aus der Asche das bekannte Laugensalz zu erhalten.

Die Einwohner sind Mauren, Türken, Juden und die streifenden Beduinen.

1) Das Küstenland soll nur zu Tripolis gehören. — Man nennt den Seehaven Tajonna; die

alte Stadt Bingazi mit 1000 Häusern und verschlämmtem Hafen, wo der Bei seinen Sitz hat, der von dem Pascha zu Tripolis eingesetzt wird, und dessen Gebiet sich an 90 Meilen ins Land erstrecken, und mancherlei Alterthümer enthalten soll. —

Wie bebauet ehedem das Land gewesen, zeigt das alte Cyrene, jetzt Grenne oder Kurin, wo man im Umkreis von 12 Meilen umher die Trümmer von mehr als 100 Städten und Dörfern findet. Die Ueberbleibsel der Stadt selbst, ein alter Tempel mehrere Grabmäler, ein Stück eines alten Markts, ein Springbrunnen, und mehrere alte Ruinen, unter welchen jetzt Beduinen nisten, beurkunden die alte Größe und Herrlichkeit der Stadt. Die jetzige liegt auf einem Felsen.

Das kleine Derne, nahe am Meere, hat süße Wasserquellen und einen Bach. — Auch hier ist ein von Tripolis ab-

hängiger Bei, dessen Gebiet einen Raum von 60 M. lang und breit mit 30,000 streitlustigen Beduinenzelten begreifen soll.

2) Im Innern, d. i. eben im südlichen Theil, der die eigentliche Wüste mit den Oasen ausmacht, wird erwähnt

das Gebiet von Siwah, in welchem sich ein an Weizen, Reiß, Getreide, Pisangs, Feigen, Datteln, Aprikosen, Oliven, und vielen andern Baum- und Gartenfrüchten reiches, wohl bewässertes und von kahlen Felsen eingeschlossenes Thal findet, welches auch Salz enthält, und dessen Einwohner so gut als frei unter ihren Scheiks sind. Man nennt die Hauptstadt Siwah, nebst mehreren kleinen Orten, und bei dem Dorfe Scharkie finden sich eben die Trümmer, die vorgeblich dem ehemaligen Ammons-Tempel sollen angehört haben.

Ein anderes fruchtbares Thal soll Siatha seyn, und in einer Oase sich die Republik Augila befinden, die aber an Tripolis Schutzgeld zahlen muß, und drei kleine Städte enthält.

Westwärts von Augila liegt Rassim, nur durch die morgenländischen Mährchen vom versteinerten Lande merkwürdig. — Man findet nämlich hier versteinertes Holz, und sonderbar gestaltete Felsen.

---

2) Tripolis

rechnet man zu 4687 Q. M., die Zahl der Einwohner kennt man gar nicht; aber es ist gewiß, daß sie im Verhältniß der Größe des Landes sehr gering ist. Das Innere des höchst wasserarmen Landes mag vielleicht eben so wenig bebauet seyn, als es bekannt ist. Ja, man soll hier nur hin und wieder einige Maurenfamilien antreffen.

Um die Stadt Tripolis selbst ist das Klima sehr gesund. Am Tage wehet der Seewind und kühlt und reinigt die Luft; des Nachts aber wehet der Landwind, welcher, wenn er stark wird, vielen Sandstaub aufjagt, so, daß man nicht hundert Schritt weit vor sich sehen kann. Dieser Wind hält oft 14 Tage an, und dann wird die Hitze so groß, daß man ersticken möchte. Vom Mai bis

Oktober sind Regen sehr selten, aber dagegen ist der Thau desto stärker, und einiger Orten soll die Nachtkälte durch ihn sehr empfindlich werden.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist nur an den Küsten erträglich. — Die Dattelpalme muß einen Hauptzweig des Nahrungsunterhalts ausmachen, denn mit Getreidearten sieht es so mißlich aus, daß zuweilen fünf Jahr hintereinander die Erndten fehlschlagen sollen.

Die Produkte sind mit denjenigen, die bereits vorhin im Allgemeinen angegeben sind, dieselben — nur daß hier Raubthiere selten sind, Ungeziefer aber nicht selten ist; denn von Schlangen und Skorpionen werden wenigstens die Einwohner in Tripolis arg geplagt. Küchengewächse sind hinlänglich, und mancherlei Baumfrüchte verschiedentlich vorhanden. Safranpflanzungen hat man in vorzüglicher Güte auf einem Theile des Atlas, nämlich auf dem Gebirge Garean, zwei Tagereisen südlich von Tripolis. — (Man sieht leicht, wie dürftig alle diese Notizen, und daß sie nur auf die Hauptstadt und Gegend umher beschränkt sind.) Sennesblätter und Galläpfel giebt es sehr häufig; man sammelt und verkauft sie. — Salz findet sich auf einigen Sümpfen bei Swara, etwa 4 Meilen von der Hauptstadt, wo es sich in einer Rinde anlegt. Man führt Wolle, Wachs, Safran u. dgl. aus, empfängt Karavanen aus Marokko und Fezzan, und handelt mit Europa, aber nicht mehr so lebhaft, als sonst.

Tripolis steht, wie Tunis und Algier, unter dem Großsultan, der hier neben dem Dey noch einen Pascha hat, oder doch ehedem wenigstens hatte. — Der Dey (Oheim) ist die regierende Macht im Staate, welcher thut, was ihm gefällt, ohne daß sich der Großherr darum bekümmert, des Divans ungeachtet. Er läßt seine Provinzen durch Beis verwalten.

Was man von der Landmacht, Einkünften, Einwohnerzahl (1 bis 2 Mill. und 300,000) u. s. w. erzählt, sind ungewisse Dinge.

Die Hauptstadt des Landes ist **Tripolis**, eine elende, mitten in einer, einige Stunden breiten Sandwüste gelegene, höchst wasserarme Stadt, mit schlechten Häusern, engen, unreinen, krummen Gassen, und troß des Umfanges von einer Meile nur mit zwei Thoren versehen. Einige alte Festungswerke liegen ganz im Schutte. Auch an Moscheen ist die Stadt arm, denn man zählt deren nur fünf, und unter diesen ist nur diejenige etwas vorzüglicher, neben welcher das Grabmal Osmann Pascha's ist. Sie hat ein schönes einfaches Portal von Marmor, und inwendig drei Reihen Marmorsäulen, an welchen hin und wieder vielarmige Wandleuchter angebracht sind, behängt mit brennenden Lampen und Straußeneiern. Die Bäder der Stadt sollen vorzüglich heilsam seyn, und haben im Innern eine eben so gute Einrichtung, als in andern größern Städten des Morgenlandes. Die Bagnos, oder Sklavengefängnisse, sind lange Gewölbe, die ihr Licht von oben herein bekommen. Der Hafen ist geräumig und sicher, und an einer Seite von einem Fort geschützt. — Die Einwohner der Stadt bestehen außer den Mauren aus Türken, Juden, welche den Handel hier und im ganzen Lande treiben, und Christensklaven. Der größte Theil ist arm, und nährt sich blos vom Weben einiger Zeuge. Bedeutend sind die Korduanfabriken. Unter den Alterthümern ist Marc Aurels Triumphbogen an der Meerseite merkwürdig.

Neu-Tripolis, oder **Messie**, hat viele Lusthäuser und Gärten.

Mesurate oder **Mensurat**, ein befestigter Ort am Meerbusen Sidra, wo ein Bei residirt. Der Weg von Tripolis nach **Fezzan** geht hier durch. Von hieraus geht der Weg 8 Tage durch wenig bevölkerte Gegenden nach der Stadt **Wadan**, wo die Karavanen Erfrischung nehmen. Fünf Stunden davon ist das Dorf **Honu**, und dann geht die etwa 18 Meilen lange Wüste **Sudah** an, die in 4 Tagereisen zurückgelegt wird, in welchen es gänzlich an Wasser mangelt, und wo nichts wächst, als der Talgbaum. — Die ganze Reise dauert siebzehn und einen halben Tag, und die wenigen Oerter, welche man trifft, sind äußerst elend.

Bongasi, **Bengaze** (Berenice), 80 bis 90 Meilen von Tripolis, ist ein sehr elender Ort, wiewohl das Land umher fruchtbar ist. Man treibt hier Handel mit Wolle.

In verschiedenen Gegenden sieht man noch, häufiger oder sparsamer, die Trümmer von ehemaliger besserer Zeit. Z. B. zu Tolometa (Ptolomais), wo noch die Thore und Mauern der alten Stadt mit griechischen Inschriften, einige Säulen des Porticus, und ein Tempel vorhanden sind; — desgleichen zu Grenne, dem alten Cyrene, welches auch von Einigen hieher gerechnet wird, aber eigentlich in Barka gelegen ist, wo wir es erwähnt haben, wo noch viele zum Theil muthwillig verstümmelte Trümmer die Größe und Pracht der ehemaligen Stadt beurkunden. In solchen und andern Gegenden ziehen jetzt Horden umher, die ewig mit einander im Krieg leben.

Das Gebirge Garean, ein Theil des großen Atlasgebirges, welches schon seines Safrans wegen erwähnt ist, ist durch Juden vielleicht noch am besten angebauet. Sie treiben nicht nur Korn-, Oehl- und Safranbau, sondern legen sich auch auf Handwerke. Auf einer der höchsten Spitzen des Gebirges (20 Stunden von Tripolis) liegt ein Kastel. Die Einwohner von Garean haben ihre Wohnungen unter der Erde, die aber reinlicher sind, als sonst hier üblich ist, da hingegen über denselben oftmals Begräbnißplätze sind. Das Regenwasser sammelt man sorgfältig in Zisternen, die in die Berge gegraben und ausgemauert sind; die Ebenen auf den Bergen selbst und die an den Seiten mit Mauern eingefaßten breiten Terrassen sind zu Feldern und Pflanzungen von Datteln, Feigen, Oehlbäumen und Weinstöcken angebauet. In den Wintermonaten fällt hier zuweilen auch tiefer Schnee und starker Frost. Es sollen 101 Dorf zu dieser Gegend gehören, deren jedes seinen Schach hat und einen festen Thurm. Nach der Safranernte erhebt der Bei den Tribut an Safran, und hält sich dann in seinem Schlosse (Kasse) auf, welches Magazine, Zisternen, ein Paar alte Kanonen und 20 Mann Besatzung hat.

3) Das Reich oder die Landschaft Fezzqn (Fessan)

wird gewöhnlich bei Tripolis erwähnt, da es in einiger, wiewohl sehr unbedeutender Abhängigkeit von demselben stehen soll. — Zur Barbarei gehört es eigentlich nicht.

Fezzan ist rings umher, dem größesten Theile nach, mit Gebirgen, an der westlichen Seite aber mit Wüsteneien umgeben, und ist wie eine Oase zu betrachten. Das ganze Land ist eine weite Ebene, die nur selten gebirgig wird, aus einem leichten Sande besteht, und von Norden nach Süden etwa 60 Meilen lang, von Osten nach Westen aber 40 Meilen breit seyn soll.

Mit der Seltenheit des Regens verhält es sich hier eben so, wie in Oberägypten; dennoch aber ist das Land fruchtbar, indem die Nähe der Gebirge, wenn auch gerade kein bedeutender Fluß an denselben entspringt, das Land dennoch an vielen Quellen reich macht, und durch mancherlei Bäche dasselbe bewässert, so daß wenige Gegenden in Afrika fruchtbarer seyn sollen, als diese. — Unter den Quellen haben aber nur wenige einen reinen Geschmack; die übrigen sind mehr mineralisch.

Der Sommer dauert vom April bis November, und die Hitze desselben erreicht vom Mai bis August einen solchen Grad, daß sich von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang Niemand aus dem Hause wagt, welcher nicht dazu genöthigt ist. Die Hitze vermehrt sich bis zum Ersticken, bei südlichem und südöstlichem oder südwestlichem Winde, kühlt sich aber auf einige Tage bei nördlichem und nordwestlichem ab.

Die Viehzucht wird ziemlich vernachlässigt. Man hält vorzüglich Ziegen, nächstdem breitschwänzige Schafe, die ein hellbraunes Haar (nicht Wolle) haben; Rindvieh findet sich nur in einigen Distrikten, wo die Weide vor-

züglich ist; Pferde sind selten, weniger aber die Esel; überdies hat man Kameele und Hühner. — Was das Land an wilden Thieren hat, außer Gazellen, Antilopen, Straussen, ist unbekannt; aber bekannt, daß an Schlangen ꝛc., und besonders an Muskiten (Muskitos), von welchen die Lüfte erfüllt sind, die Einwohner mancherlei leiden.

Das gemeinste Produkt des Pflanzenreichs sind Datteln, mit deren Kernen man hier die Esel, welche statt der Pferde zu Feld- und Gartenarbeiten gebraucht werden, und das übrige Vieh füttert. Unter den Getreidearten wird der Weizen nur wenig, Mais aber und Gerste häufig, und da und dort auch einiger Reiß gebauet — doch alles nicht so häufig, daß man nicht von benachbarten Gegenden noch zukaufen müßte. Uebrigens hat man Aprikosen, Feigen, Oehlbäume, Kürbisse (vorzüglich den großen Flaschen-Kürbiß), Gurken, Zwiebeln ꝛc.

Von den Produkten des Mineralreichs kennt man nur Salz, welches in hinlänglicher Menge vorhanden ist, und Trona, ein mineralisches Laugensalz, welches in einer Provinz oben auf den dampfenden Seen schwimmt, und in Afrika zu Färbereien gebraucht wird.

Das Land (mit 70,000 E.) hat seinen Sultan oder König, welcher, um der Sicherheit seiner Handelskaravanen willen, indem Handel die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, einige Geschenke an Sklaven und Goldstaub alljährlich an den Dey nach Tripolis sendet, worin denn auch seine ganze vorgebliche Abhängigkeit besteht.

Der Oerter sollen an 100 im Lande seyn, unter welchen Mursuk (auch Fezzan genannt), 24 Tagereisen von Tripolis (angeblich mit 20,000 E.) an einem kleinen Bache liegend, als die Hauptstadt angesehen wird. Sie hat eine Mauer, drei Thore, elende, aus Lehm gebaute Hütten, aber noch Trümmer ehemaliger festerer, aus Stein gebauter Häuser. Des Scheiks Schloß mag sehr anspruchslos dastehen; eben so einfach ist sein

Harem — Eine Frau und 40 Sklavinnen. — Der Ort ist übrigens mit Brunnen und Quellen hinlänglich versehen.

Zawila — Zuila, östlich der vorigen Stadt, hat noch Ueberbleibsel alter Keller, Zisternen und Häuser.

Bei Tessuwa (Tossova) floß noch vor nicht langer Zeit ein tiefer Fluß, der jetzt vom Flugsande verschüttet seyn soll. — Es nützt zu nichts, ein Paar bloße Namen noch anzuführen.

Die Einwohner

sind wohl arabischer Abkunft, aber durch ihre dunkele schwärzliche Farbe, und mehr durch ihr schwarzes dickes Haar, durch die aufgeworfenen Lippen den Negern sehr ähnlich. Die Nasen sind platt und breit. Der Körper ist schlank und wohlgebaut. In der Residenz, wo sich viele weiße Mohamedaner finden, ist die Farbe mehr oder minder schwarz, und Einige haben auch langes Kopfhaar. Das weibliche Geschlecht soll Gesang und Tanz lieben, und viele Freiheiten genießen. — Oeffentliche Tänzerinnen (Kadankas) gibt es hier auch.

Ihre Wohnungen sind einfach. Lehmhütten sind es mit einem platten Dache von Baumzweigen, über welche Erde geworfen wird.

Der gemeine Mann trägt im Sommer, außer den Beinkleidern und einer Mütze gegen die Sonnenstrahlen, nichts weiter. Die Tracht der Andern ist mit der Tracht in der Barbarei ziemlich übereinstimmend. Man trägt nämlich nebst den Beinkleidern noch ein kurzes Hemde; darüber eine ärmellose Weste, darüber eine Jacke mit langen Aermeln; darüber wieder ein weites bis unter die Knie herabreichendes Kleid, welches durch einen rothseidenen Gürtel um den Leib befestigt wird. Ueber dieses Alles wird der Haik geworfen, welches ein langes Stück Zeug ist, das zu einer Art Mantel dient. Statt der Strümpfe hat man lederne Bedeckungen, die bis an die Waden hinaufgehen, wo sie an die Beinkleider anstoßen.

Man schnürt dieselben. Der Fuß wird mit Pantoffeln, der Kopf mit einer Mütze versehen, um welche der musselinene oder seidene Turban gewunden wird. Ueber diesen gesammten Anzug wird ein Mantel getragen, der Burnoose heißt, eine Kappe für den Kopf hat, und bei gutem Wetter auf die Schultern gelegt wird. Dieser Mantel mag ihnen nöthig scheinen, da sie gegen rauhes Wetter sehr empfindlich sind, und der Hitze so gewohnt, daß die Höflichkeit es bei ihnen zur ersten Frage macht: ob man nicht friere?

Der gemeine Manu nährt sich von Datteln, von Obst und Gartenfrüchten, und von Mehl des Mais; Reiche essen auch Weizenbrodt, Kameel-, Ziegen- und Hammelfleisch. Ihr Sprichwort bezeichnet einen Reichen dadurch, daß es sagt: „Er ißt alle Tage Brodt und Fleisch.“ Palmwein wird sehr gern und auch ein anderes starkes aus Dattelkernen bereitetes Getränk, Busa, getrunken.

Man ist im Garten- und Feldbau fleißig, und bewässert den Boden aus Quellen und Brunnen; allein die Handlung macht den Hauptwohlstand der Einwohner; die Karavanen, welche sich in Mursuk am Ende Oktobers versammeln, gehen überall hin, nur nicht nach Westen, wo die Sahara liegt. Es gehen und kommen Karavanen nach und von Kahiro, Tripolis, Bornu und ganz Sudan, und bringen und holen fremde Produkte. Der Handel mit eigenen Erzeugnissen des Landes ist sehr unbedeutend. Man handelt mit Gold und Goldstaub, mit seidenen, wollenen und indischen Waaren, mit Tabak, Kupfer, Schießgewehr, Säbeln, Messern, Papier, Spiegeln, Glaskorallen ꝛc.

Die Regierung soll milde und sanft seyn, und der Regent des Landes nennt sich nur Scheik oder Scherif, wiewohl sein Thron erblich ist. Auch giebt er täglich dreimal Audienz; daher die Einwohner sehr anhänglich an

ihm sind *). Die Gesetze und öffentlichen Ordnungen werden (wie überall in der Welt) als sehr gut gerühmt; die Religion ist mahomedanisch, doch gibts noch heidnische Einwohner; und die Sprache ist eine Tochter der arabischen.

Wir müssen hier noch erwähnen

4) die Länder der Tuariks,

die ein eigenes, sogar mächtiges Volk, mit eigener, gar nicht arabischer Sprache seyn sollen, woraus denn geschlossen wird — aber freilich nicht bewiesen — daß sie zu Afrika's Ureinwohnern gehören. Man schließt denn freilich Vieles, wozu man keinen Schlüssel hat.

Sie sind in mehrere Stämme unterschieden, und bräunliche, große, wohlgewachsene Leute. Einige Stämme sollen dunkler gefärbt seyn. Alle sollen ein ernstes kriegerisches Volk machen, das stets in der Hand seine Lanze führt und an der Seite sein Schwerdt; ein dunkelblaues kurzes, weitärmeliges Hemd, dunkelblaue Beinkleider, und als Oberkleid ein sudansches Hemd trägt. Der geschorne Kopf ist mit einem schwarzen Tuche so umwunden, daß es das Aussehen einen Helms giebt. Der rechte Oberarm hat einen Ring von Horn, oder Stein, als Abzeichen des Stammes.

Die meisten Stämme sind Mahomedaner; einige sind Heiden.

Sie sollen einen beträchtlichen Theil vom Innern Nordafrika's, west- und südwärts Fessans, und einen Theil der eigentlichen Sahara bewohnen.

---

*) Wahrscheinlich, weil er nicht anders seyn darf, wenn er irgend bleiben will, was er ist. – Solche milde Regierungen giebt es schon noch in Afrika und in der Welt.



Bewohner v. Nortonsund.

5) Die Länder der Tibbus

auf der Ost- und Südseite von Fessan, zu welchen man auch die Landschaft Berdoa rechnet, werden auch als ein zahlreiches kriegerisches, d. i. räuberisches Volk *) beschrieben, von nicht ganz schwarzer Farbe, schlankem Wuchs, und nicht negerartiger Bildung, aber tückisch und falsch.

Ihre Kleidung besteht aus Schaffellen; einige bauen Weizen und Datteln; andere ziehen umher und treiben blos Viehzucht und Karavanenraub. Ihre Waffen sind Lanze und ein langes Messer.

Manche Stämme sind Heiden, die meisten aber Mahomedaner.

Der Stamm der Tibbu Rschade wohnt theils in Felsenhöhlen, theils baut er seine Häuser in Felsen.

Einige Orte werden im Lande der Tibbus genannt; als Dirky, Tibesti, Abo u. s. w. — Aber was hilfts uns?

---

6) Tunis

wird auf 34000 Q. M. (3 Mill. E.) geschätzt, und hat längs der Küsten eine reine und gesunde Luft, welche in den heißen Monaten durch Seewinde gemäßigt wird. Die Paar Küstenflüsse versiegen meistentheils wieder im Sande: Der größte ist der Medscherda, welcher aus Algier kommt, und sich ins Meer ergießt. Er heißt auch Bagrada, tritt oft über seine Ufer, und ist beim Ausfluß, wo er einen großen See bildet, sehr verschlämmt. Der Atlas streicht durch das Innere des Landes mit mancherlei Zweigen und Aesten, die sich an den Küsten in Vorgebirgen endigen. Vom Junius

*) welches noch immerdar einerlei gewesen ist.

bis September dauert die Hitze, im Julius und August wehet zuweilen von der Sahara her ein heißer Wind, welcher unerträglich ist. In zwei Stunden zerschmelzt eine Stange harter Pomade so sehr, als wäre sie über Kohlenfeuer zerlassen. Man verschließt dann Thüren und Fenster, besprengt die Zimmer mit Wasser und Weinessig, und hält sich eingezogen, so gut man kann. Die Araber wollen die Annäherung dieses Windes aus einem Schwefelgeruch, und aus der Röthe der Gegend, aus welcher er kommt, erkennen, und weil sein erstes Anwehen für das gefährlichste gehalten wird, so werfen sie sich bei seiner Ankunft auf die Erde nieder, ohne welche Vorsicht er zuweilen tödtlich werden soll *).

Die ersten Regen fallen um die Mitte Oktobers, und halten 8 bis 10 Tage an, ehe sie absetzen. Von Mitte Decembers bis Mitte Januars sind die heftigsten Regen, und dann wird auch das Wetter rauh und kalt.

Der Boden ist sehr fruchtbar, und fordert wenig Mühe im Anbau. Alle Getreidearten, Hafer ausgenommen, gedeihen im Ueberfluß, desgleichen edlere Früchte. Doch ist, bis auf einige von Flüssen bewässerte Ebenen, der südliche Theil dürres Steppenland. Von den übrigen Produkten des Landes wissen wir nichts, außer daß einige Salzgruben vorhanden sind.

Der Karavanenhandel mit afrikanischen und europäischen Produkten ist ziemlich lebhaft.

Biserta, am Cap Serra, liegt an einem Kanal, welcher das Meer mit einem großen See vereinigt, und nährt sich durch den reichen Fang der Fische, welche die Flut in den See führt. Vorzüglich ist der Rogen einiger Fischarten ein Leckerbissen, mit welchem gehandelt wird. Die Gegend umher ist an Oliven reich.

Booshater — wahrscheinlich stand hier das alte Utica — dessen ehemalige Pracht man noch aus den Ueberbleibseln

*) Verfasser enthält sich, mit Hinweisungen die Leser zu behelligen, da sie sich selbst bereits Dagewesenes und noch Vorkommendes zuweisen können und werden.



Bewohner von Prinz Wilhelmssund

einiger Wasserleitungen, einiger Zisternen, und aus andern Trümmern abnehmen kann.

Mersa (Merda), eine halbe Stunde von der Hauptstadt, ist von den Trümmern des alten Karthago erbauet. Der Bei hat hier seine Landhäuser, von welchen bis zur Seeküste Pomeranzengärten hinlaufen. An der Küste ist ein berühmter Brunnen mit süßem Wasser, aus welchem vermittelst eines Wasserrades die benachbarten Gärten bewässert werden.

Von Karthago stehen noch, hier sowohl, als in der umliegenden Gegend, Trümmer von Mauern und Gebäuden, Zisternen und ein großes Stück der Wasserleitung, die an zehn Meilen lang gewesen seyn soll. Die Schwibbogen, auf welchen sie ruht, sind 70, nach Andern 90 Fuß hoch, und auf Säulen gelegt, die 16 Fuß ins Gevierte enthalten. In dem gewölbten Kanal, welcher von diesen Säulen getragen wird, floß das Wasser, den übrig gebliebenen Spuren zufolge, etwa drei Fuß hoch. — Die Quellen, welche diese Wasserleitung mit Wasser versahen, waren mit Tempeln überbauet. Der eine dieser Tempel (ein Tempel Dianens), stand vor einigen Jahrzehenden noch ziemlich vollständig. Die Nichtswürdigkeit der jetzigen Einwohner wird aber schon Sorge tragen, daß von allen diesen herrlichen Denkmalen der alten Zeit zuletzt nicht ein Stein übrig bleibe.

Tunis, des Landes Hauptstadt, an der Westseite eines 6 Meilen Umfang habenden und eine Insel enthaltenden Sees, der in kurzer Zeit von dem Unrathe der Hauptstadt, welcher hineingeleitet wird, ausgefüllt seyn muß, mit angeblich 12,000 Häusern. Sie liegt 6 Meilen von der Wüste entfernt, hat eine Meile im Umfang (mit Einschluß der Vorstädte) und 300,000 oder 200,000 E.; zuweilen aber, wenn die Pest gewüthet hat, kaum halb so viel. Unter diesen Einwohnern mögen an 30,000 Juden seyn. Wie im ganzen Morgenlande, so sind auch hier die Gassen eng, ohne Pflaster, staubig, die Häuser von einem Stock, aus Backsteinen erbauet, die Dächer flach, und zugleich die Schlafstäten der Einwohner *). Regenwasser in großen Zisternen gesammelt, giebt das Trinkwasser. Die Sümpfe und Seen um die Stadt her schaden doch der Gesundheit nicht, da ihre Ausdünstungen durch die Anpflanzungen von Mastixbäumen und andern aromatischen Bäumen und Pflanzen verbessert werden. — Rind- und Schöpsenfleisch, Federvieh, Küchengewächse u. s. w. ist hier unglaublich wohlfeil, vorzüglich

*) Die Häuser haben einen Vorhof, an dessen Seiten Bänke umherlaufen, wo man die Geschäfte macht, und die Freunde empfängt, daher in den Häusern der Konsuls diese Vorhöfe den europäischen Kaufleuten und Schiffern statt der Börse dienen. Ein zweiter Vorhof, unten mit Marmor gepflastert, obenher mit einer Decke überzogen, dient zum festlichen Vergnügen und für Gesellschaft.

wohl wegen der großen Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend. Die Märkte haben ihre eigene Plätze, und sind 9 Uhr des Morgens geendigt; die Basars oder Handelsplätze der Handwerker sind in vier Quartiere eingetheilt, und oben bedeckt gegen Sonne und Regen. Des Freitags werden schwarze Sklaven, Negerinnen aber täglich verkauft. Der Kauf eines Sklaven wird öffentlich ausgerufen, und der Kauflustige untersucht denselben erst überall, ehe er sich in einen Handel einläßt. — Die Juden haben ihren eigenen Basar mit vielen Waaren, treiben Geldgeschäfte, halten Kaffeehäuser u. s. w.

Man trifft hier viele Moscheen, unter welchen die vornehmste schöne Säulen hat. Bäder sind hier in großer Menge vorhanden, sowohl für das männliche, als weibliche Geschlecht. Die Begräbnißplätze der Stadt werden nach altmorgenländischer Sitte fleißig geweißt. Die hier verfertigte Leinwand ist die beste in Afrika. Uebrigens werden Sammt, Taffent, Tücher, Turbane, Mützen u. s. w. gemacht, die in der Levante vielen Absatz finden, und zum starken Handel Anlaß geben.

Zu Barda hält sich der Bei in seinem Pallaste auf, welcher ringsumher mit Kanonen besetzt ist. Die Gärten des Beis sind für morgenländische Gartenkunst vortrefflich. Zu Manuba, eine Meile von Barda, hat der Bei ein anderes Landhaus. Hier ist noch ein gut erhaltenes Stück von einer ehemaligen Wasserleitung. — Rhades hat zwei warme Quellen, von welchen eine zu einem Bade eingerichtet ist. Die andere wird mehr innerlich gebraucht.

In sehr vielen Gegenden an den nördlichen Küsten des Landes trifft man noch ehrwürdige Ueberbleibsel alter Zeit, zum Theil mit Inschriften.

Tiefer im Innern des nördlichen Theils hat Bege Bayah berühmte Stutereien; die Ebene Busdera am Fluß Meserdah hat des Jahres einmal einen großen Markt, den sehr entfernte arabische Stämme mit ihren Familien, Heerden und Waaren besuchen. Zowan mit seinen Färbereien und Bleichen hat eine sehr angenehme Lage am Fuß eines Berges, und die Gegend umher kostbare Gärten und Pflanzungen.

Im südlichen Theil des Landes, der meistentheils sehr unbedeutende Oerter hat, wiewohl er nach vielen vorhandenen Trümmern in ältern Zeiten auch wichtiger scheint gewesen zu seyn, ist die Stadt Sfax oder El Sfakus durch ihre Haiks, Bettdecken, Burnusen und andere wollene Zeuge, wie auch durch ihren Handel mit Oehl und Linnenwaaren nicht unbedeutend. Die Stadt Gabs hat viele Dattelpflanzungen, noch mehr aber bauet man das Alhennah-Kraut, welches den Frauen des Morgenlandes so unentbehrlich ist. — In Kairwan, der wichtigsten Stadt nach Tunis, ist eine große Moschee, die für die erste in der Barbarei gehalten wird, und, wie die Maho-

mdaner vorgeben — denn ein Christ darf sie mit seinen unheiligen Augen nicht anblicken —, auf 500 Ganitsäulen ruhen soll.

An der südlichsten Grenze des Reichs liegt die Insel Gerba; an der westlichsten nach Algier zu die Stadt Hydrah.

Das Oberhaupt dieses Landes ist der Bei, welcher von den Janitscharen gewählt wird, sich wenig um den Großsultan bekümmert, und ziemlich unumschränkt herrscht, indem er seinen aus vornehmen türkischen Offizieren bestehenden Staatsrath oder Diwan nicht zusammenruft, wenn er nicht will. Die Einnahmen des Landes hebt er selbst in eigener Person, im Sommer im nördlichen, im Winter im südlichen Theil seines Reichs, und daher hat er keine Unterstatthalter. Die Abgaben bestehen sowohl in Geld, als in Naturalien. — Der letzte uns bekannte Bei war ein maurischer Prinz.

Man spricht immer bei so unbekannten Ländern von Einkünften, See- und Landmacht — wir haben sehr wenig davon gesprochen, weil wir von allen diesen Dingen nichts — sage, schreibe: Nichts wissen, als Angaben, die nichts für sich haben. — Hier aber weiß man doch einmal, daß wenigstens die Seemacht einst größer war, als jetzt, wo sie jedoch, indem sie nur zum Rauben allein dient, noch zu groß ist. (Der Angabe nach höchstens *) 5 Kriegsschiffe mit 20 bis 40 Kanonen, 20 bis 30 Galioten von 20 bis 100 Mann.)

---

7) Algier

soll nach Einigen 4218 Q. M., nach Andern aber 8975 Q. M., mit 1½ M. E. enthalten, welches Schwanken hier besonders noch von der Ungewißheit der Grenzen des südlichen Theils herkommt, in welchem Nomaden wohnen,

*) Man sieht, wie schwer es in der Geographie ist, mit Sicherheit bis auf fünf zu zählen. — Da aber das Raubsystem dieser Staaten mit ihrer Seemacht zusammenhängt, so ist gerade hierüber eine Angabe den Lesern gegeben.

von welchen man die Zahl der Einwohner eben so wenig auch nur ohngefähr angeben kann, als von den meisten übrigen afrikanischen Ländern. So viel ist aber auch hier gewiß, daß die Bevölkerung äußerst gering ist. — Uebrigens betrachtet man Algier unter den Seeräuberstaaten als den wichtigsten.

Mehrere Theile des Atlasgebirges, und darunter sehr hohe immer mit Schnee bedeckte, ziehen sich ins Land hinein; der Jurjura, Trara, Wanaschris gehören zu den bedeutendsten Gebirgen des Atlas, und es entstehen mehrere Bäche und kleinere Flüsse an denselben, die ins mittelländische Meer münden. Der wichtigste darunter ist der Scheldif, welcher einen Lauf von 40 Meilen hat, und durch den Titterysee, eine sumpfige Gegend, fließt. Einige dieser Flüsse, als der Summam, treten in der Regenzeit aus, welche mit September oder Oktober einfällt. Die Zaine ist der Grenzfluß gegen Tunis.

Der Boden ist besonders in den ebenen Küsten und tiefern Gebirgsgegenden fruchtbar, und gibt da, wo er mit einiger Sorgfalt bebauet wird, ergiebige Erndten an Mais, Reiß, Hirse, Gerste. Man baut auch Weizen, einige Hülsenfrüchte und auch verschiedene von unsern Gartengewächsen. Dattelpflanzungen trifft man überall, sowohl an den Küsten, als im Innern des Landes; auch Feigen, Aprikosen, Pfirschen u. s. w.

Unter den Thieren des Landes finden sich Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakals, wilde Schweine, in den Wüsteneien Strauße und mancherlei wildes Geflügel. Wer hier in der Jagd muthig und geschickt ist, hat großes Ansehen. Affen sind in einigen Gegenden eine Plage für die Erndten; die Zucht des zahmen Viehes ist wahrscheinlich unbedeutend, und erstreckt sich auf Schafe, Rindvieh und Pferde.

Man vermuthet, daß in den Gebirgen vorzüglich Blei und Kupfer würde können gewonnen werden; indessen gräbt Niemand darnach. Die Salzgruben benutzt ebenfalls Niemand, und der Salzbedarf wird aus Europa geholt.

Das Land ist in Provinzen abgetheilt, deren Namen für uns sehr unwichtig sind. Sie werden durch Beis beherrscht. — An Oertern erwähnen wir

Oran, welches 12,000 E. haben soll, und Masalquivir (Worran und Mars el Kibir). Das Erste: Stadt und Festung mit einem Hafen, 1792 von Spanien an Algier abgetreten, letzteres ein Fort an der Westseite des Hafens von Oran, und noch in spanischem Besitz.

Shershell, an der See, ist durch seine guten Eisenarbeiten ein für diese Gegenden bedeutender Ort, und noch bedeutender durch seine großen Krüge, in welchen man Mehl, Oehl, Wasser u. s. w. aufbewahrt, und die einen starken Absatz haben. Trümmer ehemaliger Herrlichkeit, und unter andern auch die Ueberbleibsel einer alten Wasserleitung sind noch vorhanden.

Tremezen (Telemsan), wo sich ehedem der Bei oder Statthalter der Provinz aufhielt, liegt am Fuß eines hohen und quellenreichen Gebirges, und hatte sonst viele Fabriken — jetzt werden nur noch wollene Bettdecken, Haiks und einige andere wollene, baumwollene und linnene Zeuge verfertigt.

Mascara, die Residenz eines von Algier abhängigen Beis, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, mit ansehnlichen Gebäuden, Magazinen, Arsenalen und Moscheen. Sie wurde darum zur Residenz gewählt, um mehrere arabische Stämme zum Tribut zu zwingen.

Hamman Mereega, oder die warmen Bäder von Meriga, werden stark im Frühling besucht. In einem grössern, jetzt ziemlich mit Sand, Steinen u. s. w. angefüllten, und nicht mehr, wie sonst, bedeckten Bassin, baden sich die Rechtgläubigen; dahingegen aus diesem das Wasser in ein kleineres gelassen wird, in welchem sich die Juden baden. Man findet hier noch Bruchstücke römischer Grabmäler u. s. w.

Algier, am Abhang eines Hügels am Meer, wie ein Amphitheater gelegen, soll noch keine halbe Stunde, oder noch keine Viertelmeile im Umfang haben, und dennoch 15,000 Häuser und 80,000, nach Andern gar 117,000 Einwohner (unter welchen 15,000 Juden) enthalten. Unter diesen Einwohnern sind die Biskaris, arme Bewohner der zur Sahara

gehörigen Landschaft Zab, zu bemerken, welche als freie Leute hieher kommen, mancherlei Dienste thun, und wenn sie 6 bis 10 Zechinen erworben haben, wieder ins Vaterland zurückgehen, und für reiche Leute gelten. Eine 30 Fuß hohe, größtentheils aus Sand und Ziegelsteinen bestehende Mauer umgiebt die Stadt, und um diese zieht sich ein breiter Graben herum. Durch die Mauer gehen Schießscharten, und an mehrern Orten sind auch Batterien errichtet. Ein Theil der Mauer besteht aus einer Zitadelle. Ein anderes Kastel aber enthält den Schatz des Deys. Die Straßen sind zwar gepflastert, aber doch uneben, schief, krumm und durchaus schlecht, und viele so enge, daß kein Kameel hinein kann. Sie werden des Nachts durch Thore verschlossen. Am widrigsten für Auge und Geruch sind die, bei den Thüren der (weiß angestrichenen) Häuser angebrachten Bassins (Gruben vielmehr), in welche aller Unflath geworfen wird. — Vor dem Palast des Deys ist ein freies Plätzchen mit einem Springbrunnen. Christen dürfen nur mit entblößtem Haupt, Juden aber nur barfuß dahin kommen. — Man rechnet hier 60 Moscheen (worunter 10 größere), 12, und wieder nach Andern 120 öffentliche Bäder, früh dem männlichen, Nachmittags dem weiblichen Geschlecht zuständig, eine große Menge Kaffeehäuser; fünf Bagnes (Gebäude, in welchen Christensklaven des Nachts eingesperrt werden). Man hat verschiedene Magazine, einige Hospitäler (die sehr elend sind), und neben den Moscheen wohl 6 Anstalten, gute und rechtgläubige Gottesgelehrte zu bilden. Kleinere Schulen für Lesen, Rechnen, Schreiben u. s. w. giebt es viele. — Die Juden haben eine Synagoge, die Katholiken eine Kirche.

Das Getreide in der Stadt wird auf Roßmühlen gemahlen; arme Leute bedienen sich der im Morgenlande üblichen Handmühlen. Wassermühlen giebt es nur in einiger Entfernung von der Stadt. An den Straßenecken sind Springbrunnen für Jedermann. Für Durstige sind an denselben irdene oder metallene Gefäße befestigt. Die Handwerker haben, wie in andern Städten des Morgenlandes, ihre kleinen und niedrigen Buden, worin sie des Tages über arbeiten. Man verschließt sie mit starken Riegeln.

Auf einer durch einen Steindamm mit der Stadt verbundenen Insel sind Batterien, um Hafen und Stadt zu schützen, und viele Gebäude, die zum Seewesen gehören, so wie auch die vornehmsten im Seedienst angestellten Personen sich hier aufhalten. (Die gesammte Seemacht wird auf 20 Schiffe von 30 bis 50 Kanonen angegeben.)

Um die Stadt her liegen die Begräbnißplätze, eine Art Karavanserai für Reisende, ein Schlachthaus fürs Rindvieh, und überall viele Landhäuser mit Pflanzungen, deren Zahl man wohl auf 10,000 schätzt, nebst Wiesen und Feldern.

Die meisten Lebensmittel für Algier liefert die sehr große Ebene von Metjiah, welche von Quellen und Bächen bewässert, Reiß, Obst, Tabak, Gemüse, Flachs, Hanf, Alhenna bringt, und unzählige Heerden Vieh ernährt, ja, bei einem Flächeninhalt von 40 Q. M., noch mehr ernähren könnte, wenn viel sumpfige Stellen durch Wassergraben ausgetrocknet würden. Bei dem letztern Bombardement, im August 1816, waren 18,000 Janitscharen und 40,000 Araber unter Waffen *).

Kubber Romeah, d. i. römisches Grabmal, ist ein altes, rundes Gebäude von Quadersteinen, das sich stufenmäßig, wie Aegyptens Pyramiden, erhebt, 100 Fuß hoch ist, und 90 Fuß im Durchmesser an der Grundfläche hat. Es ist sehr beschädigt, und die oberste Spitze fehlt.

Blida (Belide), fünf Stunden vor Algier, eine der ansehnlichsten Städte, in einer anmuthigen Lage. Unter den Straßen ist wenigstens Eine breit, und oben mit Weinreben überschattet. — Zu Medeah, welches auch sehr gut gelegen ist, sind noch mehrere römische Wasserleitungen, und einige derselben werden noch jetzt unterhalten.

Bona (Blaid el Aneb), ehedem Hippo — eine mit Mauern umgebene Stadt, mit einem schlechten Hafen und einem kleinen Fort. Man verfertigt viele Mäntel, Tapeten, Sättel u. s. w. — Die hiesige Judensynagoge wird selbst von den Mauren, eines vorgeblichen Wunders wegen, andächtig besucht. Die Gegend umher ist sehr reich an Vieh und an Zitronen, Orangen, Feigen u. s. w., vorzüglich an Oliven.

Constantine, nach Algier die größte Stadt, theils an einem steilen Felsen, theils in der Tiefe gelegen. Beide Theile sind durch den Fluß Rummel oder Sufegmar getrennt, über welchen eine Brücke, noch von der Römer Zeiten her, geht. Der Fluß liegt unter der Brücke in einen unterirdischen Kanal, bildet dann einen Wasserfall von 400 Fuß (??) Höhe, wird durch eine Oeffnung im Berge auf 10 Schritte sichtbar, verbirgt sich wieder auf 30 Schritt, und geht hierauf zwischen unersteiglichen Felsen hin, bis er an der Nordseite der Stadt sich über einen 30 Schuh hohen Felsen herabstürzt. — Ueberall finden sich in dieser Gegend noch viel Trümmer ehemaliger

*) Was das neuerliche Bombardement Algiers geholfen hat, weiß leider Jedermann! Wenn in dieser Zeit der Noth, wo so viele fleißige Hausväter sich und die Ihrigen nicht mehr gegen den Hunger schützen können, alle christlichen Mächte vereint, das Raubgesindel in die Wüsten triebe, wohin es gehört, und dort Kolonien anlegte, wie sie einst dort waren. Seit dem Zuge nach Aegypten kann solches Unternehmen nicht mehr unmöglich scheinen. — Von den Engländern kommt hier kein Heil Genug, ihre Flagge wird respektirt. — Je mehr gekaperte Schiffe anderer Nationen, desto bessere Preise für ihre eigenen Waaren.

römischer Herrlichkeit, und unter andern mitten in der Stadt zwanzig große Wasserbehälter, in welche durch eine Wasserleitung Wasser geführt wurde.

Hamam Secut — die stillen oder bezauberten Bäder, in der Nähe von Constantine, entspringen in einem niedrigen von Bergen umgebenen Grunde. Unter den Quellen sind 6, die viel Kalkerde halten, welche sich im Hervorsprudeln ansetzt, und nach und nach 6 Fuß hohe Pyramiden bildet, welche von den Mauren für in Stein verwandelte Menschen gehalten werden. Der ganze Grund ist vulkanisch, die Quellen sehr heiß, und die Römer scheinen hier schon Bäder gehabt zu haben.

Das Land steht unter dem Schutze des Großsultans, und wird durch den Dey, welcher auch den Namen Pascha führt, verwaltet, aber nur mit Zuziehung seines Staatsrathes, der aus den ältesten türkischen Offizieren besteht, und durch welchen er selbst erwählt wird. Der Dey ist in unruhigen Zeiten häufig in Gefahr, durch Meutereien ermordet zu werden, wie denn 1786 in 24 Stunden 6 Deys erst gewählt, und dann umgebracht wurden. — Mauren und Araber im Lande wählen sich ihre Verfassung, Beamten u. s. w. selbst — der Schech oder Emir ist ihr Oberhaupt, und die Stämme zahlen einen Theil von dem Ertrag des Landes, oder sollen ihn vielmehr zahlen, denn sie geben häufig nichts, fordert man es nicht mit den Waffen in der Hand. Man nimmt den Mauren, wenn sie kein Geld haben, das Vieh. Die 3 Bei's sind sowohl Generale, als auch Statthalter der Provinzen; nur der Dey setzt sie ein und ab.

Die Seeräuberei dieses Staats mag keine unbedeutenden Einnahmen für den Dey geben, der von allem Raube den achten Theil erhält. — Alle berberischen Staaten stellen nur gegen christliche Mächte ihre Räubereien an, die ihnen daher auch den Frieden schimpflich abkaufen. Ihre dumme Raubgier achtet auf keine Vortheile von Handelsverbindungen, sondern auf die unmit-

telbaren Geschenke befreundeter Mächte. — Die meisten Handelsstaaten Europa's, und auch Amerika, haben bisher die Räubereien dieser Staaten, und besonders des Staats Algier, des schlimmsten unter allen, abkaufen müssen, selbst das seemächtige England vor 1816 nicht ausgenommen, von dem es vielleicht zweifelhaft ist, ob es jetzt ganz frei bleiben wird.

---

8) Marokko und Fez

rechnet man von 7425 Q. M. bis auf 10,000, ja 13,000 Q. M., mit einer zwar von 2 bis auf 5, ja bis 6 Millionen vermutheten, aber keineswegs nach sichern Gründen geschätzten Zahl Einwohner. Ein Land, wo man wochenlang reisen kann, ohne nur eine Wohnung zu treffen, kann unmöglich stark bevölkert seyn.

Von Norden über Osten bis Süden sind diese Länder sehr gebirgig. Es sind Zweige des Atlas. (Der Berg Abyla liegt dem Calpe in Spanien gegenüber.) Die kahlen Berge tragen höchstens nur etwas Gerste. Die übrigen Gegenden aber haben einen sehr fruchtbaren Boden, dem nichts fehlt, als der Fleiß der Einwohner, und freilich auch Wasser. Das Getreide giebt 30-, ja 60fältige Aussaat wieder.

Das Klima soll angenehm seyn; der Winter hat vielfältig Eis. Vom April bis Oktober fällt kein Regen, und im Junius hat die Hitze einen solchen Grad erreicht, daß alles vertrocknet. — Das ist nun eben nicht angenehm. Doch wird die Hitze durch Seewinde, und durch den Wind, der über die Schneegebirge streicht, gemäßigt. Zuweilen wüthet die Pest fürchterlich. 1799 starben 124,000 Menschen.

An Flüssen fehlt es. Die meisten sind Küstenflüsse, und die im Binnenlande trocknen häufig im Som-

mer aus. Der Fluß Sabu (Sebu) ist wohl der größeste unter allen. Die meisten dieser Flüsse sind versandet, und also keine Schifffahrt darauf möglich. — Der Tansift fließt neben der Stadt Marokko hin.

Landseen gibt es zwar, aber sie sind sehr unbedeutend.

Die Erzeugnisse des Landes sind die in diesen Gegenden gewöhnlichen. Man trifft Löwen, Panther, Hyänen, Affen, Antilopen, Strauße ꝛc. — Kameele, sehr vorzügliche Pferde, kleines und mageres Rindvieh, Esel und Maulthiere, große Schafheerden, die zum Theil sehr feine Wolle haben; auch trifft man ganze Heerden von Ziegen. An Schlangen, Heuschrecken ꝛc. fehlt es nicht, aber auch der Bienen sind sehr viel. Man baut Getreide, besonders vortrefflichen Weizen, Reiß, die meisten Arten europäisches Obst, edle Früchte und Datteln; man findet wildes Zuckerrohr, Sennesblätter, Safran, und unter den Mineralien Kupfer, Eisen, Zinn und Blei, Salz und Salpeter, Schwefel u. s. w. Des Eisens soll viel seyn, aber man versteht sich hier nicht auf den Bergbau.

Sehr fruchtbar ist vorzüglich die Provinz Temesna in der Landschaft Fez; man erntet zuweilen die Aussaat siebzigfältig, und trifft große Waldungen von Cedern und mehrere Städte an.

---

1) Die Oerter, welche wir in Fez (Feß) anführen, sind:

Fez, die vorzüglichste Stadt in der ganzen Barbarei, mit 30,000 (nach Andern 70,000, ja gar 300,000) Einwohnern, in einem von Hügeln umgebenen Thale. Ein kleiner Fluß theilt die Stadt in Alt- und Neufez. Trotz ihrer hohen Mauern und Thürme mag sie doch wenig fest seyn. Da sie mit Kanälen durchschnitten ist, so sind die schmalen Straßen, welche oft kaum für zwei Menschen Platz haben, doch ziemlich rein. Sie hat viele (hochtrabend morgenländisch, sogar 500) Moscheen, unter welchen die Elkarein die vornehmste, und mit Springbrun-

nen, Marmorpfeilern und Glaslampen versehen ist; eine mahomedanische hohe Schule, mit einer starken Bibliothek, und 200 Karavanserais oder Herbergen, welche Zahl auch wohl morgenländisch angegeben ist. Man trifft die meisten europäischen Handwerke, und verfertigt vorzüglich die im Morgenlande so beliebten wollenen Mützen, Flore, seidene Stoffe, und mit Gold und Seide durchwirkte Gürtel. Die meisten Handwerker wohnen in Quartieren beisammen, selbst sogar die Wäscher für wollenes und leinenes Zeug. Die Kramladen stehen auf einem Platze beisammen, und sind schlechte Buden. Der Handel ist sehr bedeutend, daher auch eine Art Börse (Fondak) für die Kaufleute sich findet. Starke Karavanen gehen von hier nach Oberguinea, auch nach Mekka und Medinah. In Alt-Fez darf kein Christ oder Jude ohne besondere Erlaubniß hinein, denn es sind hier viele Heilige begraben, welche durch den Eintritt derselben beschimpft würden.

Die Gegend umher ist fruchtbar an Getreide, Früchten und Waldungen; der kleine Fluß gibt Fische und Perlen; Salz findet sich kaum 6 Meilen weit entfernt in großer Menge in Gruben.

Mekinez (Mekines), in der gleichen Ebene mit Fez, und nur 9 Stunden davon. Die Ebene ist mit Flüssen und Kanälen durchschnitten, und hat treffliche Pflanzungen. Man nimmt 15,000 Einwohner an, und spricht von prächtigen Bädern und schönen Palästen. Ein königliches durch Erdbeben zerstörtes Schloß soll größern Umfang gehabt haben, als die Stadt selbst. Obwohl sich der Hof hier einige Zeit im Jahre aufhält, so ist die Stadt doch nicht reiner und besser, als andere morgenländische Städte. Die Franziskaner haben ein Kloster.

Tetuan mit dem Hafen Martin, 1500 Häuser mit 10 bis 14000 Einwohnern. Die Gassen sind sehr schlecht; aber die Häuser haben zwei Stockwerk und geräumige Zimmer. — Der Handel der Stadt ist in den Händen der Juden. Die Gegend umher fruchtbar und angenehm. Christen dürfen sich jetzt nicht mehr hier aufhalten.

Larache (El Araisch), an einem Abhange am Meere, ist nicht groß, aber rein und nett, mit gepflasterten Straßen und einem Marktplatz mit Säulengängen versehen. Die meisten europäischen Konsuln halten sich hier auf.

Salee, deren Einwohner (jetzt 6000) sonst die ärgste Seeräuberei trieben, hat diesen einträglichen Erwerbsfleiß größtentheils darum aufgeben müssen, weil sich eine Sandbank vor dem Hafen angelegt hat, die große Brandungen verursacht. Das Wasser bekommt die Stadt durch eine Wasserleitung.

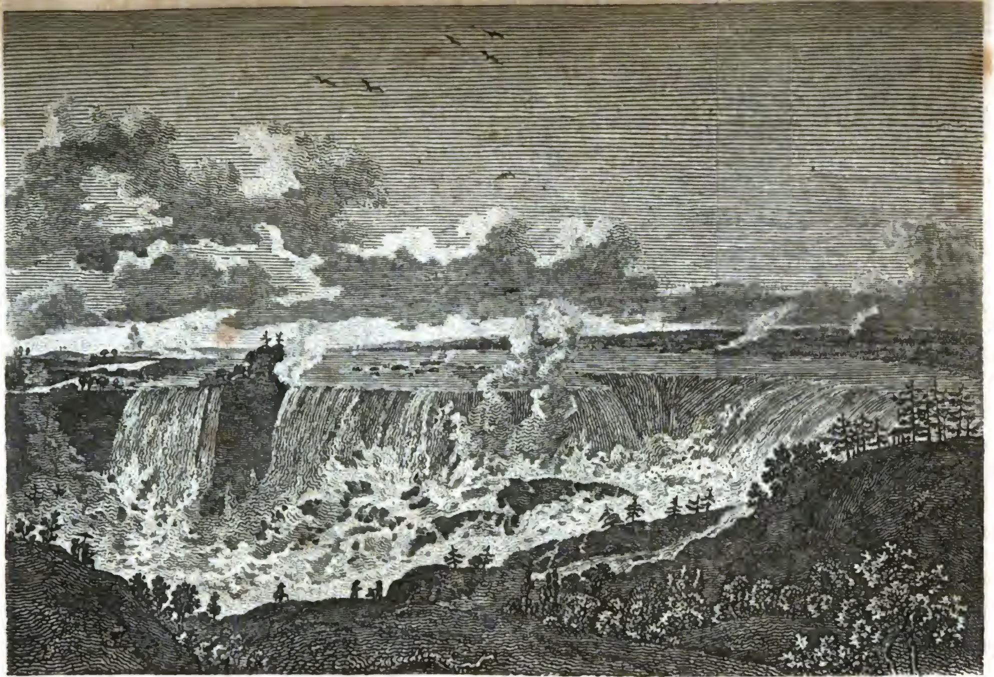
Die Spanier besitzen noch, von ehemaligen bessern Zeiten her, Ceuta (Setta) an einer Landspitze, die durch einen

breiten Graben vom festen Lande abgeschnitten ist; Tanger, an der Meerenge von Gibraltar, die hier nur 7 Meilen breit ist. Man holt für die Besatzung von Gibraltar mancherlei Lebensmittel von den hiesigen Wochen-Märkten, wo Rindvieh, Schafe, Hühner und andere Lebensmittel in großer Menge vorhanden sind. Das Gewühl der Menschen ist unglaublich groß, und ein Reisender sah einmal 60 Kameele mit Getreide, Kohlen, Früchten u. s. w. beladen. Diese Stadt und Veletz de Gomera haben Forts; Penon de Veletz und Melilja stehen ebenfalls noch unter Spanien.

2) In Marokko ist

Marokko (Merakſch) die Hauptstadt, welche, ehe 1799 die Pest so fürchterlich verheerte, 20,000 Einwohner hatte. Ihr Umfang beträgt eine Stunde, und ihre Lage ist angenehm, da die Ebene mit Palmen und Oehlbäumen besetzt ist, und der nur 4 Meilen entfernte Atlas mehrere Flüsse und Bäche gibt. Eine Mauer aus Kalk, Lehm und kleinen Steinen gemacht, mit einigen Thürmen versehen, und mit einem breiten Graben umzogen, macht die ganze Befestigung. Die Stadt ist eben so schmutzig, die Häuser so elend, die Gassen so mit todtem Aas bedeckt, die Zimmer so voll Wanzen, auch wohl Schlangen und Skorpionen, als viele andere im Morgenlande. — Der mit einer unmäßig hohen Mauer umgebene Palast des Sultans oder Kaisers ist fast eine Stadt für sich, und besteht aus verschiedenen geräumigen Höfen, innerhalb welcher das eigentliche Schloß liegt. Ob im Innern einige Säle oder Zimmer sehr vorzüglich seyn mögen, wie man vorgibt, steht dahin. Die Gärten innerhalb des Palastes sind mit Orangen, Oliven, kleinen Bächen und Springbrunnen versehen; die außerhalb des Palastes gelegenen bestehen aus großen Plätzen mit Bäumen und Spaziergängen, zu dem Schlosse oder Palast gehört auch ein Straussengarten, und eine Löwengrube. An Moscheen ist kein Mangel. — Die Waarenladen sind in einem besondern Theil der Stadt; Lebensmittel sind täglich auf drei Märkten im Ueberfluß und wohlfeil zu haben. Die Juden haben ein eigenes Quartier, welches mit einer besondern Mauer umgeben, und durch zwei Thore Abends um 9 Uhr geschlossen wird. Sie müssen barfuß gehen, wenn sie in die Maurenstadt kommen. Die spanischen Mönche haben ein Klösterchen in der Judenstadt, und besorgen die Auswechslung der Gefangenen.

Mogador oder Suira, mit Hafen und Kastell, die schönste Stadt im Lande, mit schnurgeraden Straßen, hohen und schönen Häusern, denn ein französischer Ingenieur entwarf vor 1765 den Grundriß. Daß aber auch hier, wie im ganzen Morgenlande, die Straßen enge sind, erklärt sich aus der Hitze dieser Erdgegenden. Der Handel der Stadt ist bedeutend, mit Europa sowohl, als mit Amerika.



Total Anblick des Niagara Falls.

Tarudant, in der Provinz oder im Reiche Sus, war ehedem sehr bedeutend, und ist noch jetzt nicht ganz unbedeutend. Viel feine Haiks und mancherlei Kupferwaaren werden verfertigt. Die Häuser von Lehm liegen einzeln in dem Umfang der verfallenen Mauern umher, sind nur ein Stock hoch, und haben jedes ihr eigenes Gemäuer, von dem sie umschlossen sind.

Tafilet, im Reiche (oder Provinz) gleiches Namens, hat etwa 1500 Häuser, welche zerstreut liegen, und keine Merkwürdigkeit, als daß sich hier die Karavanen versammeln, die aus den Staaten Marokko's nach den Morgenländern gehen, und daß viele Abkömmlinge Mahomeds oder Scherife hier wohnen sollen. — Der Reichthum der Provinz sind Datteln, womit selbst die Pferde gefüttert, und woraus ein Brantwein gebrannt wird, welchen die Scherifs (Mahomeds Nachkommen) sehr gern trinken. Nächstdem baut man Dra, eine schlechte Art Mais.

Despotismus heißt hier die Regierung — und der Kaiser will, was er er will! Etwas Strenge mag wohl Noth thun bei so rohen Menschen, als Marokko's Einwohner sind; aber freilich der Rohe sollte die Rohen nicht beherrschen, und daß seine kaiserliche Majestät hier den Kläger, Richter und Scharfrichter häufig selbst machen, ist schwerlich nöthig. Mit einem Wort, in Marokko gibts nur Einen Willen, aber keine Verfassung, und so kommts freilich ganz allein darauf an, wie gut oder wie schlimm der Regent ist.

Der Handel mit Europa ist nicht unbedeutend. Man holt Wolle, Wachs, Häute, Gummi ꝛc. und bringt ihnen europäische Fabrikwaaren und westindische Produkte. Die Karavanen gehen nach Mekka und Oberguinea. — Die Seemacht soll etwa 30 Fahrzeuge von 30 bis 2 Kanonen betragen.

---

9) Bile dul gerid,

oder Belad el Dsherid, oder Bled al Jerid (Palmenland, Dattelnland, weil Datteln hier ein Hauptprodukt sind,) wird zur Barbarei gerechnet.

Das Land soll nach seinen verschiedenen Theilen von Marokko, Algier und Tunis abhängig, andere Provinzen aber ganz unabhängig seyn (welches sich beides weder beweisen noch leugnen lassen wird). Es liegt an der südlichen Seite des Atlasgebirges, und seine Grenzen sind ungewiß. Bis auf einige fruchtbare Striche ist das Land eine dürre, fast durch gar keinen Regen erquickte Sandwüste, in welcher kein Getreide erzeugt werden kann, wogegen aber viel Datteln erbaut werden, welche die Hauptnahrung der Einwohner ausmachen, und mit denen in den umliegenden Ländern eine Art Tauschhandel getrieben wird, da man sie in ganz Nordafrika schätzt. Einige Gerste wird auch noch erbauet. Kameele, Pferde und anderes Vieh gehören zu dem Reichthum der Einwohner.

Das Land ist weder von Flüssen, noch von Regen bewässert; die wenigen vom Atlas kommenden Flüsse versiegen im Sande, und Regen ist äußerst selten. Die Hitze ist bedeutend. Die Einwohner (Berbern, Araber rc.) nomadisiren größtentheils, die Ansässigen aber haben einen großen Handelsgeist und ziehen in großen Karavanen nach Aegypten, Arabien, Persien und in das Innere von Afrika.

Ohne anzugeben, was gerade zu Marokko oder Algier und zu Tunis gehören könnte (könnte! denn wer weiß denn, was dahin, und wie es gehört?) erwähnen wir blos

Tafilet, von angeblich 2500 Häusern, mit Gärten und Dattelnpflanzungen. Die Karavanen nach Nigritien versammeln sich hier.

Tozer hat für Datteln den Hauptmarkt, und ihre Kaufleute bringen Sklaven aus dem Innern Afrika's.

Der See El Lowdeah (Elluadah), mitten im Lande, soll eine Länge von 15 Meilen haben. Die Karavanen müssen durch den Flugsand, der sich da und dort in demselben angelegt hat. Der Weg ist durch Palmstämme bezeichnet, und soll da,

wo die Karavane durchgeht, 5 Meilen betragen. Einige Sandinseln in dem See haben viele Datteln.

Die Landschaft Gademes, mit der von Tunis 24, von Tripolis 12 Tagereisen entlegenen Hauptstadt gleiches Namens, hat viele Datteln und Karavanenhandel, doch ehedem weit mehr als jetzt.

Andere Oerter sind weder sehr bekannt, noch ihrer auch, außer einigen Flecken, viele vorhanden.

Die Einwohner in der Barbarei

hält man (aber aus welchen Gründen?) größtentheils arabischer Abkunft, wiewohl die verschiedenen Völker sich einander unähnlich geworden sind.

Die Brebern

oder Berbern wohnen im Marokkanischen, vorzüglich auf den Gebirgen und in den Thälern des Atlas, und erkennen zum Theil die Oberherrschaft des Kaisers von Marokko, dem es nichts hilft, daß er Armeen zur Erhebung der Steuern gegen sie aussendet, denn, wenn sie sich nicht mehr vertheidigen können, ziehen sie weiter. Es sind lange, hagere, starke und abgehärtete Leute, die sich vorzüglich mit Obst- und Gartenbau und Viehzucht abgeben, und sehr kühne Jäger und fertige Schützen sind.

Ihre Häuser sind große Vierecke, von denen jeder Flügel von einer eigenen Familie bewohnt wird. Manche dieser Häuser sind mit Thürmen versehen, von welchen sie im Fall eines Angriffs den Nachbarn Zeichen geben. In den Wänden derselben sind Schießscharten, um auf den Feind zu feuern. Sie wohnen überdies aber auch in Dörfern, deren Hütten schlecht genug aus Erde aufgeführt sind, und einige sogar in den Höhlen der Gebirge.

Der Breber scheert den Vorderkopf kahl, und läßt das übrige Haar wachsen; trägt nichts, als einen wolle-

nen Rock ohne Aermel, und nächstdem Hemd und Beinkleider, doch haben auch einige ein Stück schlechtes Zeug welches sie, wie die Mauren den Haik, umnehmen. Sie kaufen dieses Zeug auf den Märkten, die sie halten, und auf welche sie ihr Vieh bringen.

Sie sind sehr eifrige Mahomedaner, ohne etwas vom Koran zu wissen, und hassen die Christen heftig, aber sie hassen auch die Mauren, als Leute, die ihnen, den Ureinwohnern, das Land genommen. Sie scheinen der Sprache nach kein arabischer Völkerstamm, und also mit den Mauren gar nicht verwandt zu seyn, wiewohl sie ihre Sprache mit arabischen Schriftzeichen schreiben — sind in Stämme abgetheilt, und einige dieser Stämme haben auch ihre kleinen Könige, die aber nicht viel bedeuten.

Die Kabylen

haben ihren Hauptsitz in Algier, wo sie auf den Bergen in kleinen Dörfern leben, deren Gebäude Lehmhütten sind, und sind wahrscheinlich mit den Brebern ein und dasselbe Volk. Im Bau und Bildung wenigstens mögen sie eben diesen Brebern am meisten ähnlich seyn. Es sind wilde, rauhe Menschen, unempfindlich gegen Hitze und Kälte, und Schmutz und Lumpen vermehren ihr fürchterliches Ansehen. Der Kopf ist, bis auf einen Schopf in der Mitte, geschoren. Grobes Brodt, Oliven und allenfalls Wurzeln sind die einzige Kost, und Wasser das einzige Getränk, und sie sind abgehärtet genug, um selbst im Regen unter freiem Himmel zu schlafen.

Sie treiben mehr Ackerbau als Viehzucht, dienen als Taglöhner und Winzer, und bringen Korn, Oliven u. s. w. auf die Märkte; sind im Schießen geübt, wiewohl ihre Feuergewehre keine Schlösser haben, sondern mit einer um den Leib befestigten Lunte angezündet werden, und Dattelkerne oft als Kugeln dienen.

Diejenigen, welche die höchsten Punkte der Gebirge bewohnen, sind frei von der algierischen Oberherrschaft; die übrigen haben sich fügen müssen.

Die Stämme leben oft unter einander in Krieg, und man ehrt vorzüglich die Scheiks oder Schechs (Aeltesten) der Stämme, aber mehr noch die Marabuts oder Priester, die im Namen der Stämme sogar Frieden schließen, Abgesandte senden u. s. w. — Ein Marabut nimmt bei der Grabstätte eines Vorfahren im Amte seine Wohnung, steckt bei diesem Grabe seine Flagge aus, die als Zeichen zum Gebet, aber auch als Zeichen von Annäherung wilder Thiere und Feinde dient.

Sie sind eifrig in ihrem Mohamedanismus, und machen sich ein Verdienst daraus, einen Juden oder Christen zu tödten. — — Ihre Sprache ist in der Hauptsache die breberische.

Die Araber,

welche größtentheils einerlei mit den Mauren sind, nur daß diese in den Städten, jene mehr auf dem Lande leben, wohnen in einzelnen Stämmen da und dort, und ziehen in Horden umher. In Algier sind manche ganz unabhängig, und bei einigen verlohnt es sich, ihrer Armuth wegen, nicht einmal der Mühe, sie abhängig zu machen. Manche leben vom Schlachten des Viehes, Reinigung der Kloake, und andere ernähren sich vom Geldwechseln und Geldwägen u. s. w. Sie haben in Algier eine eigene Lebensart, sprechen ein besseres Arabisch, besitzen eine höhere Freiheitsliebe, als die Mauren, und leben größtentheils von Viehzucht, theils aber auch vom Raube, und ganz nach Weise der Beduinen. Sie unterscheiden sich nach Familien und Stämmen, die ebenfalls von Schechs oder Aeltesten regiert werden.

Die Juden,

deren Zahl in der ganzen Barbarei sehr bedeutend ist, leben in der höchsten Verachtung und Bedrückung. Nicht blos in den Städten, sondern auf dem platten Lande, und sogar in den Gebirgen des Atlas leben sie. In einigen Städten Marokko's haben sie ihre eigenen Quartiere, in andern wohnen sie mit den Mauren vermischt.

Die Aermsten in Marokko taglöhnern beim Aus- und Einladen der Schiffe, die andern treiben Handwerke, Mäkelei und Handel — Ackerbau und Gartenarbeit darf Niemand, selbst als Taglöhner nicht, treiben, und doch sind sie die einzigen geschickten Leute in diesen Ländern, die noch einige Arbeiten zu machen verstehen, Geldpräger, Dollmetscher und Agenten sind, den Handel treiben u. s. w. Sie müssen starke Abgaben, und zwar von jedem über 13 Jahr alten männlichen Kopf jährlich einen Dukaten entrichten; alles Gewürz an den Hof ohne Zahlung liefern, alle Handwerksarbeiten, z. B. Goldarbeiten, umsonst für den Kaiser verfertigen; die Löwen, die der Hof hält, unterhalten, bei jedem Versehen große Strafen erlegen, Mützen und Pantoffeln schwarz, die Haupthaare geschoren tragen, und die Frauen dürfen auf der Straße das Gesicht nur halb verschleiern (da sie übrigens sich wie die Maurinnen kleiden). Arabische Schriftzeichen sind ihnen untersagt, wiewohl sie arabisch sprechen — kurz, der Jude wird hier weit weniger geschätzt, als das verächtlichste Thier.

Der Jude darf nicht ohne Erlaubniß aus dem Lande, darf kein Schwerdt tragen, kein Pferd, sondern nur einen Maulesel reiten; bei Moscheen und heiligen Oertern nicht die Pantoffeln anbehalten; vor dem vornehmen Mauren nicht anders als knieend, oder auf den Fersen sitzend, sprechen; gegen keinen Mauren, bei Lebensstrafe, auch nur die Hand aufheben, und muß sich von Kindern auf der Straße mißhandeln, am Bart rupfen, ins Gesicht speien, mit

Steinen werfen, sich ohne Ursach, selbst wenn er für den Hof umsonst arbeitet, halb todt prügeln und sich es gefallen lassen, daß man in seine Synagogen kommt und Rabbi und Mitglieder mißhandelt. — Selbst die Brebern verachten diese Menschen tief. — In Algier behandelt man sie zwar nicht viel, aber doch etwas besser, und Mauren gehen hier wohl gar zuweilen aus Andacht in ihre Synagogen.

Die Renegaten und Coloris.

Die Erstern, welche von der christlichen oder auch jüdischen Religion zur mahomedanischen übergehen, werden von den Mauren verachtet, und dürfen sich auch nicht einmal mit Maurinnen, sondern nur mit Negerinnen und Renegaten-Töchtern verheirathen. Sie werden als Renegaten in Maurentracht durch die Stadt geführt. In Algier gelangen dieselben oft zu den ansehnlichsten Aemtern, wiewohl man auch hier gegen Renegaten sehr mißtrauisch ist.

Die Coloris sind die Kinder, welche die Türken in Algier mit Maurinnen oder Negerinnen erzeugen. In der Hauptstadt und deren Nähe sind sie zahlreich.

Die Negern

sind in den verschiedenen Provinzen der Barbarei auch nicht selten, und am häufigsten in Algier. Größtentheils sind sie Sklaven, doch giebt es auch freie Neger. Selbst die Sklavenneger werden nicht nur häufig sehr gut gehalten, sondern ganz frei gegeben.

Die Mauren.

Es ist schon erinnert, daß sie im Grunde Araber sind, und die Unterschiede von diesen nur in zufälligen Dingen bestehen.

Der Maur in Marokko ist sehr wohlgewachsen; im Ackerbau, Gärtnerei und andern Gewerben noch sehr weit zurück, und zu träge, als daß er bei seinen Erndten, die namentlich durch Heuschrecken häufig vernichtet werden, auf Vorräthe denken sollte, wiewohl die Natur an vielen Orten in Marokko hundertfältigen Ertrag gibt. Ihre besten Arbeiten sind die Saffiane, und doch fehlt es auch an diesen Lederarbeiten sehr.

Die Gebäude in den Städten sind im Viereck gebaut, so daß dadurch ein Hofraum eingeschlossen wird, welcher gepflastert ist, und sehr rein gehalten wird. Nach den Straßen zu leidet man keine Fenster; die Dächer sind flach, und die Geräthe elend. Ein Paar Teppiche, ein Kasten, ein Tisch u. d. gl. das ist Alles.

Der Landmaur, oder Araber, wohnt in Zelten, die aus Haaren gemacht sind. Sie haben bis 10 Fuß Höhe und bis 25 Fuß Länge, sind schwarz angestrichen, und haben keine Thüre. Man hebt ein Stück des Zeltes auf, um hinein zu kommen. Junges Vieh und Menschen wohnen hier beisammen. Ein Paar Strohmatten oder Felle dienen als Betten, und diese, nebst einer Handmühle, das Korn darauf zu mahlen, ein Paar hölzerne Schalen und einige elende Töpfe, sind das Geräth. — Oft stehen einige Hundert solcher Zelte beisammen und machen ein Lager aus, welches nach Bedürfniß der Weide fürs Vieh verändert wird. Dieses Lager wird durch Hunde, und gegen die Löwen durch Dornhecken geschützt. Es ist bemerkenswerth, daß diese wandernden Horden Ackerbau treiben, wiewohl das im Widerspruch zu stehen scheint. Sie müssen also wohl zu bestimmten Zeiten an bestimmte Plätze zurückkehren, um sowohl auszusäen, als zu erndten.

Der Maur trägt ein Hemd, und darüber einen Kaftan von Tuch, der mit einem Gurt befestigt wird. Ein weißes, 7 Ellen langes und 3 Ellen breites Zeug,

der Haik, wird darüber geworfen. Dieses Kleidungsstück fehlt auch bei dem Aermsten nicht, und dient ihm oft statt des Bettes. Einige ziehen über den Haik noch den Zolhan, der von dem nämlichen Zeuge gemacht ist, und eine Kappe hat, den Kopf im schlimmen Wetter zu schützen. Manche tragen weite Beinkleider, aber Niemand trägt Strümpfe, selbst der Kaiser nicht, dagegen trägt Jedermann Saffianpantoffeln, und zwar die Männer gelbe, die Weiber rothe. — Die Stände unterscheiden sich durch die Turbane und durch andere Auszeichnungen in der Kleidung. Der Rosenkranz, welchen man trägt, dient, um den Namen Gottes dabei zu nennen, und — als Spielzeug.

Die Frau trägt im Hause blos ein Hemd, beim Ausgehen einen Haik darüber. Verheirathete erkennt man am seidenen Schleier über dem Haare. Sie haben Ringe, sowohl unten als oben in den Ohren, wohl an 12 Perlenschnüre um den Hals, oft hängen auch Goldstücke an den Schnüren. Füße, Arme und Hände sind mit Ringen geschmückt. Die Mädchen lassen die Haarflechten auf den Rücken herabhangen, zugleich mit seidenen Schnüren, an deren Enden Quasten und Schellen befestigt sind. Sie schminken sich roth, punktiren auch wohl den Hals mit Spießglas. Der äußerste Rand der Augenlieder muß schwarz gemahlt seyn, Hände aber und Finger mit dem Hennakraut pomeranzengelb. Die Haare am Leibe werden von den Verheiratheten mit einer Beitze weggeschafft. — Die höchste Schönheit bei allen Maurischen Völkern, hier sowohl als am Senegal und in der Sahara, ist Wohlbeleibtheit, wo möglich, mit rothgelben Haaren. — Die erstere Eigenschaft können sie um so eher erhalten, da alle Arbeiten durch Sklavinnen verrichtet werden, und selbst den Einkauf auf dem Markte die Männer besorgen. Bei den Maurinnen in Senegambien sorgt die Mutter frühzeitig, daß die Toch-

ter ordentlich von früher Kindheit an, mit Kameelmilch und Kuskus, gemästet werde, welches denn auch bei einigen so gut gedeiht, daß sie sich von zwei Sklaven müssen führen lassen, und selbst einem Kameele zu schwer werden. Ja, Mungo Park sahe, wie eine Mutter ihre weinende Tochter mit großem Prügel zum Breiessen nöthigte, damit das Kind hübsch schön, d. i. wohl gemästet werde. Beim Ausgehen sind sie so dicht verschleiert, daß sie selbst von ihren Männern nicht erkannt werden.

Der Landmaur oder Araber kleidet sich noch schlechter, scheert die Haare, und kennt weder Turban noch Mütze, noch Pantoffeln. Die Frauen sollen überaus häßlich seyn, und bemahlen die Backen mit schwarzen Figuren.

Früh ißt man eine Suppe aus Gerstenmehl und Wasser, Mittags Weizenbrodt mit Feigen, Trauben, Melonen, und des Abends kommt der Kuskus, ein Brei aus Weizenmehl und Wasser, mit Fleisch, hartgekochten Eiern, mit Butter und Saffran zugerichtet. Dies ist die Hauptmahlzeit. Man setzt sich mit kreuzweis zusammengelegten Beinen um die Schüssel, greift mit den Fingern zu, die hier die Stelle der Messer, Löffel und Gabeln vertreten. Ochsenfleisch und Geflügel kommt nur auf den Tisch der Reichen, und auch da nur selten. Man trinkt Wasser, und nächst dem Kameelmilch; Wein wird von manchen heimlich genossen; den Thee lieben sie sehr, weniger den Kaffee; von Tabakrauchen und Schnupfen weiß man nichts. Man kaut sehr häufig das Kraut Haschischa, welches die Wirkung des Opiums hat, der auch von Vielen gebraucht wird.

Wie mäßig auch diese Lebensweise sey, so ist doch die des Arabers auf dem Lande noch viel einfacher, d. i. elender, und Kuskus ist schon ein Festessen.

Man heirathet hier früh — ganz nach mahomedanischen Sitten. Tags nach der Hochzeit wird der jun-

gen Frau die Mitgabe von den Aeltern mit Musik zugeschickt. Gewöhnlich nimmt man nur Eine Frau, von welcher man sich, gegen die im Ehekontrakt auf diesen Fall festgesetzte Summe, scheiden kann. Doch wird nichts gezahlt, wenn die Frau an dem Mißvergnügen des Mannes Schuld ist.

Man sendet die Knaben in die Schule bis sie lesen und schreiben können. Man beschneidet sie im 6sten oder 7ten Jahre in der Moschee, wohin sie zu Pferde durch die Stadt geführt werden. Die Operation verrichtet ein Kadi oder Talb (Priester). Die Kinder der Landmauren müssen vor Tagsanbruch vor einem großen Feuer Gebete auswendig lernen — das ist ihre ganze Erziehung.

Den Gestorbenen wäscht man ab, bekleidet ihn mit einem Hemde und hüllt ihn in Leinwand. Auf einer Bahre trägt man die Leiche nach der Moschee, wo die Gebete darüber gesprochen werden, und dann nach dem Begräbnißplatz außerhalb der Stadt. Ein großes Gefolge singt das mahomedanische Glaubensbekenntniß; die Weiber, zum Theil gemiethet, heulen und zerkratzen sich das Gesicht. Die Gräber bedeckt man mit Steinen, führt auch wohl Gebäude darüber auf, und hält sie hoch in Ehren, so daß sie Verbrechern zur Freistätte dienen.

Der Maur liebt Glücksspiele, wiewohl es der Koran verbietet, und ist im Schachspiel erfahren. Auf dem Lande vertreten kleine Knochen die Stelle der Würfel, und ein Pantoffel die des Bechers. In Reitkünsten sind sie sehr geübt, und halten eigene Lust- und Uebungsspiele. Von Musik und Tanz hält der Maur nichts. Er hat jedoch Violinen, Flöten, Schalmeien, Trommeln und messingene Kastagnetten.

Gaukler aller Art, Schlangenfresser, Seiltänzer u. s. w. sind häufig, und werden in hohen Ehren gehalten,

und eben sowohl die Blödsinnigen und Rasenden, denen man allen und jeden Unfug erlaubt, und an deren völliger Nacktheit Niemand Anstoß nimmt.

Der Maur hält seine äußerlichen Religionsübungen, Waschen, Gebet u. s. w. pünktlich; trägt seine Amulette gegen Krankheit u. s. w.; wallfahrtet auch nach Mekka, in welchem Fall er hohe Ehre empfängt.

Uebrigens wird allgemein der Maur als listig, diebisch, grausam, tückisch und treulos beschrieben. Er läßt Niemand gern in sein Haus, sondern thut, wo möglich, alles auf einem Teppich vor der Hausthür ab, auf dem er seine Besuche annimmt. Das einzige Gute hat er, daß er Jedermann, der Lust dazu hätte, an seiner Mahlzeit Theil nehmen läßt. Er befolgt hierin den Willen seines Korans.

Die Mauren in Algier sollen fast so weiß seyn, als die südlichen Europäer, und unter den Frauenzimmern sich wahre Schönheiten finden. Um schöner noch, das ist wohlbeleibter zu werden, essen die Stadtdamen Hundefleisch (gewiß gegen den Koran). Die Industrie ist bei ihnen in den Städten größer, und daher findet man auch in Wohnung, Geräthen und Wohnungen der Städter mehr Pracht; aber der Landmaur lebt unreinlich in seiner Strohhütte oder in seinem Zelte. Die Mäßigkeit ist auch hier allgemein; doch lebt der Reichthum viel behaglicher, als in Marokko, und benutzt die vielfältigen Erzeugnisse seiner Gegenden, um sich mit Wohlgefallen zu sättigen; ja man findet sogar hin und wieder Tischtücher, Messer, Gabel und Löffel.

Höchst armselig ist das Leben des Landmauren im Staate von Tunis. Sein Zelt ist nur durch einen Pfahl gestützt, in der Mitte durch einen Vorhang in zwei Theile gesondert — der eine Theil gehört den Verheiratheten. Ein grobes Stück Tuch (Burnus) ist fast die

einzige Kleidung, und zugleich auch das Bett — wer wohlhabend ist, hat Binsenmatten zum Bette. Diese, nebst einigen hölzernen Schüsseln, einigen irdenen Töpfen, einigen Schläuchen und einer Handmühle, sind alle ihre Geräthe. Die Viehzucht ist ihr Hauptgeschäft, denn Getreide erbauen sie nur wenig. — Die Zelte stellt man so, daß dadurch ein großer Raum eingeschlossen wird, in welchem des Nachts das Vieh steht. Nur zwei Eingänge führen in den innern Raum, die man aber des Nachts durch Bündel von Dornsträuchern verschließt.

In Tripolis macht der Bazihn oder Bassina die Hauptnahrung vieler Mauren, und oft die einzige. Es ist ein Teig von Gerstenmehl, in Form eines großen Kloßes, welchen man mit Oehl, oder etwas Brühe und Gewürz, schmackhaft zu machen sucht. Wer mehr hat, ißt noch Hammelfleisch. Uebrigens sind die hiesigen Mauren zum Theil sehr räuberisch, und häufig geneigt, sich der Regierung zu widersetzen — die Natur der alten Stammväter verläugnet sich nicht.

3.

Sahara (Zahhara), oder die große Wüste,

ist eine große, dürre, sehr heiße und größtentheils wasserlose Ebene, die von Aegypten, dem atlantischen Ozean, von Marokko, Nigritien, Biledulgerid und Senegambien umschlossen wird. Ihre größeste Länge von Osten bis Westen nimmt man zu etwa 600 Meilen an, und ihre schmalste Breite von Fezzan bis Bornu gegen beinahe 40 Meilen, und ihr Flächeninhalt wird zu 60,000 Q. M. angegeben. — Es sind freilich eigentlich nur Annahmen, aber keine Angaben.

An der Küste liegen die Vorgebirge Non und Blanko. Vom Atlas kommen zwar einige Flüsse herab, die aber sehr bald im Sande versiegen, oder aber einen See bilden. Aeußerst selten, und nur im Zwischenraum von 6 bis 7 Tagereisen, sind Brunnen anzutreffen; aber das Wasser ist salzig, unrein und bitter, von fauligem Geruch und Geschmack — und doch erwartet man sehnlichst einen solchen Brunnen anzutreffen, indem das in vertheerten Schläuchen mitgenommene Wasser nicht zureicht. Auf der Straße von Fez nach Tombut hat man einige Brunnen inwendig mit Kameelfellen ausgefüttert, und außen mit Knochen bezeichnet, sowohl sie desto besser zu erhalten, als um sie Reisenden zu bezeichnen; allein auch solche werden vom

Sande verschüttet, oder in Kriegen zerstört, um dem Feinde Abbruch zu thun.

Ganze ungeheure Flächen sind hier leer von allem Leben; nichts ist da, als der todte Flugsand, mit welchem der Wind seit Jahrhunderten spielt, oder weiße Kieselsteine, die dem Auge, wie den Füßen, gleich schmerzlich empfindlich fallen. Die Sonnenstrahlen fallen fast senkrecht auf den todten Boden herab, und verursachen eine unglaubliche Hitze, und kein Brunnen ist vorhanden, kein Strauch grünt, keine Pflanze keimt, keine Quelle rieselt. Jedes Thier scheut diese Einöden, und nur je zuweilen setzt eilig ein flüchtiges Wild durch sie hin. — Der Araber hat besondere Namen, mit welchen er die ganz todten Gegenden mit bloßen Kieselsteinen, von denjenigen unterscheidet, wo einiges Gesträuch sich findet.

Hin und wieder gibt es einige Hügel und Anhöhen; auch thürmt der Wind den Flugsand zu großen Hügeln auf, die reihenweise und in gleichen Zwischenräumen bei und von einander stehen, aber er jagt zu andern Zeiten den Sand aus einander, und breitet ihn wieder aus; daher denn die Gestalt dieser Oeden sich stets verändert, und den Reisenden seinen Weg sehr schwer finden läßt, der sich hier nur noch, wie von dem Schiffer auf dem Meere, mit Hülfe der Sonne und der Sterne, auffinden läßt. Für europäische Reisende würde der Kompaß gute Dienste thun, der aber wohl den meisten Reisenden dieser Gegenden unbekannt ist. Dieser bewegliche Sand macht auch beinahe allen Anbau unmöglich, und ist den hier umherstreifenden Mauren und Arabern so gefährlich, daß sie sogleich ihre Zelte abbrechen, wie der Wind denselben zu bewegen beginnt, damit sie nicht verschüttet werden. Ganze Berge von Sand werden empor gehoben, und ganze Karavanen darunter verschüttet. Ja man findet in diesem Sandmeere Sandhosen, wie man auf dem Wassermeere Wasserhosen hat, welche Säulen bilden, die

bald schnell fortlaufen, bald sehr langsam sich bewegen, indessen jedoch der untere Theil immer mit der Erde in Verbindung bleibt.

Der Regen bleibt in diesen grausenvollen Gegenden oft Jahre lang aus, und dann verdorren auch noch die wenigen grünen, mit einigen Pflanzen, Gesträuchen und Bäumen versehenen kleineren Plätze. Nach Verschiedenheit der Gegenden mag der Regen zu verschiedenen Zeiten fallen. In der Nähe des Senegals fällt er zwischen Julius und Oktober. Dauert der Regenfall bis zum November, so ist alles darüber fröhlich, weil das dürftige Leben dann noch dürftig erhalten werden kann. Die Milch, das Hauptnahrungsmittel so vieler Horden, wird wohlfeil, und die Kaufleute aus der Barbarei gehen nach Sudan. Zu solcher Zeit graben die Einwohner tiefe und weite Löcher bei ihren Wohnungen, sammeln das Regenwasser, und bedienen sich desselben, so lange es vorhält, für sich und ihre Heerden.

Schon, daß man hier noch Menschen und Heerden trifft, zeigt an, daß diese Einöden doch von einigem Leben und von einiger Vegetation unterbrochen seyn müssen. Dies ist in der That der Fall. Wie Inseln ragen aus dem ungeheuren Sandmeere einzelne bessere Gegenden hervor — man nennt sie Oasen, und man zählt derselben (oder will derselben zählen) einige 30; unter welchen einige mehr, einige minder bedeutend sind. — Ob nun gerade diese sämmtlichen Oasen den hundertsten Theil der ganzen Sahara ausmachen mögen, läßt sich eben so wenig leugnen, als behaupten. Die Landschaften Gogden und Hair sollen die besten Theile dieses Sandmeers seyn. — Ohne Zweifel gibt es, außer den größern fruchtbaren Oasen, auf dem ungeheuren Raume wohl noch einzelne kleinere, da und dort zerstreute Plätzchen mit einigen Quellen, oder mit feuchterem Boden und einigem Pflanzenwerk. — Die größere Vegetation mag über-

haupt in der Nähe der südlichen Seite des Atlas angetroffen werden.

Löwen, Panther, Gazellen, wilde Schweine, und vorzüglich Strauße, durchziehen diese Gegenden (hoffentlich wissen sie die bessern Plätze und Wege besser, als unsre Beschreibungen). Die Schweine sollen sogar die Heerden angreifen. Affen sind da und dort auch vorhanden, und unter den Schlangen einige von ungeheurer Größe. Geier und Raben, deren Flug oft dem Wanderer seine Rettung zeigt, ziehen den bewohnten Gegenden nach; aber auch andere Vögel findet man. Schnekken, sonst nur das Eigenthum feuchter Gegenden, mancherlei Eidechsen, und verschiedene Insekten sollen hier keineswegs selten seyn. — Es ist ein Unglück, daß sich selbst hier noch Heuschrecken finden, die alles abfressen, was Pflanzenlaub heißt. Unter den Hausthieren ist das Kameel das nützlichste; nach ihm Ziege und Schaf; dann das Rindvieh, vorzüglich der Ochse als Lastthier. Pferde sind wenige vorhanden, zumal da man ihnen, im Nothfall, Milch statt des Wassers zu trinken geben muß; aber dagegen sind sie von edler, vortrefflicher Race, und von den Mauren überaus sanft und zahm gewöhnt. Dahingegen sind die großen Hunde, welche hier gehalten werden, daran gewöhnt, sich, wie das Kameel, lange Zeit ohne Wasser zu behelfen. — An Bienen soll es nicht fehlen.

Das Pflanzenreich gibt denn doch einige thymianähnliche, dem Kameel vorzüglich als Futter nützliche Gewächse; mancherlei Farrenkräuter, mancherlei stachliche Gewächse, die zum Theil auf Hügeln wachsen, einiges Beerengesträuch, einige Trüffeln da und dort; vor allen Dingen aber Dattelnpalmen, und die berühmten Gummiwälder in der Nähe des Senegals.

Unter den Produkten den Mineralreichs kennt man nur etwas Eisen, und Stein-Salz in großer Menge.

Das erstere findet sich vorzüglich am rechten Senegalufer in schwarzen Felsen gediegen; (man vermuthet, es gehöre zu dem meteorischen, d. i. vom Himmel gefallenen Eisen.) Das zweite ist ein wichtiges Erzeugniß für die Einwohner, um sich durch Austausch mit Sudan mancherlei Dinge dafür zu verschaffen.

Die Sahara wird in fünf, nach andern in mehrere Distrikte oder Wüsten (beides hier einerlei) eingetheilt, die sich von Westen nach Osten ziehen, und ihren Namen von den darin wohnenden Stämmen haben. Man will 12 solcher Stämme zählen, deren trockne Namenangabe wenig anziehen kann.

Von Landstrichen werden folgende in der Sahara angegeben.

Zanhaga, wo das Cap Blank oder das weiße Vorgebirge und der Hafen Portendyk (Hikura) sich findet, und 12 Meilen davon die Bai Arguin, hat zu Tegasa (Tegaza) die Steinsalzgruben, die von Leuten bebaut werden, welche auf 80 Meilen ringsumher von aller menschlichen Gesellschaft entfernt sind. Ihre Lebensmittel erhalten sie blos von denjenigen, welche das Salz abholen, das in großer Menge nach Nigritien geht.

Die Landschaft ist dürre und steinig. Wasser in Brunnen trifft man kaum alle 20 Meilen an. Der Strich zwischen dem Brunnen Asanad, Azaoed, und dem Brunnen Araoan, 40 Meilen von Tombuktu, ist wasser- und menschenleer, und das Grab vieler Menschen und Thiere, die vor Durst und Hitze verschmachten. Zwei Denkmale sind um Azaoed in der Wüste, einem reichen Kaufmann und seinem Kameeltreiber geltend; beide, laut der Inschrift, vor Hitze verschmachtet, wiewohl der Kaufmann den letzten Trunk Wasser seinem Treiber für 10,000 Dukaten abkaufte, (ein recht wahrscheinliches, aber wohl nimmermehr wahres Vorgeben).

Durch die Landschaft Zanhaga gehen zwei Karavanen, eine von Tombut nach Oran, an der Meerenge von Gibraltar, und nach Fez und Marokko, und eine andere von Tombut über Toet (Thuat) nach Tunis.

In der Landschaft Zenziga, die eine der traurigsten Wüsten ist, ist die Wüste Goëten — und also Wüste in Wüste, begriffen; in welcher in 9 Tagen kein Tropfen Wasser anzutreffen ist, wenn nicht etwa Regen fällt.

Targa, die bei der Wüste Hair anfängt, hat wenigstens, im Verhältniß gegen die andern, einen Vorrath von Wasser, besonders an der Grenze von Hair, wo sich auch viele Pflanzen finden.

Lemta, ebenfalls sehr öde — die Karavanen von Mursuk uach Tombuktu gehen hindurch.

Berdoa, östlich von Fezzan, wurde blos zufällig durch eine Karavane bekannt, die sich verirrt hatte. Hier werden noch einige Schlösser und Dörfer erwähnt.

Gualata ist eine Oase, in der Mitte der Wüste, und sehr reich an Datteln. Ein Karavanenweg geht hindurch.

Die Mauren in der Sahara.

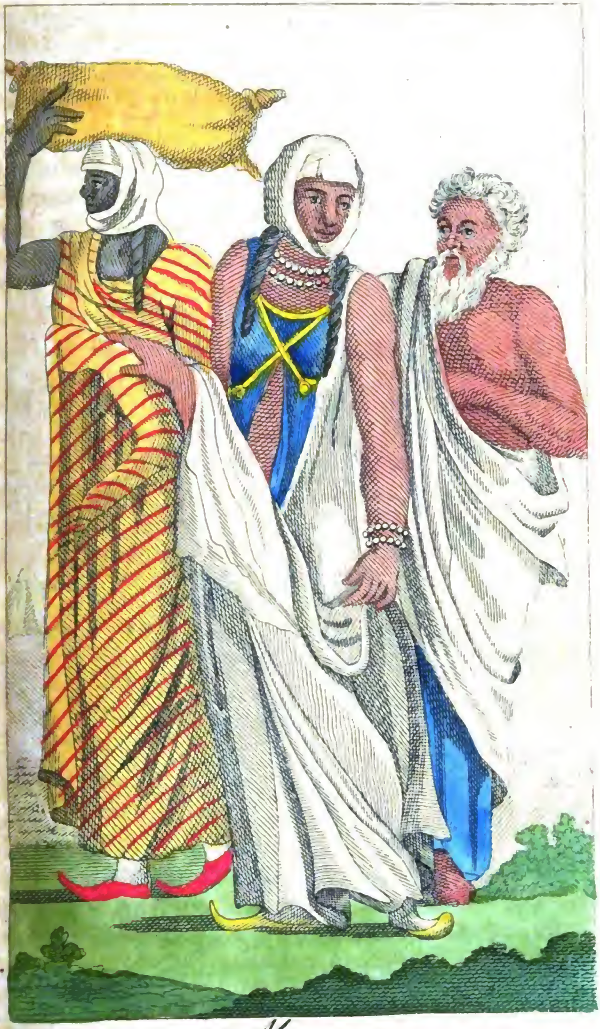
Die Mauren (auch Mohren genannt), welche diese wüsten Gegenden durchziehen, und auf des Senegals Nordseite wohnen, sind wohl auch ursprünglich Araber, welche von den ehemaligen Mauritanien ihren Namen haben. Es gibt der Stämme derselben mehrere, unter welchen vorzüglich die Brachnarz und Trarshaz erwähnt werden, bei welchen die Königs- oder Fürstenwürde erblich ist, die nebst dem Stamm der Darmankos, bei denen der König gewählt wird, am häufigsten Reisen zwischen dem Senegal und Marokko

machen. — Diese letztern sollen aus lauter Marbuten bestehen. Der Oasen, in welchen sämmtliche Maurenstämme sich aufhalten, sollen 17 seyn. Die übrigen 15 dienen blos durchreisenden Karavanen zu Erholungsplätzen.

Die meisten dieser Menschen haben eine stark braungelbe Farbe, große Augen und sehr weiße Zähne, länglichte Nasen, länglicht rundes Gesicht; die Kopfhaare sind etwas kraus und gelockt, ohne aber ein Negerhaar zu seyn; die großen Ohren sind herabhangend, der Bart lang, der Körper ist wohlgebaut, der Blick bei den meisten wild und unfreundlich. Es mag freilich in dieser Bildung, nach Verschiedenheit der Wohnorte und der Vermischung mit den Fulhas und Jeloffennegern, mancherlei Abänderungen geben. Vorzüglich haben viele einen sehr magern Körper, ausgetrocknete Schenkel und Beine, wie die Araber der Wüste in Asien. Am übelsten gebildet sollen die vom Stamme Telköenes seyn, die unter lauter vom Winde aufgethürmten Sandbergen leben.

Die vornehmen Frauen haben, da sie der Sonne weniger ausgesetzt sind, als die Männer, eine hellere Farbe und einen schönern Bau, als diese. Indessen um hier recht schön zu seyn, muß ein Mädchen recht fett seyn, und daher fleißig gefüttert werden. Die es bis dahin in der Wohlbeleibtheit gebracht hat, daß sie nicht mehr gehen, und kaum von einem Kameel fortgetragen werden kann, ist ein Wunder von Schönheit, welches man aber freilich nur unter den Reichern antreffen kann.

Die Mauren sind Nomaden, aber sie treiben zugleich auch Handel, indem sie die Sahara fast in allen Richtungen durchziehen; ja manche machen mehr als einmal eine Pilgerreise nach Mekka und Medinah. Die am Senegal gehen jährlich in kleinen Tagereisen bis an den Fuß des Atlas, und kehren mit Eintritt der Regen-



Mauren.

zeit zurück. Sie bringen den Negern am Senegal Salz, Eisenwaaren und Zeuge, und tauschen dagegen Sklaven, Gold und Zibeth ein. — Ihre unstäte Lebensart verstattet keinen ordentlichen Ackerbau, und wo daher auch einige etwas Gerste und Hirse, oder auch wohl Weizen aussäen, so wird dabei keine Sorgfalt angewendet, das Getreide unreif abgemäht u. s. w. Doch sollen in einem Thale sich einige Dörfer finden, und dort könnte vielleicht der Ackerbau ein wenig besser seyn.

In einigen Gegenden ist der schon ein reicher Mann, welcher zwei bis drei Pferde, mehrere Kameele, Ziegen und Schafe hat; in andern Gegenden sind die Heerden sehr zahlreich, und vorzüglich hält man viel auf Lastochsen. — Reiche haben ihre Negersklaven, welche sich der Heerden annehmen müssen, und, im Ganzen genommen, sehr selten davon laufen, da sie es eben so gut in Speisen haben, als ihre Herren, und von der Arbeit eben nicht gedrückt sind. Die Weiber dieser Sklaven aber sollen sehr hart gehalten werden.

Fast alle Arten Geschicklichkeiten sind den nomadisirenden Mauren fremd. Was sie an Geräthen oder an Prachtstücken etwa bedürfen, verfertigen ihnen Handwerker und Künstler, die aus Biledulgerid kommen, und die Wüste, so weit sie bewohnt ist, durchziehen, die denn auch mit Freuden aufgenommen, und für die Schlosser- und Schmiedearbeit, für die hölzernen Schalen, Mörser ꝛc., welche sie fertigen, ernährt, und mit Kameel- oder Ziegenhaaren, selten aber mit Gelde gelohnt werden. Am reichsten werden die Goldschmiede bezahlt, denn sie erhalten, außer ihrer Beköstigung, den zehnten Theil von dem Gewicht des Goldes, das sie verarbeiten.

Unter den Mauren selbst weiß man weiter nichts zu verfertigen, als die Zelte, unter welchen man lebt, aber auch diese Arbeit, wie jede, die nicht Raub und Plünderei heißt, ist Sache der Weiber, die das Vieh melken, But-

ter machen, Holz sammeln, Speise bereiten, Kameele bepacken oder abpacken u. dgl. Man verfertigt diese Zelte entweder aus gegärbten Ochsenhäuten, oder aus Kameelhaaren, welche ohne Weberstühle gewebt werden, und sehr regendichtes Zeug geben. Das Gerippe, welches das Zeug trägt, besteht aus Pfählen. Ein solches Zelt ist eiförmig, nach der Sonnenseite zu offen, und häufig inwendig in Verschläge abgetheilt.

Hier in den Zelten, und um dieselben her, lebt die ganze Familie und die Heerde, und Mensch und Hausthier; eines wächst mit dem andern zusammen auf, und lebt mit ihm in großer Eintracht. Die Pferde gehen mitten durch die kleinsten Kinder behutsam hin, um keines derselben zu beschädigen, und geneigt, ihnen Liebkosungen zu erweisen. — Der Hausvater liegt den ganzen Tag auf seiner Matte, schläft, raucht oder läßt sich auch wohl, was ihn am Kopf und Leibe beißt, ablesen, und wirft es von sich. Es zu tödten, ist gegen die angenommene Gewohnheit, und gegen die Grundsätze ihres Mahomedanismus.

Das vornehmste Nahrungsmittel ist Milch von Ziegen, Kühen und vornehmlich von Kameelen. So lange sie Milch haben, fragen sie nichts nach Wasser; überdies ist ein Brei von Gerste, Hirse oder Mais (Kuskus) bei ihnen sehr beliebt, aber auch Heuschrecken werden nicht verachtet. Datteln werden häufig genossen; die Fürstenfrauen essen fast nichts als Datteln, und trinken den aus der Frucht derselben gepreßten Honigsaft, um die gehörige Dicke zu bekommen. — Selten, äußerst selten schlachtet man ein Thier; aber man tödtet es, sobald man sieht, es werde ohnedies sterben müssen, da ihnen ihr Glaube nicht erlaubt, Erstricktes oder Gefallenes zu essen. Ihre Hauptmahlzeiten werden des Abends gehalten, und selbst Fremde, welche ankommen, müssen so lange warten, ehe man ihnen etwas vorsetzt. Bei der äußersten Durst-

tigkeit, an welche diese Menschen von Kindheit auf gewöhnt sind, ist es begreiflich, daß sie einige Tage ohne Essen zubringen können; aber dafür sind sie unmäßig, so bald sie etwas umsonst bekommen, denn es fehlt ihnen nimmer an gutem Appetit. Diejenigen, welche in der Nähe der Gummiwälder sich aufhalten, behelfen sich lange Zeit mit diesem, namentlich während der Zeit der Gummilese. Die Aermsten essen dasselbe eitel, indem sie es im Munde zergehen lassen; andere lassen es in Milch zergehen; man macht Brühen davon ans Fleisch; bereitet Tafeln daraus, die sich Jahre lang halten; versetzt es, zur Fütterung der Pferde und Kameele, mit Hirsen- oder Maismehl u. s. w. Einige, die an den Meeresküsten wohnen, nähren sich fast allein nur von Fischen.

In der Zeit der Kindheit gehen Knaben und Mädchen nackt. Dann wird eine Art bis auf die Lenden reichendes Hemde, aus blauem baumwollenen Zeuge gemacht, die hier gewöhnlichste Kleidung, und darüber allenfalls der schon mehrmals erwähnte, im Morgenlande übliche, Haik geworfen. Gegen Regen und Thau hat man auch häufig einen aus grobem Ziegenhaar, oder auch wohl aus Fellen todtgeborner Lämmer, gemachten Mantel. — Ein Stück Zeug um den Kopf gewunden, vertritt die Stelle des Turbans. Wer auch eine solche Bekleidung sich nicht schaffen kann, näht Ziegenhäute zusammen, und umhüllt sich damit. — Ein kleiner lederner Beutel an der Seite enthält ihr Geld, ihren Tabak nebst Stahl, Schwamm und Pfeife. Daß Könige und Fürsten prächtiger gehen, und mit mancherlei Gold und Schmuck geputzt sind, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Die Frauen versäumen nicht sich zu putzen. Das Haar wird — vielleicht des Ungeziefers wegen — mit Butter eingesalbt, ehe man es in die künstlichen Flechten bringt, welche auf die Brust herabflattern, und mit Mu-

scheln, Ringen, Knöpfen und anderm Klapperwerk besetzt werden. Ein Lappen, welcher bis auf die Hälfte der Nase den Kopf verhüllt, und unter dem Kinne zugebunden wird, muß ebenfalls eingeschmiert seyn. Der Ueberwurf oder Haik hat zierliche Falten, ist zugleich der Schlafteppich, und auch wohl das Wischtuch für Kinder, die sich verunreinigt haben. Man kann also leicht erachten, wie es hier um die Reinlichkeit aussehe, zumal bei gänzlichem Wassermangel. An den Füßen hat man Sandalen von rothem oder gelben Leder, wenn man reich genug dazu ist. Zum vollen Putz gehört aber auch, daß die Nägel an Händen und Füßen roth gefärbt, die Augenränder bemahlt, und Füße und Arme mit Ringen geschmückt sind, welche bei den Reichern von Gold sind; auch tragen diese auf den Hüften, unmittelbar auf der bloßen Haut, große Gürtel von 8 bis 10 Reihen Korallen, oder auch wohl gar von Würznägelein (??) — Außer der Wohlbeleibtheit gehört zur Schönheit, daß das Fleisch von den Schultern bis zu den Ellbogen herabschlottere, und die Zähne lang seyen.

Selten hat der Maur mehr als eine Frau, wiewohl ihm bekanntlich Mahomed vier Frauen erlaubt. Die Armuth hindert ihn, von dieser Erlaubniß häufigen Gebrauch zu machen. Der Mann sowohl, als das Weib, können sich, mit Bewilligung der Aeltesten, andere Ehegatten wählen. Hat eine Mutter einen Sohn geboren, so färbt sie ihr Gesicht 40 Tage lang — nur halb so lang bei der Geburt einer Tochter. — Aber der Knabe wird auch von der Mutter, so bald er nur gehen kann, eben so ehrerbietig behandelt, wie der Ehemann; sie bringt ihm das Essen, und ißt erst nach ihm, da hingegen die Töchter ein viel härteres Loos haben.

Die Ehe wird auch hier unter Tanz und Schmaus geschlossen. Den Tag nach der Vermählung nehmen die Freundinnen die junge Frau in ihre Mitte, waschen sie

von den Hüften bis zu den Füßen mit Wasser, welches sie sich verschafft haben, bemahlen sie, flechten ihr das Haar, putzen sie aufs beste, und schenken ihr ein neues Tuch.

Zu Sterbenden holt man den Talbe oder Priester, welcher zugleich den Kindern Unterricht gibt, indem er von einer Horde zur andern umher zieht. Er spricht über den Sand in einer Muschel einige Worte, und streut ihn auf den Sterbenden hin, drückt ihm den Daumen auf die Stirn, und legt ihm eine Schärpe und einen Rosenkranz auf den Leib. Der Todte wird in seinem Grabe mit dem Gesicht nach Mekka gelegt, und ist er in einem Treffen erschlagen, so werden Steine um sein Grab gehäuft; Klageweiber müssen heulen; das Zelt des Gestorbenen muß an einen andern Ort gebracht, seine Sachen alle gelüftet, und eine Mahlzeit gegeben werden, wobei der fetteste Bock geschlachtet wird, welchen die Gäste fröhlich verzehren.

Der Talbe ist durch seinen langen Bart, durch den halb weißen, halb karmoisinfarbenen Haik, und an dem langen Rosenkranz — 115 kleine schwarze Kugeln auf eine Schnur gereihet — kenntlich, und steht überall in Achtung. Die Hauptceremonien des Mohamedanismus, das Waschen, wird hier häufig nur durch das Abreiben mit Sand verrichtet. Ueberhaupt ist Mohameds Glaube hier mit vielem Negerglauben vermischt, mit Grisgris namentlich — Amulette, welche wir bei den Negern noch werden kennen lernen. Blödsinnige, stumme und taube Menschen werden auch hier als Gottes liebe Kinder angesehen, und dem zufolge mit der nämlichen vorzüglichen Achtung behandelt, wie im übrigen Morgenlande, wo Mohamed gilt. Auch haben die Pilger, welche nach Mekka gewallfahrtet sind, großes Ansehen und mancherlei Vorrechte, wie es der Hadschi (heiliger Pilger) im ganzen Morgenlande hat. Sie heißen „Herr" (Sidi), wer-

den als Ausleger des Gesetzes betrachtet, und ihr Rath wird vorzüglich gehört.

Die Marabuts (Morabiten) sind die eifrigsten Mohamedaner, und zugleich eine besondere Parthei (Klasse) derselben — Ausleger der Gesetze, Priester, Aerzte, Kaufleute und überaus verschmitzt; man könnte sie die mohamedanischen Scheinheiligen nennen, die sich durch Frömmelei und Gaukelei viel Ansehen verschafft haben. In der Sahara sind sie es fast allein, welche lesen und schreiben können, und stehen bei Negern und Mauren in so großem Ansehen, daß man sich vor ihnen niederwirft. Sie theilen Grisgris aus, welchen man außerordentlich vertraut; werden den hiesigen Regierungen oft gefährlich, und ziehen nicht selten funfzig Meilen weit, um einige Thaler zu verdienen. Ursprünglich waren die Marabuts ein eigener arabischer Stamm, der durch Aegypten bis zu Afrika's westlichstem Ende zog. Jetzt betrachtet man sie hier und in andern Gegenden noch als große Heilige, die auf besondern höhern Antrieb handeln, und denen man daher Betrug, Diebstahl, und selbst Mord zu Gute hält, zumal, da sie das Volk nicht nur betrügen, sondern auch belehren.

Die Sahara-Mauren sind in Stämme eingetheilt, die mehr oder minder zahlreich sind; die Stämme bestehen aus Horden; die Horden aus Familien, deren eine oft aus 120 Haushaltungen oder Zelten besteht, welche ihr Oberhaupt, oder ihren Schech (Scheik) haben. Das Oberhaupt über eine Horde oder Lager thut alles mit Zuziehung der Aeltesten — sucht die Lagerstätte, entscheidet die Händel u. s. w., hat aber keine andere Auszeichnung, als ein höheres Zelt, und kann in wichtigen Fällen ohne Einstimmung der ganzen Horde, oder des Stammes, nichts thun. Ueberhaupt kann Niemand freier seyn, als der Maur der Sahara, und das ganze Ansehen der Fürsten und Oberhäupter beruht mehr auf Kunst und Ge-

schicklichkeit, denn auf Rechte, und sie müssen höchst gütig und schonend ihre Unterthanen behandeln, wenn diese nicht aufgebracht werden sollen. — Nur das Recht, im Treffen vorn zu stehen, und den Oberbefehl zu übernehmen, machen sie ihren Prinzen nie streitig. In den Lagern, in den Oasen, ist der ärmste Maur eben so gut gekleidet, als der vornehmste — nur wenn es eine Verhandlung mit Europäern gilt, kommen die Oberhäupter im Gefolge vieler angeblicher Sekretäre und Dollmetscher, vieler Großen und Angesehenen an, und nehmen ein Ansehen von hoher Gewalt an. Allein dies ist Alles verabredet; denn in den Lagern sitzt oft der gemeinste Maur an der Seite seines Königs, nimmt ihm die Pfeife aus dem Munde und raucht, fährt ihm mit der Hand in seine Schüssel und nimmt, und umgekehrt machts der König bei seinem Unterthan auf gleiche Weise.

Das ganze Leben und Weben dieser Menschen haben die Europäer wohl am besten bei dem **Gummihandel** am **Senegal** kennen gelernt.

In den Tagen des Novembers und Dezembers verlassen die Maurenstämme, welchen die Gummiwälder gehören, ihre Wohnungen, und jeder Stamm macht sich nach seinem Gummiwalde auf; blos die Alten, Abgelebten, Greise, Kinder, Sklaven und was zur Wartung der Heerden durchaus nöthig ist, bleibt zurück. Alle Uebrigen, selbst Säuglinge an der Mutterbrust, die Heerden ebenfalls, Ochsen, Kameele und Ziegen brechen mit auf, und man kommt in einigen Wochen zum Gummiwalde. Sechs Wochen wird der am Stamme in kleinen Tropfen ausgetröpfelte und verdickte Gummi gelesen, auf die Lastthiere geladen, und in die Gegend der europäischen Besitzungen gebracht, wo die einige Tagereisen vorausgegangenen Oberhäupter den Handel über den Preis abschließen, wobei beide Theile alle List und Kunstgriffe anwenden. — Man gibt, außer bedeutenden Geschenken,

welche die Oberhäupter erhalten, Waaren, statt der Geldes, vorzüglich Guinees (eine Art indischer baumwollener Zeuge, die mit Indigo gefärbt sind). Jetzt nur, wenn sie wegen der abgeschlossenen Bedingungen Nachricht erhalten haben, brechen die Lager auf, und der Gummimarkt wird in einer großen Wüste gehalten, wo keine Pflanzen und keine Quellen anzutreffen sind. — Mit großem, in bedeutender Entfernung hörbaren, Geräusch brechen sie auf, und kommen bei den Ufern des Senegals an, wo sie ihre Lager aufschlagen, und tausend Händel und Verdruß den Europäern verursachen, welche sie zu betrügen und selbst zu bestehlen suchen. Die Mauren kommen zu Hunderten aufs Verdeck der Senegalfahrer, denn sie schwimmen bis an die Schiffe heran, klettern an den Tauen hinauf, zanken, lärmen, drohen, ohne daß man eine Hand an sie legen darf, welches sogleich einen Krieg veranlassen würde. Man hält sie blos durch einige Kanonen in Respekt, hinter welchen die Negermatrosen mit brennenden Lunten stehen. Ueberall, wo sie Eßwaaren im Schiffe riechen — und diese riechen sie vortrefflich — da sind sie, verfolgen die Essenden, und nehmen ihnen, was sie haben, vor dem Munde weg. Selbst in den Kajüten, wo der König mit den Weissen isset, ist keine Ruhe; denn sie machen Versuche einzudringen, und verlangen von dem Könige, daß er ihnen dazu verhelfe; dieser entschuldigt sich, daß es die Weißen nicht verstatten wollten — aber dennoch drängt sich mancher mit ein, wenn einer oder der andere von des Königs Leuten ein- oder ausgeht.

Ueberhaupt wird von Reisenden den meisten Maurenstämmen ein schlechtes Lob ertheilt. Mehrere Stämme sind stets auf Raub bedacht, und führen bei ihren Streifereien Menschen und Thiere mit fort. Reisende, die man unterwegs trifft, ohne Unterschied des Glaubens und der Nation, werden angegriffen, und als eine Gabe betrachtet,

dir Gott sendet. Man nimmt denselben Waffen und Beute, und plündert sie rein aus. Die Stämme selbst sind unter einander stets im Kriege begriffen, welche jedoch fast niemals sehr blutig werden, sondern sich mit Plündereien endigen. Die Kameele sollen mit ihrem Biß mehr Schaden thun, als die Leute. Kommen jedoch zwei tüchtige Kämpfer an einander, so suchen sie sich mit Messerstichen zu verwunden, oder zerreißen sich mit den langen Nägeln, womit sie alle versehen sind. — Sie suchen sich, so gut sie können, Pistolen, Flinten und Säbel zu verschaffen, und erhalten dieselben von Europäern; aber freilich nur in schlechter Beschaffenheit. Die in der Nähe Marokko's sind mit bessern Flinten und Dolchen versehen. Viele haben auch nur Hassagaien, in Form einer Hellebarde, und Stöcke, die an der Spitze mit Eisen beschlagen sind.

Der Maur ist gegen Leute seines Stammes noch gastfrei, aber nicht so willig und gern als seine Stammväter, die Araber, sondern man sucht dem Besuch der Reisenden auszuweichen. — Mehrere Reisende, die auf einmal ins Lager kommen, werden auf gemeinschaftliche Kosten bewirthet. Den einzelnen unbekannten Reisenden muß der nächste aufnehmen. Man bewillkommt denselben, hilft ihm vom Kameel, trägt sein Gepäcke hinter den Strauch, wo er die Nacht zubringen soll (denn ins Zelt wird er nicht genommen), und, wenn er kein reicher Mann ist, dem zu Ehren man den Hammel oder Bock schlachtet, so wird ihm Abends um 10 Uhr die Mahlzeit — Milch und Gerstenmehlbrei — vorgesetzt. Der Wirth wartet dabei dem Gaste auf.

Der Maur hält sich für den ersten Menschen der Erde. Für ihn nur scheint die Sonne, und er verwundert sich sehr, wenn Jemand seine Sprache, eine sehr verdorbene arabische Mundart — nicht versteht. Sein Charakter ist Heftigkeit, Grausamkeit und Raubsucht; daher werden

selbst die häuslichen Angelegenheiten nicht ohne Zorn und Wuth und Brüllen verhandelt. Christen, die durch Schiffbruch in ihre Gewalt fallen, werden sehr gemißhandelt, besonders von Weibern und Kindern. Diebstahl ist kein Verbrechen, wenn er nur des Nachts geübt wird; und selbst Leute, die gleichsam Richter und Aelteste im Dorfe sind, rühmen sich damit. Diebstähle am Tage werden mit Stockschlägen bestraft, wenn der Dieb von demselben Stamme ist, und auf frischer That ertappt wird; Diebe von fremdem Stamme bringt man um.

4. Nubien nebst Darfur.

Nubien,

zwischen Aegypten, Habesch, der Ostküste des arabischen Meerbusens, der Sahara und Nigritien gelegen, soll nach einer ungefähren Schätzung an 8 bis 9000 (12 bis 15,000) Q. M. enthalten. Es mag 160 Meilen lang, bei 120 Meilen breit seyn. Von der Zahl der Einwohner ist keine Angabe möglich, wie denn das Land überhaupt zu den allerunbekanntesten gehört.

An der Ostküste ist es mit bedeutenden Gebirgen versehen, welche mit denen von Aegypten zusammen hängen, und aus Granit, Marmor, Porphyr und Basalt bestehen.

Der Nil, welcher aus Habesch in vier Armen kommt, und den von Osten herfließenden Takaze (Atbara) aufnimmt, welcher auch als ein Nilarm betrachtet wird, ist der einzige Fluß des Landes, und bildet verschiedene Wasserfälle, ehe er in Aegypten eintritt; und nur an den Ufern dieses Stroms ist das Land einiges Anbaues fähig, da hingegen der übrige Theil eine todte öde Wüste seyn soll, welche von den Sonnenstrahlen verbrannt ist — dies gilt vorzüglich von dem nördlichen Theil des Landes, und es ist hier in einigen Gegenden der Flugsand eben so gefährlich, wie in der Sahara, so wie auch der gefährliche Samum oder Chamsin hier ebenfalls bekannt ist. In Sennar ist die Hitze vom Januar bis zum April bis zum Ersticken groß. Nur auf den Gebirgen und in den übrigen

Gegenden, nur im August und September, ist sie erträglicher. Die Regen halten hier keine gewisse Zeiten, und sollen der Gesundheit und selbst dem Leben sehr gefährlich seyn, wenn sie gleich nach der heißen Jahreszeit kommen. — Der Brunnen gibt es wenige, und selten haben sie ein süßes Trinkwasser.

Wo das Land in der Nähe der Flüsse angebaut werden kann, da baut man Mais, Gerste, Durra, Melonen, Reiß, Zuckerrohr, Tabak und Flachs — Sennes, Koloquinten und ähnliche bittere Pflanzen findet man an verschiedenen Orten in der großen ebenen und nur von Raubarabern durchstreiften Wüste, zwischen Syene und Gooz (Guz), so wie auch kleine Wälder von Zwergakazien, die nur die Höhe der Sträucher erlangen, und den Kameelen zur Nahrung dienen, mit welchen man diese Wüste durchreist. Auch trifft man Eben- und Sandelholz in manchen Gegenden.

Daß es da und dort Löwen, Panther, Gazellen, Affen, Elephanten, Rhinozerosse u. s. w. geben werde, läßt sich erachten; so wie auch der Strauß hier schwerlich fehlen wird. Von Hausthieren hat man Kameele, die sehr viel abgehärteter seyn sollen, als die asiatischen; treffliche Pferde, Rindvieh und Schafe, welche statt der eigentlichen Wolle Haare haben. Man will auch sehr gutes Gold im Lande finden, sowohl in Bergwerken, als in Flüssen.

Nubien zerfällt in mehrere Theile; der zunächst an Aegypten liegende, und dann die ganze von Aegypten nach Habesch sich hinziehende Küste, soll unter türkischer Botmäßigkeit stehen. Man begreift sie unter dem Namen türkisch Nubien oder auch Neuarabien — Mitten im Lande liegt das Reich oder die Republik Dongola (Dankala), welches von Sennar abhängt. — Das Reich Dekin liegt am Takaze — und das Reich Sennar macht den südlichen und bei weitem fruchtbarern Theil von Nubien aus.

1) In türkisch Nubien

ist Suachem, am arabischen Meerbusen, eine reiche und wohlgebauete Stadt mit einem trefflichen Hafen. Andere Angaben machen sie zu einer, beinahe ganz in Trümmern liegenden Stadt.

Arkiko hat 400 Häuser und einen Hafen. Von den Häusern sind die meisten von einer Art Rohr gebaut. Sie stand unter dem Scherif von Mekka, und dieser unter den Wechabiten. — Schwerlich wohl aber noch jetzt. Es nomadisiren hier, an den Küsten des rothen Meeres, die Bedschahs mit altäthiopischer (Geez spr. Dschiz) Sprache, die kriegerisch genannt werden, und die, gleiche Sprache, aber auch Arabisch, sprechenden, Abaddahs.

Die Insel Massuah ist ein öder Felsen, hat aber ebenfalls einen vorzüglichen Hafen. Das Wasser holt man aus Arkiko.

Die Insel Dahalak, 7 Meilen vom festen Lande, hat 20 Meilen im Umfang, soll sehr fruchtbar seyn, und enthält 12 Dörfer. Die Einwohner sind betriebsam; schwerlich würden auch sonst auf einem so kleinen Raum sich 370 steinerne Zisternen finden. So gar arg kann es jedoch mit der Betriebsamkeit nicht seyn, indem die Zisternen nie gereinigt werden, und daher immer ein faules Wasser haben, so daß jetzt nur 12 Zisternen (als gangbar) gezählt werden.

Diese genannten Orte gehören alle zur Küste von Habesch; in dem übrigen, eigentlich türkischen Nubien, sind höchstens einige Dörfer anzuführen, ohne deswegen merkwürdig zu seyn.

2) Dungala (Dongala), welches nur zu beiden Seiten des Nils bewohnt ist, und Durra und Pferde hervorbringt, hat angeblich einen unter Sennar stehenden Erbkönig.

Die Stadt Dungala am östlichen Ufer des Nils — eine sehr volkreiche Handelsstadt, die am Abhang eines dürren Hügels liegt, und von etwa 1000 Familien bewohnt wird. Der Haupthandel wird mit Aegypten betrieben, und ist der Grund von der Einwohner Wohlhabenheit; übrigens ist die Stadt, wie sie in hiesigen Gegenden seyn kann; die Häuser sind von Erde erbaut, mit Strohdächern versehen, und durch Sandhaufen von einander getrennt. Der König hat hier einen Palast, der für ansehnlich ausgegeben wird; und in der Mitte der Stadt liegt auch ein Kastell, um die zinsbaren Araber im Zaum zu halten.

3) Vom Reich oder Landschaft Dekin — weiß man nichts, als daß die gleichnamige Hauptstadt am Takaze liegt.

4) Sennar oder Fungi, zwischen dem Takaze und dem Nil, soll gegen 80 Meilen lang und breit, und am besten unter Nubiens Ländern angebaut seyn. Hier treten schon wieder Angaben ein. Das Land soll 5400 Q. M. und 1½ Mill. E. enthalten, die meistentheils Neger und nächstdem Araber sind. Es baut in manchen Strichen viel Getreide, besonders Durra und Hirse, aber auch Reiß und Weizen, welcher in reichen Jahren in großen Lehmgruben aufgehoben wird, die man Matamoren nennt. Es hat Wälder von Tamarinden und Palmen; unter den letztern die Domipalme, deren Blätter zu mancherlei Flechtwerk gebraucht werden, z. B. Matten und Körbe — ja, für die Schiffe auf dem rothen Meer werden Segel daraus gemacht. Deswegen werden diese Blätter ausgefahren; die einen Fuß lange Frucht soll milchsüß und sehr nährend seyn. Der Delebbaum trägt runde Früchte, die traubenförmig bei einander sitzen; zwischen Frucht und Kern sitzt ein feines und wohlschmeckendes Honig. In den Ebenen des südlichen Sennars finden sich Elephanten, Nashörner, Löwen und Panther. Unter den Thieren scheinen auch Schweine sehr häufig gehalten und gern gegessen zu werden. Eine Art Fliegen kommt vor der Regenzeit, und ist den Thieren, namentlich den Kameelen, sehr beschwerlich. — Das Gold von Sennar wird für vorzüglich gehalten, und bis nach Ostindien verhandelt. Salz findet sich in manchen Gegenden.

Das Königthum ist erblich; aber der König kann verfassungsmäßig hingerichtet werden, wenn er kein gesetzlicher Mann ist. Er muß einmal in seinem Leben ein

Stück Land umgepflügt haben, und hat 14,000 Mann mit Spießen, Schwerdten und runden Schilden.

Die Hauptstadt **Sennar**, am westlichen Ufer des Nils so hoch gelegen, daß sie gegen die Ueberschwemmungen desselben gesichert werden kann, soll anderthalb Meilen Umfang und 100,000 Einwohner haben. Die Häuser sind elende plattgedachte Lehmhütten, ein Stockwerk hoch. Die Hitze ist außerordentlich groß; die Lebensmittel, selbst Kameel-, Rind- und Schweinefleisch sehr wohlfeil. Der königl., sehr unregelmäßige Palast nimmt einen großen Raum ein, besteht aber nur aus einem Stockwerk, und ist von Lehm erbaut. Eine hohe Mauer von Backsteinen umgibt denselben. Die Stadt ist ein Hauptpunkt für viele Karavanen, die von verschiedenen Theilen des Morgenlandes kommen und gehen — von und nach Kahiro, Nigritien, Habesch u. s. w. Man führt Elfenbein, Straußfedern, Gummi und Sklaven aus, und europäische Fabrikwaaren ein. Man rechnet von hier bis nach Kahiro 125 Meilen.

An mehreren kleinen Oertern mags in Sennar nicht fehlen, doch sind nur wenige uns bekannt, und noch weniger bemerkenswerth. Unter den letztern ist wohl

Harbagi am bedeutendsten, da diese Stadt, wiewohl menschenleer, doch ziemlich groß, und die Residenz eines von Sennar abhängigen arabischen Erbfürsten ist. Von hier bis nach der Stadt Sennar ziehen sich Akazienwälder, deren Blüthen gelb und blau sind, und fruchtbare Ebenen hin. In den Wäldern finden sich viele Arten von Vögeln.

Schendi soll nach Sennar die größeste Stadt seyn. Hier zertheilen sich die Karavanen, und gehen jede ihre eigene Straße.

Anmerk. Seit etwa 15 Jahren soll der westliche Theil Sennars unter Darfur stehen.

Man nennt eine Nation der **Schilluks**, die zum Theil Mohamedaner, zum Theil Fetisdiener sind, und Bäume und Holzstämme verehren.

Von den Einwohnern Nubiens

hat man nur sehr zerstückelte, schwankende und unvollständige Nachrichten.

Diejenigen Stämme, welche die Küsten des rothen Meers bewohnen, und von dem innern Nubien durch die

hohen Gebirge abgesondert sind, werden als rohe Nomaden oder Hirtenvölker beschrieben, und zum Theil sind es Troglodyten oder Höhlenbewohner, die sich wohl von den Erzeugnissen der See ernähren mögen. Alle sollen sehr wild seyn.

In Dongala sind die Barberinen, eine schwarze Nation, die sich zur mohamedanischen Religion hält, deren viele häufig nach Kahiro gehen, wo sich sich als Knechte vermiethen, welche man zwar als sehr ungeschickt, aber als treu beschreibt. Sie behalten hier die Sitten ihres Landes; tragen ein blaues Hemd; flechten ihr Haar, und salben es mit Oehl oder Fettigkeiten, um sich gegen Ungeziefer zu bewahren; lassen ihre Streitigkeiten durch einen Schech ihrer Nation entscheiden, wobei zuweilen der Schuldige mit einer Geldstrafe belegt wird, welche man gemeinschaftlich verzehrt. Krokodilensleisch lieben sie sehr. Haben sie 10 bis 12 Piaster verdient, so halten sie sich für sehr reich, und gehen in großen Gesellschaften ins Vaterland zurück. — Selbst die Vornehmen im Lande gehen im bloßen Kopf, mit geflochtenem Haar; an den Füßen tragen sie Sohlen, die mit Riemen zugebunden werden, und am Leibe einen unreinlichen Unterrock (Hemde vielleicht). Kinder gehen fast ganz nackt. Durrabrodt ist das gewöhnlichste Nahrungsmittel, und die Unbekanntschaft mit dem Gelde ist noch so groß, daß man die meisten Waaren eintauschen muß.

In Sennar wohnt eine Negernation, die vor einigen Jahrhunderten das Land den Arabern abgewann, und sich zum Mohamedanismus bekannte. — Der König (Mek) soll mit der Bedingung auf den Thron erhoben werden, daß man ihn hinrichten dürfe, sobald die Ersten des Landes dieses Opfer zum Wohl des Ganzen nöthig finden. (S. vorher.) Auch soll der Staatsrath, sobald ein König den Thron bestiegen hat, alle Brüder und Seitenverwandten desselben umbringen lassen, um Ruhe zu erhalten.

Außer Mittwochs und Sonnabends, wo sich der König auf seinem Landsitze mit Scheibenschießen belustigt, muß derselbe früh und Abends geheimen Rath halten und Gerechtigkeit handhaben. Verbrechen werden hart geahndet; die zum Tode Verurtheilten rücklings auf den Boden geworfen, und so lange auf die Brust geschlagen, bis sie todt sind. Die Kinder der königl. Familie sind schwärzer oder weißer, je nachdem der König eine Schwarze, oder eine Araberin geheirathet hat.

Ein König, dem ein europäischer Reisender seine Aufwartung machte, trug eine lange seidene, goldgestickte Weste, und darüber einen Gürtel von Kattun, und auf dem Haupte einen weißen Turban. Seine Minister waren fast eben so gekleidet. Der Fremde mußte, ehe er vorgeführt wurde, seine Schuhe ausziehen. — Ein anderer Reisender fand den König ganz nackt, nur hatte er einige Tücher um seine Knie liegen. Er ließ sich mit Elephantenfett über den ganzen Leib reiben, um stark zu werden, hierauf sich in einem andern Zimmer mit kaltem Wasser begießen, und nachmals mit einer Salbe, worunter viel Zibeth war, salben.

Der König soll gehalten seyn, einmal während seiner Regierung ein Stück Feld zu pflügen und zu besäen. (S. vorher.) Reitet er nach seinem Landhause, so begleiten ihn 3 bis 400 Reiter, nebst andern Soldaten und Bedienten, die sein Lob mit lauter Stimme singen. Frauenzimmer mit Strohkörben, getragen auf dem Kopfe, mischen sich in den Zug. Sie tragen Schüsseln mit Obst und Fleischspeisen in den Körben. Der König genießt, was ihm beliebt — das Uebrige bekommt sein Gefolge.

Die Frauen des Königs waren, nach Bruce's Bericht, der dessen Harem als Arzt sahe, alle schwarz, stark und groß, und die Favorite 6 Fuß lang und ungeheuer dick. Ihre Kleidung bestand in blauen baumwollenen Hemden. Sie erschraken, als sie Bruce's entblößte Schultern sahen,

schrieen, und hielten das für eine Krankheit. Die Favorite hatte ein Negergesicht, einen großen goldenen Ring in der Unterlippe, der dieselbe wie einen Lappen über das Kinn zog; auch die Ohren waren durch schwere Goldringe bis an die Schultern herabgezogen. Das Halsband war mit Zechinen behängt, und die Füße mit goldenen Ketten umwunden. Die andern Damen waren meistentheils auch so gekleidet.

In der Stadt Sennar trägt man gewöhnlich außer dem blauen langen Hemde keine andere Kleidung. Die vornehmen Frauen tragen es von Seide. In den geflochtenen Haaren hat man Ringe von Silber, Kupfer und Elfenbein. Arme, Füße, Ohren und Nasen sind mit Ringen geschmückt. An den Füßen hat man Sohlen, die mit Schnüren zugebunden werden, und bei schlechtem Wetter hölzerne Ueberschuhe, zuweilen mit Muscheln verziert. Gemeine Weiber sind von der Mitte des Leibes an, bis an die Knie mit einer Schürze bedeckt. Männer und Weiber salben sich täglich mit Kameelfett, worunter Zibeth gemischt ist. Des Nachts zieht man ein anderes in Fett getauchtes Hemde an, und legt sich damit auf eine gegärbte Ochsenhaut. So liegt man in seinem Bette fett und kühl.

Das Hauptnahrungsmittel in der Stadt ist Durrabrodt, und für die Aermern Mehl und Brodt aus Hirsen. Fremde können Weizenbrodt haben. Eine Art Bier aus Durra wird gewöhnlich getrunken. Man röstet die Körner, überschüttet sie mit kaltem Wasser, und trinkt das Gebraue nach 24 Stunden. Wein und Brantwein werden heimlich genossen.

Wiewohl die Einwohner großentheils Mohamedaner seyn mögen, fehlt es doch nicht in Sennar an heidnischen Nubiern. Die Soldaten des Mek oder Königs, welche sich in der großen Ebene zwischen dem Nil und dem Denderflusse in Dörfern aufhalten, und von welchen allein in

der Nähe der Hauptstadt 12,000 liegen, sind heidnisch, und in jedem Dorfe sind einige heidnische Priester, die den gewöhnlichen Soldatensold erhalten, die Religionsgebräuche verrichten, und einen großen Einfluß auf das Volk haben, bei welchem sie als Beschwörer und Zauberer viel gelten. Nicht die Sonne, sondern den Mond, beten sie an, und wenn sie aus ihren dunkeln Höhlen hervorkommend, ihn erblicken, so sagen sie einige Worte, und bezeugen vorzüglich dem Neumond ihre Freude durch Bewegungen der Hände und Füße. Einen Baum und Stein, der in ihrem ursprünglichen Vaterlande viel gilt, verehren sie auch hier. Da sie Liebhaber von Schweinefleisch sind, so halten sie große Heerden von Schweinen, welche sie in Oefen unter der Erde ganz braten. Auch ihr Feuer machen sie noch auf alte Sitte durch Aneinanderreiben zweier Hölzer. Sie sind übrigens friedliche und treue Menschen. Ihre Kinder werden meistentheils Mohamedaner, und daher möchten sie selbst bald als Fetisdiener nicht mehr vorhanden seyn.

In den Wüsten Nubiens streifen verschiedene arabische Stämme umher, die von ihrer Viehzucht und vom Raube leben, und 2 bis 3000 Mann stark sind. Vorzüglich in den Ebenen zwischen der Küste und den Ufern des Nils halten sie sich auf. Die Jahaleen sollen die rohesten und grausamsten unter ihnen seyn, zu welchen die Adelaja gerechnet werden, die jedoch den Karavanen kein Leid zufügen sollen. — Zwei vorzügliche Stämme sind die Ababde an den Grenzen Aegyptens, und ihre Feinde die Bischarin, die in den südlichen Gegenden leben, und die vielleicht beide nur durch das Elend der Wüste so grausam und fürchterlich werden. Eine Hauptbeschäftigung solcher Araber ist Sennesblätter sammeln, und sie in den Handelsorten verkaufen. In neuesten Zeiten, da man ihnen die Preise zu niedrig bestimmt hat, soll diese Blättersammlung viel leiden.

Die Kennous oder Kennim sind vielleicht auch ein arabischer Stamm, welche an den beiden Ufern des Nils bis über den zweiten Wasserfall hinaus wohnen. Sie scheinen äußerst furchtsam, und kleine und schwarze ausgetrocknete Gerippe zu seyn.

Uebrigens sind die herumziehenden Stämme den festsitzenden Nachbarn sehr gefährlich, verheeren ihre Staaten, rauben das Vieh u. s. w.

Darfur (Fur)

ist nichts andres, als der südwestliche Theil Nubiens, und soll keinen großen Flächeninhalt haben, wird aber dennoch zu 6100 Q. M. ausgegeben. Die Einwohner nimmt man zu 200,000 an, oder zu 1½ Mill.

Das Land ist sehr heiß, die Regen fallen vom Junius bis September, wo dann alles grünt, und wo man aussäet. Die Erndte ist drei Monat nachher.

Der größte Theil des Landes ist eine wasserarme und sandige Ebene, doch gibt es im Innern einige Gebirge, und nördlich einige größere Wälder. Nur von einem Fluß weiß man, der Ada heißt. Die Wüsten wechseln mit fruchtbaren Strichen, in welchen letztern Weizen, Hirse und andere Feld- und Gartenfrüchte sehr reichlich erbaut werden. Mehrere der hiesigen Gewächse sind uns unbekannt. Eisen soll häufig vorhanden seyn, aber keiner versteht es zu benutzen.

Der größeste Ort ist Cobbe, der 6000 (nach Andern 16,000) Einwohner haben soll. Er ist mit Bäumen besetzt, und überall gehört ein Stück Feld zu jedem Hause. Der Handel mit allen benachbarten Gegenden ist beträchtlich, und zweimal in der Woche ist Markt.

Helfacher oder Elfacher ist die nächst ansehnlichste Stadt, in welcher der Sultan sich öfters aufhält. In dem Dorf Suenia ist der Sammelplatz der nach Aegypten gehenden Karavane.

Der Sultan regiert nach Gefallen, und nicht nach Gesetz, und sein ältester Prinz ist sein Thronfolger. An dem Handel des Landes, der dadurch sehr bedeutend wird, daß selbst aus dem Innern Afrika's Karavanen hindurch ziehen, nimmt seine Majestät so großen Antheil, daß er selbst Karavanen nach Aegypten veranstaltet (vielleicht daß es gerade seine Haupteinnahme ausmacht), welche aus 4 bis 5000 Kameelen bestehen, die nebst vielen Negersklaven, Elephantenzähne, Straußfedern, Gummi, lederne Wasserschläuche &c. nach Aegypten verhandeln, und gegen linnene und baumwollene Zeuge, Seidenwaaren, Feilen, Messer, kleine Spiegel, Korallen, Bernsteinkügelchen, Glas- und Klempnerwaaren, Feuer- und Hiebgewehr, Reiß, Kaffee, Zucker &c. umsetzen. Damit es nicht an Sklaven fehle, so werden von Zeit zu Zeit kleine Heere gegen die benachbarten Völker ausgesendet, mit welchen man Streit anfängt, oder schon hat, um Kinder zu rauben. — Bis jetzt scheinen die Sultane von Darfur kriegerisch gewesen zu seyn. Ein Theil Sennars soll ihnen unterthan — oder ehedem unterthan gewesen seyn, wie schon erwähnt ist.

Die Einwohner Darfurs

sind Schwarze, mit krausen, aber nicht wolligen Haaren, und mit einer Gesichtsbildung, die sich der europäischen mehr nähert, als die nubische. Andern Angaben zufolge sollen die ursprünglichen Einwohner olivenfarbig und wohlgewachsen seyn. — Die Araber im Lande haben ursprüngliche Bildung und Farbe behalten. Die meisten derselben sollen sich vom Handel ernähren, den sie mit baumwollenen Zeugen, Leder, Salz u. s. w. treiben. Man reiset mit Karavanen von 200 Kameelen und 1000 Sklaven nach Aegypten, um Waaren hinzubringen und

mitzunehmen. Auf den Märkten in der Hauptstadt Cobbe sind alle ägyptische Waaren anzutreffen.

Die Wohnungen in Darfur sind sehr leicht. Man hat mehrere Arten von Gebäuden. Die Donga ist 20 Fuß lang, 12 Fuß breit bei eben so viel Höhe, und hat ein flaches Dach, von Stangen gemacht, welche man über die Wände legt, und dann mit Matten, oder mit leichtem Holze bedeckt, worüber noch eine Lage von trocknem Kameel- oder Pferdemist kommt. Man bewirft das ganze Gebäude stark mit Kalk, welchen man glatt streicht. Das Dach hat eine etwas schräge Richtung und einige Rinnen, damit das Wasser ablaufe. Eine aus einer einzigen Bohle gehauene Thür verschließt dieses Gebäude, welches mehr als Vorrathskammer sämmtlicher Habseligkeit, denn als Wohnung dient. — Geräumiger ist der Kurnack. Er ist ohne Thür, und hat blos ein Strohdach, das auf einem leichten Sparrwerk ruht, und eine abhängige Lage hat. — Es ist in diesen Gebäuden kühler, und man bedient sich ihrer daher als Visiten- und Schlafzimmer. — Die Sukteja ist rund, eben so gebaut als der Kurnack, hat 20 Fuß im Durchmesser, und ist die Wohnung des Frauenzimmers, welches hier kocht und andere Hausgeschäfte verrichtet. Gewöhnlich sind die beiden letztern Gebäude viel niedriger als die Donga. Ein vollständiges Haus, das aus 2 Dongas, 2 Kurnacks und 2 Suktejas besteht, ist geräumig genug, daß der angesehenste Kaufmann darin wohnen kann. Gewöhnlich steht dann auch noch ein Rukkuba oder Hütte dabei — ein bloßer bedeckter Platz, wo man mit Gesprächen die Zeit vertreibt. Man umgibt diese Gebäude noch mit starken Zäunen von Dornsträuchern. Die Häuser der Bauern sind fast so eingerichtet, wie die Suktejas, nur daß man dazu die elendesten Materialien — Maisstroh u. s. w. nimmt. Manche Vornehme wohnen auch unter Zelten.

Die Kleidung des Darfurers bedeckt kaum die Blöße. Doch tragen sich Reiche und Angesehene etwas morgenländisch. Die weibliche Tracht besteht aus zwei Stück baumwollen Zeug, eins um die Schultern, eins um den Leib, und bei Vornehmen noch ein Schleier.

Der Darfurer wird als höchst verworfen geschildert, voll Lügenhaftigkeit, Betrug, Diebstahl und schändlicher Geilheit. Der Vater macht sich im Handel und Wandel eine Ehre daraus, den Sohn zu betrügen. Die Bedenklichkeiten anderer Morgenländer, in Absicht des weiblichen Geschlechts, scheinen sie nicht zu kennen, und die meisten Frauen gehen unverschleiert aus, handeln und wandeln mit fremden Kaufleuten u. s. w. — Blutschande soll ganz gewöhnlich seyn.

Der Tanz ist auch hier höchst beliebt, und man hat mehrere Arten. — Einige sind ernsthaft, andere höchst unanständig. Die Wuth zu tanzen ist so groß, daß selbst Sklaven, die in Fesseln gelegt sind, sich des Vergnügens nicht begeben, nach einer kleinen Handtrommel zu tanzen, wobei sie mit einem langen Stab den Takt angeben. Uebrigens haben sie auch einige Spiele, mit welchen sie sich ergötzen.

Das Weib ist auch hier bei den geringern Ständen das Lastthier, welches Alles thun muß, indessen der Mann faullenzt. Selbst auf Kriegszügen scheint man Weiber mitzunehmen, die eine eigene Art fliegendes Korps machen, und für die Unterhaltung der königlichen Hofküche sorgen müssen. Der Sultan Teraub hatte fünfhundert solcher Weiber, die zu Fuß marschirten und das Feldgeräthe trugen.

Jährlich feiert der Sultan das Fest der Paukenbespannung, wobei noch allerlei heidnische Gebräuche obwalten, und ein Knabe und ein Mädchen geschlachtet werden sollen. Die Weiber im Harem des Sultans

sollen noch Götzenbilder anbeten, und die Bergbewohner ihren Göttern Opfer bringen, wenn es an Regen fehlt. Es mag also hier vielfältig Mohameds Religion, welche die herrschende ist, mit Ueberbleibseln heidnischer Zeit vermischt seyn.

Bei einer öffentlichen Audienz, welcher ein Reisender beiwohnte, saß der Sultan auf seinem Thron, unter einem Baldachin, der aus lauter seidenen und baumwollenen Lappen von verschiedenen Farben zusammengeflickt war. Der Boden unter dem Baldachin war mit kleinen türkischen Teppichen belegt. Rechts und links vom Sultan saßen die Vornehmsten des Reichs, und hinter denselben stand die Leibgarde, deren Mützen mit einer kleinen Kupferplatte und einer Straußfeder geschmückt waren. In der einen Hand führte jeder einen Speer, und an dem andern Arm eine Tasche. Die Kleidung war ein baumwollenes Hemde. Hinter dem Throne standen 14 oder 15 Verschnittene, die prächtig aber geschmacklos in seidene Zeuge gekleidet waren. Der Vorderplatz war mit Zuschauern und Bittenden ausgefüllt. Zur Linken des Sultans stand ein Mensch, der unaufhörlich schrie: „Seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, den Elephanten von außerordentlicher Stärke, den mächtigen Sultan, N. N.! Möge Gott dir dein Leben verlängern! O Herr, möge Gott dir beistehen und dir Sieg verleihen!"

Die Sprache des Landes ist ein verdorbenes Arabisch. Im Schreiben derselben und im Rechnen werden die Knaben besserer Stände unterrichtet.

5.

Habesch, Abyssinien,

wird von den Einwohnern selbst — die jenen arabischen Namen, der so eine Art zusammengelaufenes Gesindel bedeutet, nicht gern hören — Aethiopien, oder noch lieber Geez oder Agazi genannt.

Die Größe des Landes ist sehr unbestimmt. Nimmt man das ehemalige alte Aethiopien, und also die Lage zwischen dem 7ten bis 15ten Grad nördlicher Breite, und dem 51sten bis 63sten östlicher Länge, so ist seine Größe ohngefähr 15,300, ja 20,000 Q. M., nach andern Angaben aber fast die Hälfte kleiner, wenn man das jetzige Habesch meint; ja einige Angaben gehn nur bis 1800 Q. M. Der Einwohner sollen an 2 bis 3½ Mill. seyn.

Das Land ist überaus gebirgig, und man könnte es Afrika's Schweiz nennen; denn wenn man 2 Tagereisen von dem rothen Meere sich entfernt, so fangen die Gebirge schon an und nehmen ihre Richtung nach Süden und Westen. Außer einer zwischen 50 und 60 Q. M. enthaltenden Provinz (Dembea), ist alles übrige gebirgig. Die meisten der Berge sind an Höhe den Pyrenäen und Alpen wenigstens gleich; viele darunter sehr rauh und steil, und bilden mancherlei Gestalten, z. B. von Thürmen, Spitzsäulen, selbst von umgekehrten Spitzsäulen, Schlössern u. s. w.; hin und wieder erheben sich auf ganz ebenem Boden sehr steile Felsen oder Berge, auf deren Spitze man nur durch angelegte Leitern kommen kann. Manche sehen wie große, von Menschen aufgethürmte Erdmassen aus. Zu den höchsten Bergen rechnet man

den Lamalmon im nordwestlichen Theil des Gebirges Samea, über welchen eine Heerstraße geht, den Amba Gideon oder Judenfels, den Namara und Taranta.

Wo so viele und so hohe Gebirge sind, fehlt es nicht an Flüssen. Der berühmte Nil (Abavi in der Landessprache, und Gihon in der Schriftsprache *) hat im 11ten oder 12ten Grad nördl. Breite, in der Landschaft Sahahala, am Berge Gisch, in drei Quellen seinen Ursprung, die nur wenige Fuß von einander entfernt sind. Sie haben die erste 7, die andere 11, und die dritte 2 Fuß im Durchmesser. Mehrere Quellen, die bald hinzutreten, verstärken den Fluß so sehr, daß er drei Tagereisen von seinem Ursprung schon Boote tragen kann; zwei Tagereisen weiter geht er durch den See Dembea. Sein Lauf geht hierauf fast kreisförmig, und überall wird er durch den Zutritt bedeutender Flüsse und vieler Bäche verstärkt. Unter den hineinfallenden Flüssen sind der, welcher aus Vereinigung des Dender und Rahaks entsteht, und der dem Nil an Größe gleiche Bahr el Abiad, oder der weiße Fluß, welcher gegen Westen mit dem Nil immer parallel gelaufen ist, als die wichtigsten anzuführen. Von seinem Ursprung bis zu seinen Mündungen beträgt sein Lauf 500 Meilen.

Der Takaze, welcher sich nachmals auch mit dem Nil vereinigt, entspringt ebenfalls in den Gebirgen von Habesch. Er ist auch nur aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche und Flüßchen entstanden, und wird seines vortrefflichen Wassers, und seiner guten Fische wegen sehr gerühmt, eben so sehr aber wegen der Lieblichkeit seiner Ufer, die mit den schattigsten Bäumen und duftendsten Gebüschen besetzt seyn sollen.

*) Wie theuer der Fluß von jeher seinen Anwohnern gewesen, zeigen zum Theil seine Namen. Er hieß bei den alten Aegyptern schon: Gott; der Vater; die Sonne; der Erhalter. – Bei den Arabern der Blaue; bei den Griechen der Schwarze.

Unter den Steppenflüssen, die sich im Sande verlieren, nennt man den Hawash, der von den Einwohnern der Provinz Adel so gut für ihre Felder vertheilt wird, daß er sich eben deshalb im Sande verliert; den Zebee (der nach Andern ins Meer fällt, und also ein Küstenfluß ist); und den Mareb, den man im Lande für einen Hauptfluß hält, welcher eine Strecke lang unter der Erde läuft, in Nubien aber, nachdem er erst wieder zum Vorschein gekommen, im Sande sich verliert (nach Andern in den Takaze fällt).

Der See Tzana oder Dembea, vier oder fünf Tagereisen von dem Ursprunge des Nils, nimmt viele Bäche und Flüsse benachbarter Gegenden auf. Seine Länge wird auf 49, seine Breite von 10 bis zu 35 Meilen angegeben, doch nimmt er in der trocknen Jahreszeit bedeutend ab. Er hat Fische von allerlei Art; mehrere Krokodile, und noch in größerer Anzahl die den Landbau so verderblichen Nilpferde, welche von den Einwohnern häufig erlegt werden. Mehrere kleine Inseln liegen in demselben, meistentheils ein Aufenthalt von Mönchen, eine aber ist zum Staatsgefängnisse bestimmt. — Andere Seen sind nicht der Rede werth.

Die Hitze in Habesch mag in den meisten Thälern ziemlich bedeutend seyn, ja, es heißt, der brennende Sand lecke die Haut von den Füßen, und die Steine glüheten — am heftigsten soll dieses der Fall am rothen Meere auf der platten Küste seyn; in den übrigen Gegenden aber ist sie sehr erträglich, denn in den Gebirgen wird durch die hohe Lage und durch große Waldungen, wie durch viele Winde, die Glut außerordentlich gemäßigt. In den recht hohen Gebirgsgegenden ist oft die Kälte beschwerlicher, als die Hitze, doch ist es nirgends so kalt, daß die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt bleiben, wiewohl zuweilen Schnee fällt.

Die Regenzeit, oder der Winter, fängt erst recht merklich in der Mitte des Junius an, wiewohl die Regen schon vom April an fallen, und hört im Anfang, zuweilen aber erst gegen Ende, Septembers auf. Täglich regnet es wenigstens etwas; früh zwar ist meistentheils noch Sonnenschein; aber unter und nach Mittag ziehen sich die Wolken zusammen, und gegen zwei Uhr beginnen die oft höchst fürchterlichen, vielfältig mit Hagel begleiteten und zerstörenden Gewitter, und drei bis vier Stunden erfolgen heftige Regengüsse, während welcher alle Arbeiten und Verrichtungen aufhören. Man belustigt sich zu Hause so gut man kann. Große Ströme schießen durch die Thäler hin, welche zum Theil morastig und unwegsam werden; jeder niedergetretene Fußsteig scheint ein Strom geworden zu seyn; und die Wasser rauschen noch mächtig dahin, wenn sich der Himmel schon längst wieder bis zum heitersten Blau aufgeklärt hat. Dezember und Januar sind die heitersten Monate. Uebrigens nimmt der Habeschiner vier Jahrszeiten an, wie wir. Sein Frühling dauert vom 25sten September bis 25sten Dezember.

Einige Tagereisen vom rothen Meere entfernt, zieht sich von Norden nach Süden eine Bergreihe hin, welche eben solche Erscheinungen hervorbringt, wie wir in Ostindien kennen gelernt haben. Es ist immer Sommer an der einen Seite, wenn an der andern Winter ist; oder es regnet an dieser, und ist heiter und trocken an jener Seite. Die Regen- oder Winterzeit, jenseits der Gebirge nach der Meeresküste zu, dauert vom Oktober bis April; diesseits oder westlich der Gebirge ist in der nämlichen Zeit das schönste Wetter — Es ist bemerkenswerth, daß unter dem 16ten Grad nördl. Breite die tropischen Regen ein Ende haben; und so kann man plötzlich aus dem Winter (Regenzeit) in den heitersten Sommer kommen, durch den Unterschied einer einzigen Tagereise. In dieser Scheidungslinie gibt es fast nicht

Abend- und Morgendämmerung, sondern die Nacht tritt ein, sobald die Sonne untergegangen ist, und die Sterne gehen auf. Tag und Nacht sind ziemlich gleich lang.

Da von den ungeheuern Regengüssen viele Sümpfe und Seen stehen bleiben, so muß die Luft ungesund werden, und es entstehen mancherlei Krankheiten, die erst mit dem November aufhören. Diese Krankheiten müssen freilich durch den beständig plötzlichen Wechsel der Tageshitze mit der Nachtkälte vermehrt werden.

Im Innern des Landes sollen die Winde sehr heftig seyn, sonderlich in der Regenzeit. Sendos oder Tromben sind hier sehr gewöhnlich.

Der Boden von Habesch ist fruchtbar. Die europäischen Getreidearten, und mehr als diese, der Tef (Poa abyssinica, eine Art Rispengras), der einen Samen bringt, kleiner als Senf, werden erbaut. Aus dem letztern wird ein Brodt gemacht, welches von Vornehmen und Geringen gleich stark gebraucht wird. Außer vielen unserer Gemüse trifft man auch noch viele andere an; desgleichen unsere edlern Früchte, auch Zuckerrohr, Pisangs, Safran, Kaffee, Flachs, Tabak und mancherlei nützliche Pflanzen. Die duftendsten Kräuter und Blumen wachsen hier wild, z. B. Tulpen, Nelken, Jonquillen, Ranunkeln, Rosen und Lilien, und manche uns unbekannte Arten.

Die Wälder sind reich an mannichfaltigen Bäumen, die sehr großwüchsig werden. Man hat Waldungen von Fichten, Buchen, Zedern; man findet Mimosen, verschiedene Arten Gummibäume, und mehrere uns unbekannte Bäume. Ein eigenes Gewächs, ein baumartiges Kraut, ist der Ensete, dessen Mark ein gesundes Nahrungsmittel gibt.

Das Thierreich gibt an Reichthum und Mannichfaltigkeit dem Pflanzenreiche nichts nach. Das Rind-

vieh wird hier besonders stark und groß; die Hörner mancher Arten werden als große Trinkgefäße gebraucht, und können mehrere Maaß oder Kannen Flüssigkeiten halten. Die Schafe sind ebenfalls sehr groß, und haben Haare wie die Ziegen, die auch gehalten werden. Pferde sind feurig und edel, und werden nur im Kriege gebraucht; dahingegen das in diesen gebirgigen Gegenden nützliche Maulthier zum gewöhnlichen Reiten und Lasttragen dient, wozu man auch in den Ebenen Kameele hat. — Elephanten und Affen und wilde Büffel findet man heerdenweise beisammen; Löwen, Panther, Hyänen überall; auch Wölfe, Füchse, Luchse, Hirsche, Rehe, Hasen, Giraffen und Zebras, und wilde Schweine zu funfzig beisammen. Das räthselhafte Einhorn, dessen Existenz so zweifelhaft ist, soll sich ebenfalls hier finden, und darf mit dem Rhinozeros nicht verwechselt werden, welches in Habesch nicht selten ist, so wie auch das Nilpferd hier seine rechte Heimath hat. — Mäuse und Ratten sollen in einer unglaublichen Anzahl vorhanden seyn, und den Armeen schaarenweis nachfolgen.

Von dem europäischen Geflügel findet man die meisten Arten, unter welchen die Rebhühner in außerordentlicher Anzahl zu treffen sind; eine Art wird so groß als ein Kapaun beschrieben. Man findet Adler und Geier, viele Arten Tauben und Hühner, mehrere Singvögel, unter welchen auch eine weiße Nachtigal angeführt wird; Störche verschiedener Art, die mit der Regenzeit das Land bedecken, Schnepfen u. s. w. — Unter den Geiern hat eine Art feinen Staub auf seinem Gefieder, welcher beim Streichen mit der Hand, wie ein Puder aus einer Quaste, herausfliegt. Diese Eigenschaft soll mehrern großen Vögeln dieser Gegenden eigen seyn.

Von den **Fischen** des Landes weiß man wenig. Doch findet man den Zitterrochen, dessen elektrische Eigenschaft hier früher bekannt war, als in Europa.

Das Krokodil ist in allen Flüssen des Landes häufig, und denjenigen sehr gefährlich, die sich baden wollen, oder schwimmend über die Flüsse setzen. Unter den Eidechsen soll eine Art in ihrem Schwanze unglaubliche Stärke haben; unter den Schlangen wird die große Königsschlange erwähnt, und unter den Insekten sind die nützlichen Bienen und die verderblichen Heuschrecken sehr häufig. Eine Art der Bienen soll ohne Stacheln seyn, und ihren Honig in Löchern unter der Erde bereiten — ein Honig, der dem andern an Güte ganz gleich seyn soll. — Die Heuschrecken kommen aus der Wüste, wie große Wolken, gezogen, und Alles ist bei ihrem Anzuge von Entsetzen ergriffen. Sie verzehren die Pflanzen bis auf die Wurzel, und da, wo sie gehaust haben, ist an keine Erndte mehr zu gedenken. Zum Glück kommen sie nur strichweise — bald werden diese, bald jene Provinzen verheert. Man weiß es des Tags vorher schon, wenn diese Thiere kommen, denn die Sonne gibt dann einen gelben Schein, so wie auch bei ihrer wirklichen Anwesenheit die Erde von dem Wiederschein der gelben Flügel gelb sieht. — Die Heuschrecken finden gewöhnlich im rothen Meere ihren Untergang. Zuweilen, wenn dem Zuge heftige Gewitter entgegen kommen, findet man sie zu zwei Ellen hoch an den Ufern, und wie kleine Berge in den Flüssen aufgethürmt liegen. Sie sind in diesen Gegenden so häufig, daß selbst die Rinden der Bäume nicht verschont bleiben.

Ameisen sind in Habesch auch sehr häufig. Einige Arten marschiren wie Armeen, verzehren was sie unterwegs an Früchten antreffen, und haben einen sehr schmerzhaften Biß. — Eine sehr große Menge Skorpionen findet sich, deren Stich aber unschädlich seyn soll.

Die Mineralien des Landes mögen wohl bei so vielen Bergen nicht unbedeutend seyn, indessen versteht man sich auch hier noch nicht auf den Bergbau. Einige

Goldgruben sind vorhanden, und übrigens wird manches aus Flüssen, und in der Regenzeit in der vom Regen ausgespülten Erde gewonnen. Eisen gewinnt man so viel, als man ohne tieferes Graben in der Oberfläche der Erde findet. Ob man Silber hat, ist ungewiß. Steinsalz wird häufig, und vorzüglich in einer großen Ebene, in sehr reinen viereckten, spannenlangen Stücken gewonnen. Dennoch ist das Salz im Lande sehr theuer und so kostbar, daß es häufig statt des Geldes gebraucht wird.

Die Einwohner sind eigentlich Habeschiner, arabische Abkömmlinge, Schangallas, Gallas, Garaguer u. a. m., auch Türken, Araber und Juden. —

Die Eintheilung des Landes in Provinzen ist nach den verschiedenen Zeiten immer verschieden gewesen, und Niemand kann angeben, wie es jetzt damit stehen möge, da das Reich in den unaufhörlichen Kriegen mit andern Völkern bald gewinnt und bald verliert. Nach dem neuesten Bereisenden des Landes Habesch war dasselbe in drei unabhängige Staaten, und in einen südlichen, von den Gallas eroberten Theil zerstückt; der König oder Negus aber bis zu einem ärmlichen Pensionär herabgesunken. — Wer weiß, wie es in diesem Augenblick wieder steht!

Dancala, Dancali, ein kleiner menschenleerer Bezirk, an der Straße von Babelmandeb im südlichen Theil. In der heißen Jahrszeit versiegen die beiden kleinen Flüsse, und man gräbt dann nach Wasser; in der Regenzeit werden sie durch das Wasser der Habeschinischen Gebirge reißende Ströme, die sich ins Meer stürzen. Ein Strich des Landes bringt Weihrauch, Myrrhen und Gummi.

Das Gebiet des Baharnagash oder Meerkönigs, worin

Dobarwa, Duvarna, aus 200 Häusern bestehend, sonst meistens von Weibern bewohnt wurde. Es ist hier eine bedeutende Niederlage von indischen Waaren. Die Stadt Dixan, welche wie die vorige von Habeschinern und Mauren bewohnt wird, liegt auf einem Hügel. Viele Einwohner nähren sich von dem Verkauf gestohlner Kinder.

Die Provinz Tigre soll eine große, weitläuftige und sehr gebirgige Provinz seyn, durch welche Alles geht, was von Arabien nach Habesch gesendet wird. Die Einwohner werden als höchst grausame, wilde und aufrührerische Leute geschildert.

Die Stadt Adowa hat 300 aus unbehauenen Bruchsteinen erbauete Häuser. Man bauet hier nicht mehr platte Dächer, sondern kegelförmige, welche überhaupt in diesen Gegenden der tropischen Regen am gangbarsten und zweckmäßigsten sind, und deckt dieselben mit einem starken Rietgrase. Man fertigt grobe baumwollene Tücher, die im ganzen Lande statt des Geldes im Umlauf sind. Die Gegend um die Stadt mag sehr fruchtbar seyn, denn es soll jährlich dreimal Erndte gehalten werden. Eine äußerst seltsame Gestalt sollen die Berge um die Stadt her haben.

Axum, Axuma, mit 600 Häusern, am Fuß eines Hügels, in ältern Zeiten Hauptstadt des ganzen Landes. Von ältern Zeiten sind hier noch Ruinen vorhanden: Steine mit Inschriften, Sitze, Figuren von Löwen, Wölfen, Hunden und Vögeln. Am merkwürdigsten ist ein 64 Fuß hoher Obelisk, von oben bis unten so durchlöchert, wie wenn gewölbte Fenster neben einander stehen. An der Spitze, wo er wie ein halber Mond aussieht, sind gegen Süden fünf Nägel oder Zapfen. Noch wird die Stadt als die Erste des Reichs betrachtet, und der König von Habesch, der große Negus, empfängt hier seine Krönung. — Auch hier werden grobe baumwollene Zeuge, und das beste Pergament von Ziegenfellen gemacht.

Die Provinz Sire hat schöne und quellenreiche Ebenen, mit den edelsten Fruchtbäumen besetzt.

Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Ende eines Thals, durch welches ein mit Palmen besetzter Bach fließt. Auch hier werden die groben baumwollenen Zeuge gefertigt.

Die Provinz Samen, durch den Takaze von Sire getrennt, ist sehr gebirgig. Die höchsten Berge sind im südöstlichen Theile, unter welchen der Amba Gideon so hoch und steil ist, daß Niemand wider Willen der oben

Wohnenden hinauf kann. Die Ebene auf demselben hat Felder, Weide und Wasser. Ueber den hohen Lamalmon geht die Straße von Gondar nach der Küste. Die Einwohner der Provinz sind größtentheils Juden (Falashas), die gleichsam, unter einem eigenen König und Königin, hier einen Staat bilden.

Die Provinz Wagara (Ogara) ist sehr hoch gelegen, macht aber eine Ebene. Sie ist sehr fruchtbar an Getreide und Vieh, stark bevölkert, und die Hitze erträglich. Dreifache Erndten werden gethan — aber dennoch vernichten Ratten, Mäuse und Ameisen die Wohlhabenheit der Einwohner.

Die Provinz Begamder oder Begmeder, die sich bis an den Nil erstreckt, hat große Schafheerden, vortreffliche Rindviehzucht, und Pferde genug, um eine starke Kavallerie damit versehen zu können. An Wildpret und wildem Geflügel fehlt es nicht. Die Bergprovinz Lasta, welche zu Begamder bald gehört, bald sich davon losreißt, hat lange, starke, aber rohe Einwohner, welche man für die besten Soldaten in Habesch hält.

Amhara wird für die vornehmste Provinz des Landes gehalten, und die Männer derselben für die stärksten und schönsten. Der Berg Gueron war in ältern, der Berg Wechne ist in neueren Zeiten das Staatsgefängniß für königliche Prinzen.

Dembea, eine Provinz am westlichen Ufer des Sees gleiches Namens, hat einen trefflichen Weizenboden.

Gondar, die Residenz des Königs und Hauptstadt, liegt zwischen zwei großen Flüssen, die in den Nil gehen. In Friedenszeiten soll sie ansehnlich bevölkert seyn (man spricht von 80,000 E.); die Häuser sind Lehmhütten mit kegelförmigen Strohdächern, und das königliche Schloß, sonst sehr ansehnlich, mag wohl zum Theil verfallen seyn. Es ist mit einer starken Mauer umgeben. Die Märkte der Stadt sind bedeutend. — Ein Theil der Stadt ist von Mahomedanern bewohnt.

Die Provinz Gojam, südlich am See Dembea, ein flaches Land, mit großen Viehheerden und fruchtbarem Boden. Es soll auch Gold liefern — mehr aber noch die

Provinz Damot, in welcher sich Elephanten, Löwen, überaus große Ochsen u. s. w. finden, deren Hörner als Weinfäßchen gebraucht werden. — Es wohnen hier Heiden unter den Christen.

Die Provinz Narea ist gebirgig. Die Thäler sind sehr fruchtbar, und bringen vorzüglich viele wilde Kaffeebäume, deren Holz zur Feurung benutzt wird, deren Bohnen aber wohl nicht besonders von Geschmack seyn werden. — Es ist die südlichste Provinz des Landes nächst

der Provinz Shoa oder Xoa, die am meisten südlich liegt.

Anmerk. Die Küstenlande, welche noch zu Habesch gehören, und dem Schein nach unter türkischer Botmäßigkeit stehen, sind schon bei Nubien erwähnt worden. — Man hat von den sämmtlichen Provinzen dieses Landes Abtheilungen, die etwas anders sind, als die hier angenommene, aber es ist keine wohl viel gewisser und sicherer, als die unsrige. (S. vorher.)

Der König oder Negus beherrscht sein Land unumschränkt. Viele der Statthalter der Provinzen haben den Namen Negus auch, daher man ihn vorzugsweise Neguca Nagast Zaitiopija, oder König der Könige Aethiopiens nennt; oder auch Hatzege, d. i. größter Fürst.

Aecht morgenländisch sieht er jeden Unterthan als seinen Sklaven an, und verschenkt die Güter desselben nach seinem Belieben. Stirbt ein Hausvater, so nimmt er ein Drittheil von den unbeweglichen Gütern, indem er gewöhnlich zwei Drittheile den Erben läßt. Mit dem genommenen Drittheil belohnt er einen Vasallen, der dafür ihm im Kriege eine bestimmte Zahl Soldaten stellen

muß. Man schickt dem Vasallen eine Taffetbinde, die ihm unter dem Schall der Pauken und Trompeten und anderer Instrumente um die Stirn gebunden wird. Auf der Binde steht Name und Titel des Königs mit goldenen Buchstaben.

Die wichtigsten Angelegenheiten werden im Staatsrath verhandelt, an welchem fast alle bedeutende Hofbedienten Antheil zu haben scheinen; und die Provinzen werden durch Statthalter regiert, welche aber oft unruhig seyn, und sich ziemlich unabhängig machen mögen, und daher auch auf eigene Hand mit benachbarten Völkern Kriege führen.

Mit der Verwaltung des Rechts mag es elend genug aussehen! Man straft mit Riemenschlägen, man reißt dem Verbrecher mit Zangen die Augen aus, haut ihm Hände und Füße ab, Kirchenräuber verbrennt man; man hat auch für sehr schwere Verbrechen noch die Kreuzigung, und das lebendig Schinden. Köpfen, Henken, Steinigen sind auch bekannt. Ein Mörder wird den Verwandten des Getödteten ausgeliefert, die denselben steinigen. Wird der Mörder nicht entdeckt, so müssen diejenigen, in deren Nähe der Mord geschehen ist, sich mit großen Geldsummen loskaufen.

Die Einnahmen des Königs werden größtentheils in den Erzeugnissen des Landes abgetragen, in Kühen und Pferden, Honig, baumwollenen Zeugen, Gefäßen, Gold u. s. w.

Wer bei dem König etwas zu bitten hat, findet sich des Morgens früh vor seinem Palast ein, und erhebt laut seine Stimme. Es muß ein verworrenes Geschrei geben, wenn vielleicht einige hundert Personen (es werden sogar 4 bis 500 angegeben) jeder in dem Dialekt seiner Provinz klagt und heult. Es scheint nicht, als ob man so bald nach dem Grunde ihrer Klagen frage, denn das Geheul

wird bis in die späte Nacht fortgesetzt. Man betrachtet es als etwas, welches dem Könige viel Ehre bringe, und daher wird in der Regenzeit, wo die meisten nicht nach der Residenz zu kommen im Stande sind, ein Haufen schlechtes Gesindels gemiethet, die ein Klagegeschrei erheben müssen! Das Wappen des Königs ist ein Löwe, der ein Kreuz hält, mit der Umschrift aus der Schrift: Es hat überwunden der Löwe von Juda.

Der König darf jedes Frauenzimmer, welches ihm gefällt, unter seine Frauen aufnehmen, doch kann nur eine einzige Iteghe oder wirkliche Königin seyn, und ist diese die Tochter eines Vasallen, so muß sie von dem vornehmsten Adel seyn, d. i. sehr nahe verwandt mit der königlichen Familie; denn einen andern Adel, als denjenigen, welchen diese Verwandtschaft gibt, kennt man in Habesch nicht. — Der Abuna, oder oberste Patriarch, kopulirt das Paar; die Königin wird dann in ihr Zimmer geführt, wo den Damen ein Fest gegeben wird, indessen der König in einem Saale dem männlichen Theil der Hofleute auch ein Fest geben läßt, wobei tapfer getrunken wird. Doch nicht durch die bloße Heirath wird die neue Gemahlin Königin, sondern sie muß erst feierlich neben dem König auf dem Thron gesessen, und eine Hofdame muß auf einem Hügel öffentlich ausgerufen haben: „Wir haben unsre Sklavin zur Königin gemacht!" Den Namen Iteghe kann sie aber doch nur dann erst wirklich erhalten, wenn keine Wittwe des vorigen Königs mehr am Leben ist.

Die königlichen Prinzen werden gewöhnlich in Staatsgefängnissen in Verwahrung gehalten, bekommen blos im Lesen und Schreiben Unterricht, und sollen sehr wenig prinzlich gehalten werden. Man versichert sich ihrer deswegen, damit sie keine Meutereien anfangen. In unruhigen Zeiten sind sie in Gefahr hingerichtet zu werden. — Nach dem Tode des Königs wählen die Mini-

ster einen von den Prinzen zu seinem Nachfolger — gewöhnlich den Jüngsten, damit sie selbst desto länger regieren mögen.

So war es sonst.

Die Einwohner in Habesch

sind eigentliche Habeschiner und Christen, und, wie man annimmt, arabischer Abkunft, Araber, Mauren und Türken, Juden und mehrere heidnische Völker.

Der Habeschiner, er selbst nennt sich Aethiopier, ist mittlerer Größe, schlank gebauet, und, bis auf die sehr dunkelbraune oder hellschwarze Farbe, die sich jedoch bei den Bewohnern mancher Gebirge nicht findet, an Bildung dem Europäer ähnlich. Auch das Haar ist nicht wollig und kraus, sondern lang. — Am hellesten in der Farbe sind nächst den erwähnten Gebirgsbewohnern die Einwohner in den südlichsten Provinzen. Fast völlig schwarz sind die Bewohner mancher Sumpfgegenden, und haben in Gesichtsbildung und Haar viel Negerartiges. — An den Meeresküsten sind die Schiho, ein Hirtenvolk, am schwärzesten, die nächstanwohnenden Hazortas aber nur kupferfarbig.

Man bekleidet sich hier mit Thierhäuten, die um Hände und Füße befestigt sind. — Viele mögen wohl nur einen ledernen Schurz um die Mitte des Leibes tragen. Diese Art Kleidung scheint aber mehr die nomadisirenden Völker anzugehen, indessen die eigentlichen Habeschiner Beinkleider tragen, und den übrigen Körper in ein baumwollenes Tuch einhüllen. Vornehme tragen eine Schärpe um den Leib, Sandalen an den Füßen, und ein weit hinuntergehendes Oberkleid. — Die Frauen verhüllen Hände und Füße vor Fremden, so weit sie nur können. Sie tragen ein baumwollenes Hemd, darüber eine Weste oder

Jacke von Kattun oder Seide, die bis auf die Knie heruntergehet, vorn bis zum Gürtel offen, und mit kleinen Knöpfen und engen Aermeln versehen ist. In rauherer Jahrszeit wird hierüber noch eine andere Weste getragen, ja man bedient sich auch seidener Hosen, die bis an die Knöchel herunter gehen. — Kinder sind bis zum 15ten Jahr unbekleidet. Der Haarputz ist bei beiden Geschlechtern eine Hauptangelegenheit. Man schmiert die Haare jedesmal Abends mit Butter, welche des Tags über stinkend die Wangen herabträufelt; man kräuselt und frisirt sie dann am Tage, so gut man es versteht.

Mit Essen und Trinken macht selbst der Vornehme wenig Umstände. Man trägt bei den Mahlzeiten die Speisen in einem schlechten schwarzen Geschirre auf, setzt sich dazu, nachdem man sich die Hände gewaschen, auf geflochtene Matten nieder, und hat weder Servietten noch Teller. Einige runde Kuchen, von feinerm und gröbern Mehl, vertreten die Stelle von beiden, und sind zugleich das tägliche Brodt, welches man niemals versäumt frisch zu backen. Ihre Speisen sind gewöhnlich stark mit Butter und Gewürzen zubereitet, und ein großer Leckerbissen ist ein Stück rohes Rindfleisch, mit vielem Pfeffer und Salz, wobei sich einige noch einer Sauce bedienen sollen, die aus den Excrementen der Eingeweide des geschlachteten Ochsen gemacht, und mit Butter, Salz, Pfeffer und Zwiebeln ans Feuer gesetzt wird. Diese Köstlichkeit nennen sie Manta. — Statt Essig und Oehls soll die Ochsengalle dienen. — Daß sie selbst sogar aus einem noch lebendigen Stück Rindvieh zuweilen ein Stück Fleisch ausschneiden, und es als einen Leckerbissen genießen, wird von Mehrern erzählt, und mag in manchen Fällen Statt gehabt haben. Außer Rindfleisch ißt der Habeschiner wildes Geflügel (Wassergeflügel ausgenommen); Honig scheint eine allgemeine Speise zu seyn, und das allgemeine Getränk ist ein säuerliches Bier, Buza,

welches durch eine schwache Gährung von geröstetem Teffbrodt, oder auch von Hirsen gemacht wird, und ein aus Honig und Wasser bereiteter, berauschender, mit wohlriechendem Holz angemachter Meth, welcher vorzüglich bei Gastmahlen von beiden Geschlechtern häufig genossen wird. Es wird dem Wirth zur Schande gerechnet, wenn seine Gäste nicht völlig taumelnd nach Hause gehen. Anfangs trinkt man aus Krügen, aber wenn die Mahlzeit beschlossen wird, aus einem großen Ochsenhorn. Wein darf nur der König und der Abuna oder oberste Geistliche trinken (ausgenommen beim Abendmahl). Auch liebt man ihn im Lande um so weniger, da er mehr ein schlechter Essig ist, denn Wein.

Vornehme Leute lassen sich von ihren Pagen füttern, die ihnen das Fleisch zerschneiden, und dann in großen Bissen in den Mund stecken; denn der vornehme Stand erfordert große Bissen und lautes Schmatzen beim Käuen, weil nach den Aeußerungen der Habeschiner nur Bettler und Diebe leise und ohne Geräusch äßen. Nach der Erzählung eines Reisenden, rollen bei einem Gastmahle die Damen große Stücke Fleisch zusammen, und stecken sie dem Herrn Nachbar, der zwischen ihnen sitzt, wechselsweise in den Mund, und dieser, der bei der sauern Eßarbeit die Hände auf die Knie stemmt, wendet sich mit weit geöffnetem Munde von einer Nachbarin zu der andern. Am Ende steckt er jeder von ihnen ein kleines Röllchen in den Mund.

Der König und die Vornehmsten des Landes halten ihre Mahlzeiten allein. Hält der König an manchen Tagen öffentliche Tafel, so sitzt er doch allein, und hinter einem Vorhange von der übrigen Gesellschaft abgesondert. Er ißt nicht besser als sonst ein Vornehmer im Lande. Köchinnen mit groben Schürzen bringen das Essen in den Speisesaal; die irdenen mit Strohdecken bedeckten Schüsseln sind auf große runde Bretter gestellt,

die man auf dem Kopfe trägt. Die Pagen reißen große Stücke Brodt oder Fleisch ab, kneten dieselben eine Zeitlang zwischen den Fingern, und stecken sie dem Könige oder den vornehmen Gästen in den Mund.

Die Wohnungen sind größtentheils elende, leichte, und so niedrige Hütten, daß man nicht aufrecht darin stehen kann, aus Holz, Lehm, Rohr und Stroh rund oder viereckt erbaut, und mit einem kegelförmigen Dache versehen. Die Häuser der Vornehmen haben einen Hof, der mit Blumen besetzt ist, geräumige und reinliche Zimmer, oft mit persischen Fußteppichen, längs der Wände mit Polstern versehen, und mit Sophas statt der Stühle. Aber auch diese Häuser sind aus keinen festern Materialien aufgeführt, als die elendesten Hütten, ebenfalls nur ein Stockwerk hoch, haben aber eine Einfassung von Backsteinen, und sind rings umher, der Hitze wegen, mit Bäumen umpflanzt. — Uebrigens sind in Habesch alle Dörfer und Städte auf den Bergen, oder an den Abhängen derselben erbauet; welches freilich sehr nöthig ist, da in der Regenzeit das Wasser in den Thälern und Ebenen zu reißenden Strömen und großen Seen wird, gegen welche so elende Hütten, deren Thüren oft von wilden Thieren eingestoßen werden, sich nimmermehr halten könnten.

Mit der Bildung der Einwohner ist es noch nicht weit gekommen; man ist in der Feldwirthschaft, Viehzucht, Künsten, Wissenschaften u. s. w. sehr zurück. Man mahlt noch auf Handmühlen; eine steinerne Brücke wurde erst von einem Jesuiten angelegt; die baumwollenen Zeuge sind schlecht; mit dem Handel gibt sich kein Mann im Lande ab, sondern auf den Märkten trifft man blos Weiber zum Kauf und Verkauf; geprägte Münze hat man noch nicht, sondern Geld in Stangen, welches in kleinere Theile zerschnitten wird, und Stücken baumwollenen Zeuges; dünne Salztäfelchen gelten als Scheidemünze.

Die letztern dienen aber auch, sich Höflichkeit zu bezeigen. Denn wenn sich zwei Freunde begegnen, so holt jeder aus dem am Gürtel hängenden Beutelchen sein Salztäfelchen, und läßt den andern daran lecken. — —

Die Religion der eigentlichen Landeseingebornen ist die christliche, und sie wollen mit den Kopten in Aegypten einerlei Glaubens und Meinens seyn (Monophysiten). Aber des Christenthums ungeachtet, haben sie des Judenthums sehr viel; z. B. die Beschneidung — Unbeschnittene sind ihnen sehr verabscheulich, und man kann mit denselben nicht zusammen aus einem Geschirr essen und trinken. Acht Tage nach der Geburt wird die Beschneidung, und vierzig Tage darauf die Taufe verrichtet — bei Mädchen aber später. Die Taufe der Erwachsenen geschieht durch Eintauchen in ein Bad vor der Kirche, auch salbt man diese, da Kinder nur mit Wasser besprengt werden. Der Sabbath wird sowohl gefeiert, als der Sonntag, wiewohl der letztere höher gehalten wird. Schweinefleisch wird von vielen nicht gegessen; Fasten werden häufig gehalten. Stühle sind in ihren Kirchen nicht, wohl aber Krücken für Kranke und Schwache. Man lieset beim Gottesdienst einige Stücke aus dem alten und neuen Testamente vor, und theilt das Abendmahl aus, kennt aber weder Predigt noch Gesang.

Am 6ten Januar hat man eine große kirchliche Feier. König und Minister, Geistliche und Laien, Vornehme und Geringe, steigen vor Sonnenaufgang nackt ins Wasser, baden sich, und machen sich dann einen vergnügten Tag durch Narrenspossen und Schwänke.

Das Abendmahl kann Niemand vor dem 25sten Jahre empfangen. Wer eher stirbt, wird ohnedies für selig gehalten. Man nimmt es unter beiderlei Gestalt. Die Kirchenmusik wird mit Klapperhölzern, Schellen, Trommeln und Pauken lärmend gemacht, und man tanzt

dazu mit heftigen Bewegungen und Verzerrungen des Körpers.

Heirathen werden sehr jung geschlossen, und die Scheidung der Ehe ist leicht. — Jeder Theil nimmt sein Eigenthum zurück, und man theilt die Kinder.

Die Todten wäscht man, räuchert sie, und wickelt sie in Kleider ein. Vornehme werden mit einer Ochsenhaut bedeckt, und eiligst von den Priestern fortgetragen. Am Grabe wird aus dem Evangelio Johannis ein Abschnitt vorgelesen, der Leichnam geräuchert, mit Weihwasser besprengt, und ins Grab geworfen.

Zur Trauer werden die Kopfhaare abgeschoren, welches, wenn der König stirbt, im ganzen Reiche geschieht; dabei wird allenthalben ein jämmerliches Geheul erhoben, welches bei allen Leichen Statt hat. Die Weiber rühren auch die Trommel, man zerkratzt sich zum Trauerzeichen das Gesicht, vorzüglich in den Schläfen, wo man mit dem Nagel ein Stück Haut abkratzt, etwa eines Sechspfennigstücks groß. Vorzüglich thun dies die Frauen beim Tode eines nahen Verwandten. Die Leichenbegleiter essen 3 Tage nach der Beerdigung nirgends anders, als im Trauerhause.

Der Abuna, das Oberhaupt aller Geistlichen, wird aus den Kopten in Aegypten genommen, und ordinirt die Geistlichen, zu welchen nicht nur viele Vornehme sich selbst, sondern sogar auch ihre Wiegenkinder ernennen lassen. Alle Geistlichen tragen ein Kreuz in der Hand, welches sie den Vorübergehenden zum Küssen überreichen. Die Weltgeistlichen nähren sich größtentheils von ihrer Hände Arbeiten und bauen das Land; die Mönche, welche nicht heirathen dürfen, sind in großer Zahl vorhanden, leben in Häusern, sagen Gebete und Psalmen her, bauen aber ebenfalls den Acker, und leben übrigens nach ihrem Gefallen, ohne klösterliche Strenge und Abgeschiedenheit.

Wiewohl der Habeschiner so weit noch in seiner Bildung zurück ist, so liegt doch die Schuld nicht an den Anlagen, sondern an der Gelegenheit, dieselben auszubilden. Der Habeschiner soll sehr gelehrig und dabei gutmüthig seyn, daher man die Sklaven aus diesem Volke in den benachbarten Gegenden überall sehr hoch schätzt.

Die Sprache des Landes hat zwei Hauptverschiedenheiten. Die amharische macht die Hofsprache, und die Tigre- oder Geezsprache (Hirten- oder Büchersprache) ist diejenige, in welcher ihre heiligen Urkunden geschrieben sind. Die erstere ist jetzt im gemeinen Leben die gangbarste.

Uebrigens wohnen noch viele Juden oder Falashas, und Mahomedaner oder Gibbertis in Habesch, mit welchen die christlichen Einwohner ungern etwas zu thun haben. Man ißt und trinkt nicht gern mit denselben; man grüßt den Mahomedaner nur mit der linken Hand, und läßt ihn in den Städten abgesondert von den Christen leben.

Die Shihos sind ein Hirtenvolk, welches sich nebst mehreren Hirtenvölkern in den Ebenen längs der Küste aufhält. Während auf den Gebirgen Habesch die Regenzeit Statt hat, nämlich vom November bis zum April, treiben sie hier in den Ebenen, die alsdann trokkene Zeit haben, mit ihren Heerden umher. Erhält aber die Ebene ihre Regenzeit, so ziehen sie nach den alsdann trockenen Gebirgsgegenden in Habesch. — Die übrigen Hirtenvölker dieser Gegenden haben die nämliche Einrichtung. — Die Shihos sind unter allen die schwärzesten, und haben entweder Berghöhlen, oder Rohrhütten zu ihrer Wohnung, und eine Lanze und ein Messer zu ihren Waffen.

Die kupferfarbigen Hazortas sind die Nachbarn der vorigen, kleiner als diese, und nähren sich fast blos von Milch. Wie reich sie auch an Heerden sind, so wird doch kein Stück davon geschlachtet. Sie wohnen ebenfalls in Höhlen, oder aber in Hütten, die mit einer Ochsenhaut bedeckt sind, und kaum für 2 Menschen Platz haben. Der Wohlhabenden Frauen tragen kupferne Armbänder, Glasperlen in den Haaren und eine gegärbte Haut um die Schultern.

Die Gallas, welche theils noch in Habesch, theils aber an der Südseite desselben wohnen, wo sie große Länderstrecken inne haben, sind Heiden (Caffern von den Mahomedanern genannt), und je und je die furchtbarsten Feinde der Habeschiner gewesen, denn sie sind ein streitbares Volk, bei welchem sich kein Jüngling das Haupt scheeren darf, bevor er nicht im Kriege einen Feind, oder aber auf der Jagd ein wildes Thier erlegt hat. Wer bei der Mahlzeit nach dem besten Bissen greift, geht zuerst ins Treffen, wo sehr hartnäckig von ihnen gefochten wird. Verlieren sie, so ziehen sie sich in ihre Wüsten zurück. Ihre Waffen sind Spieße, d. i. Stangen, deren Spitzen im Feuer geröstet sind, Pfeile und Streitkolben und Schilde aus Ochsenhäuten.

Diese Menschen leben blos von ihren Rindviehheerden, die sie in Friedenszeiten und in Kriegszeiten vor sich her treiben, und von deren Fleisch und Milch sie sich nähren; Brodt genießen sie nicht. (Doch sollen einige von den Habeschinern pflügen, säen und Brodt backen gelernt haben.) Außer ihren Milchgeräthen führen sie kein Gepäcke mit. Sie haben öfters mehrere Provinzen von Habesch erobert, und sind dabei sehr grausam gewesen. Wo sie großen Widerstand treffen, tödten sie die Männer nebst den ältern Frauen; die Jünglinge lassen sie am Leben, und machen sie zu Verschnittnen. Nach einem

erhaltenen Siege werden die Köpfe und Schaamglieder der Erschlagenen auf einen Haufen geworfen. — Während eines Krieges pflegen sie ihre jungen Kinder in die Wälder auszusetzen, und Niemand im Lager darf sich ihrer annehmen.

Die Gallas sind von brauner Farbe, und haben ein langes und schwarzes Haar; manche, welche sich mehr in den Thälern aufhalten, sind völlig schwarz. Sie gehören eher zu den kleinern, als zu den größern Menschen.

Man theilt die Völkerschaften, aus welchen sie bestehen, in die westlichen, oder Bertumna Galla, und östlichen, oder Boren Galla, die gegen Osten und Süden von Habesch wohnen. Sie sollen in 3 Hauptstämme eingetheilt seyn, und jeder Stamm seinen selbstgewählten König haben (d. h. vielleicht einen Oberkriegsführer, deren sie sich aller 8 Jahre einen wählen, und der nur im Kriege zu befehlen hat). Jeder Hauptstamm soll aus sieben Unterabtheilungen bestehen. Der König der westlichen Gallas heißt Lubo, der östlichen Mooty (Muti). — Ein König hat seine elende, nur etwas größere Hütte, wo er auf der Erde sitzt, indessen seine Hofleute mit einem Stock in der Hand längs der Wände herum stehen. Sucht ein Fremder Audienz und tritt ein, so fallen die Hofleute über ihn her, und geben ihm Schläge, bis er wieder die Thüre sucht — dann gehen sie wieder auf ihren Platz, als wäre nichts vorgefallen, und empfangen nun den zurückkehrenden Fremden mit Höflichkeit. — Alles darum, nach ihrem Vorgeben, damit der Fremde einen Beweis von ihrer Tapferkeit sähe.

Die Gallas mögen Heiden und Fetischdiener dem größten Theile nach seyn; aber dennoch sind manche mahomedanische Dinge bei vielen, wo nicht bei allen Stämmen. Die südlichen Stämme sollen durchaus Mahomedaner seyn. Ein Baum, Wanzei, gewisse Steine, gewisse Sterne, der Mond, vorzüglich der Neumond,



Der Canadische Wilde u. seine Frau.

werden sehr verehrt. Der Glaube an Zaubereien ist stark.

Sie verheirathen sich nicht selten mit Habeschinerinnen, aber die aus solchen Ehen erzeugten Kinder können nie zu einem öffentlichen Amte gelangen. Der Ceremonien bei der Verheirathung sind wenige. — Man nimmt nur Eine Frau, wiewohl man mehrere nehmen darf. Oft wirbt die erste Frau, wenn sie nicht Kinder genug hat, dem Manne noch eine andere, die ihm gefällt. — Der älteste Sohn ist des Vaters Erbe, und gibt den übrigen Geschwistern nichts heraus. Nur die Schwestern, die heirathen, empfangen das, was ihnen der Vater bestimmt hat. Dieser aber muß noch bei Lebzeiten dem ältesten mannbar gewordenen Sohn einen Theil seines Vermögens abtreten (d. i. einige Kühe, vielleicht auch ein Pferd, geben). Ist aber der Vater alt und stumpf geworden, so erhält der älteste Sohn das gesammte Vermögen, und versorgt den Vater dagegen. Stirbt ein älterer Bruder, und die Wittwe ist noch zur Kindererzeugung fähig, so muß sie der jüngste Bruder heirathen.

Ist eine Kuh geschlachtet, so beschmiert man sich mit dem frischen Blute, man hängt Kaldaunen und Eingeweide um den Hals, und gibt sie nachher an die Weiber. Die Männer, zuweilen aber auch die Weiber, flechten auch wohl die Eingeweide in die Haare, oder winden sie wie einen Gürtel um den Leib, und tragen sie bis zum Verfaulen. Uebrigens geht man nackt bis auf ein Stück Haut um die Schultern, und salbt Kopf und Leib mit Butter oder Fett, welches am Körper herabtrieft.

Wenn sie auch im Kriege wüthend und grausam sind, so sollen sie doch sehr friedlich und in strenger Zucht zu Friedenszeiten in ihren Hütten leben. — Auf ihren weiten Reisen durch große Wüsten nähren sie sich blos von gebranntem pulverisirten Kaffee, der mit Butter ver-

mischt, zu Kugeln gerollt und in einen ledernen Sack gesteckt wird.

Man hat vermuthet, sie seyen mit den Schaggas ein Volk.

Diese zerstückelten Nachrichten sind Alles, was wir von den Gallas wissen.

Die Agows (Agaus, Agawi) wohnen in den Gegenden der Nilquellen, die sie göttlich verehren, und leben mit den Gallas, ihren Nachbarn, in ewiger Fehde. Sie sollen 4000 Reuter und eine große Zahl Fußvölker ins Feld stellen können.

Das Land, welches sie bewohnen, ist sehr fruchtbar, und eine sehr hohe mit Flüssen durchschnittene Ebene, daher sie einer gemäßigten und gesunden Luft genießen. Die Nation ist an Größe den Gallas gleich; junge Leute gehen fast ganz unbekleidet; die Weiber aber tragen eine Art Hemde, welches bis auf die Füße heruntergeht, und um den Leib mit einem Gürtel befestigt wird. In der Regenzeit, die hier sehr lange anhält, und heftige Güsse hat, bekleidet man sich mit gegärbten Häuten.

Die Agows kommen in Karavanen von 1000 bis 1500 nach Gondar und bringen Rindvieh, Butter, Häute, Weizen und Honig. Eben diese Waaren, nebst Kupfer und Eisen verkaufen sie an die benachbarten Shangallas, mit welchen sie eigene Handelsplätze verabredet haben, und tauschen dagegen Elephantenzähne, Rhinozeroshörner, Goldblättchen, und vorzüglich sehr feine Baumwolle ein.

Die Jesuiten hatten einmal Eingang bei diesen Völkern gefunden, und viele waren äußerlich Christen geworden. Jetzt sind sie aber alle wieder Heiden.

Ein anderer Stamm, den man auch Agows nennt, nämlich Tcheraz Agaus, lebt in den Gegenden, wo

der Takaze entspringt, in einem rauhen felsigen Lande, welches doch als fruchtbar beschrieben wird. Sie sollen eine eigene Sprache sprechen, in fünf von einander unabhängige Stämme eingetheilt und sehr kriegerisch seyn, viele Pferde haben, und die wildesten Soldaten in Habesch abgeben. Aber auch die andern Agaus werden als sehr wild beschrieben. Beide Völker wohnen in undurchdringlichen Waldungen, und retten sich in große Höhlen, wenn sie verfolgt werden *).

Die Shankalas, Shangallas sollen, zwischen dem 12ten und 13ten Grad nördl. Breite, einen heißen aber waldigen Strich bewohnen, gegen Nordwesten von Habesch. Die größesten Haufen wohnen zwischen dem Mareb und Takaze, sind schwarz, und mögen wohl eine Negernation seyn. Die Shankalas sind in zwei Stämme eingetheilt. Der eine grenzt an die Agows und an die Provinz Fazuklo in Sennar. Die Stämme theilen sich wieder in Familien, deren jede ihren Anführer hat, der sie gegen Habeschiner oder Araber zu Felde führt.

An Bildung sollen sie den Affen sehr nahe kommen. Das Haar ist wollig und dunkelschwarz, die Stirne und Nase platt, die Backenknochen hervorstehend, der Mund groß, die Augen klein, der Körper stark und lang. Sie rauben die Kinder der Agows, und verkaufen sie nebst Gold an die Mohamedaner zu Guba gegen Eisen und grobe baumwollene Zeuge. — In der trocknen Jahrszeit biegen sie die Zweige der Bäume zur Erde herab, und wohnen darunter luftig und angenehm. Die östlichen aber begeben sich zur Regenzeit in die Felsenhöhlen,

*) Sie verehren Sterne, Bäume, und die an den Nilquellen den im Flusse wohnenden Geist, den sie den fortdauernden Gott, das Auge der Welt ꝛc. nennen, und alljährlich eine Kuh opfern, deren Fleisch roh gegessen wird. Die Schlangen werden als Fetisch verehrt, wie bei den Negern.

die aus einem weichen Sandstein bestehen, und nehmen ihre getrockneten Nahrungsmittel mit. Die ganze Nation scheint von der Jagd wilder Thiere sich zu nähren. Sie jagen Elephanten, Rhinozerosse, Büffel, Rothwild, Löwen, wilde Schweine, Flußpferde und Krokodile; aber sie nähren sich auch von Fischen, Schlangen, Heuschrecken u. s. w. Pferde und Feuergewehr sollen sie nicht kennen, sondern nur Bogen und Pfeil, die von Palmbäumen gemacht sind. Die Pfeile sind mit einer eisernen Spitze versehen.

Sie verehren Schlangen, den Mond, die Planeten und Bäume, haben Zauberer und Wahrsager, und mögen auch wohl in ihrem Fetischdienst ebenfalls mit den Negern übereinkommen.

Die Unverheiratheten gehen ganz unbekleidet; die Verheiratheten haben um die Mitte des Leibes eine kleine Bedeckung; die Heirathen werden hier, wie auch bei den Agows, eben so früh als in Habesch geschlossen; das neugeborne Kind wird in ein Zeug aus Baumrinde gewickelt, und am Baum aufgehängt. Hat es etwas zugenommen, so nimmt es die Mutter auf dem Rücken überall mit sich herum, und reicht ihm die Brust über die Schulter hin.

Die Gurague, die in der Nähe der Provinz Shoa, südöstlich von Gojam, zum Theil in einigen elenden Dörfern wohnen, halten sich häufiger noch in Höhlen auf, und mögen sich meistentheils vom Raube ernähren. Sie ziehen den Lagern der Habeschiner nach, ziehen sich ganz nackt aus, beschmieren sich über und über mit Fett, nehmen ein Bündel Reisig auf den Rücken und kriechen dahin, wo sie stehlen wollen. Sie lassen das Bündel fahren, wenn man sie ergreifen will; entwinden sich des Fettes wegen sehr leicht, und im Nothfall bedienen sie sich des spitzen Messers, welches an ihrem Arm fest ge-

bunden ist, um sich von ihrem Ergreifer loszumachen. — Nach Andern sollen diese Leute große und mächtige Zauberer seyn, die aber, troß der Zauberei, doch dem König von Oggy zinsbar sind.

Die Gafats, die am südlichen Ufer des Nils in der Nähe der Gallas einen kleinen Strich bewohnen, sollen eine zahlreiche Nation ausmachen, mit den ebenfalls benachbarten Agows den Nil verehren, sehr wild und grausam, und in den andern Provinzen, in welche sie sich zerstreuen, sehr verachtet seyn.

Die Gongas und Guba wohnen westlich von Dembea, in der sehr ungesunden Provinz Kuara, in welcher sich auch die Ganjar, näher nach Sennar hin, aufhalten, die größtentheils Jäger und wohlberittene Reiter sind, von welchen die Araber in dem türkischen Nubien ausgeplündert werden.

Noch leben hier, sowohl im Lande, als an den Grenzen, mehrere halbwilde oder wilde Völker, von welchen man kaum etwas mehr, als die Namen kennt; Völker, die sich in Sprachen, Sitten und Religion sehr unterscheiden. Wie viel Verborgenes und Wissenswerthes steht hier noch zu erfahren!

Anmerk. Die Schaggas s. bei Niederguinea.

6.

Nigritien (das innere Nigritien) oder Sudan,

oder das Land der Schwarzen, von den Eingebornen selbst Afnu genannt, worin die Reiche Bornu, Tombuktu, Kaschna und noch manche andere liegen, ist ein eben so großer, als unbekannter Landstrich, dessen Ausdehnung man in der Länge zu 450 und in der Breite zu 120 Meilen, und den Flächenraum sehr unsicher auf 80,000 Q. M. schätzen will. Es wird östlich von Nubien und Habesch, westlich von Senegambien begrenzt.

Der Niger (Joliba Guin) soll auf einem hohen Bergrücken, an der östlichen Grenze des Reichs Bambuck entspringen, (im Gebirge Kong, welches nebst dem Mondsgebirge das Land durchzieht, unweit des Senegals) und bald nach seinem Ursprung schon für große Fahrzeuge schiffbar seyn. Sein Lauf geht von Westen nach Osten, und soll sich in einen großen See mit süßem Wasser, dem Wangara, im Innern des Reichs Kaschna, oder des eigentlichen Afnu, verlieren; nach Andern aber durch diesen See gehen, sich in mehrere Arme, unter dem Namen Benin, Formoso und Kalabar, vertheilen, und in den Meerbusen von Guinea münden; wieder nach Andern verdunsten, oder sich in den Kongo ergießen. Wie der Nil, so tritt auch der Joliba in der Regenzeit gewaltig aus, und befeuchtet die weitläuftigen durch ihn fruchtbaren Ebenen. Das ist dann auch die Zeit, wo die Waaren auf demselben fortgeschifft werden.

Der Misselad kommt von den Mondbergen, und verliert sich in einen See. — Mehrere Flüsse, und zum Theil sehr große, werden noch genannt, aber man kennt ihren Anfang, Lauf und Ausgang nicht. Die meisten mögen wohl Steppenflüsse seyn, die wie alle Flüsse dieser Gegenden in der Regenzeit gewaltig anschwellen, in der trocknen Jahrszeit fast versiegen, und die Nachbarschaft des Landes befeuchten.

Von Seen nennt man den Fidri und Wangara, die aber Niemand weiter kennt.

Von dem Boden des Landes wissen wir eigentlich nichts. In der Nähe der größeren Flüsse mag er wohl sehr fruchtbar seyn; aber weiter davon ab wird es, wie in ganz Afrika, auch hier nicht an großen Sandstrecken und Wüsteneien fehlen. Im Innern des Landes und gegen Norden sind Gebirge, die man aber ebenfalls nicht näher kennt. — Auf der Südseite zieht sich das Hauptgebirge Kong, nach Westen zu, hin.

Da die Länder Nigritiens zwischen den Wendekreisen liegen, so muß das Klima wohl heiß seyn; aber die Gleichheit der Tage und Nächte, tropische Regen und Winde mäßigen die Hitze hier ebenfalls.

Das Thierreich hat Elephanten, Rhinozerosse, Löwen und Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, wilde Büffel, Giraffen, Antilopen, Affen und Zibethkatzen, und in den Flüssen finden sich Nilpferde und Krokodile. — Man hält Ziegen, und auch, wiewohl weniger, Schafe; Esel, die auch zum Reiten gebraucht werden, häufiger als Pferde; Kameele sind nur in einigen Gegenden gewöhnlich, und Rindvieh wird vorzüglich nur von den Stämmen gehalten, die an den Flüssen wohnen. — Es finden sich Strauße und Pelikane. An Raubvögeln und an eßbarem wilden Geflügel, wie auch an Fischen, ist großer Ueberfluß. Krebse und Austern sollen oft die Ufer

der Flüsse bedecken, wenn diese wieder in ihre Ufer zurücktreten. Aber auch Schlangen von allerlei Größe, weiße Ameisen und Termiten, und Heuschrecken, die man zu rösten und zu essen pflegt, sind in großer Menge vorhanden; und auch die Bienen sind so häufig, daß man das Wachs nicht achtet.

Es soll in Nigritien an großen dicken Wäldern nicht fehlen. Palmenarten können hier nicht selten, und die großen Affenbrodtbäume gar wohl vorhanden seyn. Man baut etwas Reiß, weniger noch Weizen und Gerste, am meisten Cassob oder Dorra (Durra), welche nebst einer Art kleinen Mais am häufigsten zum Brodt gebraucht werden. Melonen, Kürbisse und Gurken werden sehr groß; Baumwolle und Indigo werden auch erbauet, und eine Art Hanf wird, wie in manchen Gegenden Ostindiens, statt Tabaks geraucht. Sennesblätter und Manna sammelt man.

Kupfer von der höchsten Güte findet sich in Bornu, und Gold wird hinlänglich aus den Flüssen gewaschen, wofür die Einwohner des eigentlichen innern Nigritiens sich Salz eintauschen, welches so selten ist, daß ein Pfund mit einem halben Dukaten bezahlt wird. Man findet das Salz nur unter dem Wendekreise des Krebses, bei der Wüste Bilma und beim atlantischen Meer, bei Tegazza.

Es mögen sich in dem großen Raume, welchen der Name Nigritien begreift, verschiedene Reiche und Verfassungen finden, aber wir wissen nichts, oder so viel als nichts davon.

1) Bornu oder Burnu.

Dieses Reich soll neuerer Zeit von größerm Umfang seyn, als ehedem, und sich bis Nubien hinziehn (welches aber gegenwärtig schon wieder anders seyn kann), und die

benachbarten Staaten zahlen Tribut an den Sultan desselben.

Es liegt südlich von Tripolis, zwischen dem 16ten und 25sten Grad der Breite. Der König des Landes soll mächtiger seyn, als der Sultan von Marokko.

Das Land wird vom Gazellenfluß durchflossen, und ist zum Theil gegen Osten sehr gebirgig und waldig. Die Hitze ist äußerst groß; doch soll vom Oktober bis April dieselbe sehr mäßig, und die Luft rein und heiter seyn. Mitte Aprils beginnt die Regenzeit, mit welcher heftige Winde aus Süden und Südosten und schreckliche Gewitter kommen. Der Regen dauert bis in den Oktober in verschiedenen Unterbrechungen, während welcher man auf dem Felde arbeiten kann.

Die vorhergenannten Thiere finden sich hier ohne Ausnahme fast alle, aber namentlich Schlangen so häufig, daß Menschen und Kameele gegen ihre Bisse durch Tücher um die Füße geschützt werden müssen!

Unter den Gewächsen findet man ebenfalls fast alle vorhererwähnte. Man bearbeitet die Felder mit der Hacke, denn den Pflug kennt man nicht; die Männer ziehen die Furchen, die Weiber streuen den Saamen ein.

Gold ist häufig, und wird zur Regenzeit auf den Feldern gesucht, aber die Erlaubniß es zu suchen, kommt — gegen die Gebühr — vom Landesherrn. Steigbügel, Zäume, Sporen, Becher, Schüsseln, selbst die Hundeketten bei königlicher Hofhaltung sind von Gold. Man will auch etwas Silber finden. — Salz liefern die Salzseen, die überall von der ungeheuern Wüste Bilma umgeben sind.

Die Stadt Bornu, am Flusse Wad el Gazel oder Gazellenfluß, 50 Tagereisen von Fezzan, und 25 Tagereisen vom Nil entfernt, von da, wo er bei Sennar vorbeifließt, soll größer als Tripolis, mit 10,000 Einwohnern bevölkert, mit Moscheen, Marktplätzen, Schulen versehen, und mit

Mauern und Graben umgeben seyn, und ihre 7 Thore werden bei Sonnenuntergang verschlossen. In einer Ecke der Stadt steht der mit hohen Mauern umgebene Palast. Die gelehrten Anstalten und Schulen sind wie in der Barbarei.

Die Handelsleute Fezzans, die industriösesten in Afrika, gehen von ihrer Hauptstadt in sieben Tagen nach Temmissa, welches die Grenzstadt Fezzans ist, kommen dann in drei Tagen in das Gebiet von Bornu; nachdem sie wieder vier Tage gereist sind, kommen sie, wenn erst zuvor eine hügelige unbewohnte Sandwüste zurückgelegt ist, in eine Gegend, welche Mahomedaner bewohnen, wo vortreffliches Wasser, Datteln und Mais sind. Zwei Tage müssen sie nun über die Gebirge von Tibesti gehen, haben dann vier Tage ein fruchtbares von Hirten bewohntes Land, und kommen den 6ten Tag in die Wüste Bilma, in deren brennendem Sande sie 11 Tage reisen, ehe sie die in einer fruchtbaren mit Antilopen und Straußen bevölkerten Ebene liegende Stadt Dombu erreichen. Fünf Tage nachher kommen sie in der Stadt Kanem an, der Hauptstadt einer Provinz, deren Einwohner Heiden und Mahomedaner sind, und starke Viehzucht, vornehmlich Pferdezucht und Handel treiben. Zehn Tagereisen nachher ist endlich die Karavane in der Stadt Bornu angelangt. — Der ganze Weg beträgt also 48 Tagereisen. — Man hat einen andern, der 2 Tagereisen weniger hat. — Welch eine Handelsreise!!

Von folgenden Reichen mag jetzt wohl manches zu Bornu gehören.

Begharni, südöstlich von Bornu und durch kleine Wüsten davon getrennt, wo die Einwohner Sklavenhandel treiben. Die Sklaven rauben sie den benachbarten Völkern.

Andam ist ein dem vorigen benachbarter Distrikt, und soll gar von Christen bewohnt seyn, die man als gute Leute rühmt. Die hier herum wohnenden Jemjem

sollen wilde Leute mit spitzen Zähnen und solche Menschenfresser seyn, daß sie kein Mahomedaner zu Sklaven mag.

Kuku, östlich von Bornu, soll ein bergiges Land, außer aller Verbindung mit den benachbarten Gegenden, und von Christen ebenfalls bewohnt seyn.

Gaogha, Kaugha, nach Nubien zu, soll ehedem sehr berühmt gewesen, und von einem rohen Volk, das fast ganz nackt einhergeht, bewohnt seyn, welches starke Viehzucht treibt und unter Hütten von Laubwerk und Zweigen wohnt.

2) Tombuktu,

oder Tombut, ist eins der bedeutendsten Länder Nigritiens, und soll fruchtbar und stark bevölkert seyn. Es treibt mit Goldstaub und Elephantenzähnen, Sennesblättern und Datteln einen starken Handel, vornehmlich gegen Salz, welches hier gänzlich fehlt, Tabak, linnene und baumwollene Waaren, welche jährlich durch Karavanen von Aegypten und der Barbarei hieher gebracht werden. Die Karavane von Fez braucht 129 Tage, um herzukommen, worunter aber 57 Rasttage sind — andere Karavanen bringen eben so lange und noch länger zu, eine andere aber nur 82 Tage. Man schätzt die Einfuhr zu 92,000, die Ausfuhr zu 1,790,000 Thaler. — Ein Beweis, wie dreist man schätzen kann! *)

Die Einwohner sind mahomedanische Negern und nächstdem Mauren. Der Regent ist, oder war vielmehr, der König von Bambarra, der sehr mächtig seyn, und sogar 3000 Mann Negerkavallerie halten soll.

Die Hauptstadt Tombut oder Tombuktu, an einem Arm des Niger, mit 25,000 Einwohnern, liegt 60 Tagereisen

*) Denn wie viele Dinge müßte Jemand erst zuvor von einem Lande wissen, und wie bekannt mit demselben seyn, ehe er eine solche Schätzung nur wagen dürfte! — Oder ists in der Geographie ein Verdienst, blind hin Alles zu glauben?

von der Stadt Marokko. Ihre Häuser sind schlechte Lehmhütten mit Strohwänden; doch ein Tempel und der königliche Palast sind von Stein. Mauern hat die Stadt nicht. — Es halten sich hier viele Fabrikanten, vorzüglich Kattunweber, auf. Der Ort ist ein Hauptmarkt zwischen Negern und Mauren.

Nicht weit von Tombut ist Cabra, am Niger, welches als der Hafen der Stadt angesehen werden kann, und wo die Bevölkerung unglaublich groß seyn soll.

3) Kaschnah,

vielleicht Afnou, vielleicht Haussa oder Sudan (wer weiß es?) liegt fast mitten in Afrika, und soll eine Art Staatenverein aus mehreren kleinen Staaten bilden, deren viele doch Bornu zinspflichtig sind, soll sehr bergig seyn, und vorzüglich Gerste und Hirse, Reiß und Baumwolle bringen. Land und Einwohner sollen viele Aehnlichkeit mit Bornu haben. Kauris sind die gangbare kleine Münze des Landes, die man nebst Pferden, wollenen Mützen, baumwollenen und leinenen Zeugen, Spiegeln, Glaskorallen, Messer, Scheeren u. s. w. gegen die Landesprodukte, wozu Gold, Zibeth, Ziegen- und Ochsenfelle rc. gehören, eintauscht.

Die Stadt Kaschna oder Haussah, nördlich des Nigers, ist die Niederlage des Handels zwischen Fezzan und den Negerländern. — Entweder hier, oder zu Sanfara in der Provinz gleiches Namens, residirt ein Sultan. Die größte Handelsstadt aber in Kaschnah ist das von Tuariks bewohnte Agades, welches mit einer Mauer umgeben ist. Sennesblätter wachsen auf den nahegelegenen Bergen, und werden über Tripolis und die Türkei nach Livorno und Marseille gebracht. Man sammelt auch Manna in den Wüsten, welches man bis zum Verkauf in Kürbisschaalen aufbewahrt, und aus dem von den Einwohnern ein angenehmer Trank bereitet wird. Salz wird aus Bornu eingebracht, wiewohl man die fürchterlichen Wildnisse zwischen diesem Ort und Bornu erst in 45 Tagen zurücklegt.

Die Einwohner, meistentheils Ausländer und davon herstammend, mögen erst die Aufnahme der Stadt bewirkt haben, haben sich nach hiesiger Landesart zierliche Häuser erbaut, halten sich viele Sklaven und sollen sehr thätig seyn.

4) Bambara oder Bambarena,

an dem Ursprung des Joliba und zu beiden Seiten desselben gelegen, hat dieselben Erzeugnisse, wie die übrigen Länder. Die Butter von dem Schihbaum verdient besonderer Erwähnung. — Das Land soll viele Sklaven nach den Besitzungen der Europäer am Senegal und Joliba liefern. Die Mandingo-Neger kommen in Karavanen hier an, und gehen mit Haufen von 2 bis 300 Sklaven zurück, deren 4 bis 10 an einer Kette befestigt sind. Man soll sogar die Sklaven einen Stein von 40 bis 50 Pfund schwer auf dem Kopf tragen lassen, damit sie desto weniger entfliehen können. Vernünftiger Weise ist das jedoch schwer zu glauben.

Bambara soll aus mehrern Reichen bestehen, und viel Gold einige Fuß tief unter der Erde haben.

Die Hauptstadt Genni soll 30,000 Einwohner, viereckte Häuser aus Lehm haben, und die Residenz eines Sultans seyn. Doch wird Sego (vielleicht eins mit dieser) als die Hauptstadt mit eben so viel Einwohnern als Genni oder Jenne angegeben. Unter mehrern Städten ist Murja, wo die Mauren einen großen Handel mit Salz treiben, und Sarsanding ebenfalls ein bedeutender maurischer Handelsplatz.

5) Das Land Melli,

an einem Arm des Nigers, soll viel Getreide, Vieh und Baumwolle erzeugen, und mit Bambarena und Tombuktu starken Handel treiben.

Das Land soll so heiß seyn, daß von 100 Kameelen, auf welchen das Salz ins Land gebracht wird, kaum 25 am Leben bleiben. Man bringt das Salz in großen Stücken, deren 2 schon eine Kameelsladung ausmachen. Es ist den Einwohnern von Melli sehr nöthig. Was diese nicht selbst verbrauchen, sollen sie, nach einer sehr alten Erzählung, in kleinere Stückchen gebrochen, auf dem Kopfe an einen weit entlegenen Fluß tragen. Hier legen sie reihenweise ihr Salz hin, und kehren nun eine

Tagereise weit zurück. Dann kommt eine Negernation, die sich nicht sehen und nicht sprechen lassen will, in großen Booten von einigen Inseln her, und legt zu jedem Haufen Salz einiges Gold hin, und begibt sich dann zurück. Die Salzeigenthümer kommen hierauf wieder, sehen, ob Gold genug bei ihrem Salze hingelegt ist — wo nicht, so lassen sie Gold und Salz zusammen liegen, und ziehen sich aufs neue zurück, worauf die Neger entweder mehr Gold hinlegen, oder aber der Handel sich zerschlägt.

Noch werden in Nigritien folgende Länder aufgeführt:

Jallonkadu (Schallonkadu), an Senegambiens Grenze, zu welchem es auch von Einigen gerechnet wird, welches zum Theil öde Wildniß seyn soll. Die Einwohner sollen unter kleinen Oberhäuptern stehn. — Die Stadt Malakatta hat Rohrhütten, Eisenfabriken und macht Seife aus einer Art Erdnüsse.

Manding am Niger soll das Stammland der Mandingo-Neger, ein kleines goldreiches und fruchtbares Land, mit gutmüthigen Einwohner seyn. — Es werden die 3 kleinen Städte Kamalia, Sibidulu und Wonda genannt.

Kaarta, ein Königreich, von dem die Hauptstadt Kemnu heißt, und die Stadt Gedinguma sogar feste Mauern haben soll, so wie die Stadt Jarra steinerne Häuser.

Masina, nordöstl. von Bambara, unter welchem es stehen soll, ist von Viehzucht treibenden Fuliern bewohnt.

Die angeblichen Königreiche Kong oder Gondscha, Degomba, Kaffaba, Maniana, Bädu, Gotto, Biru, Komba, Gago, Guber, Asben, Fidri oder Liessi, mögen für diejenigen da stehen, welche ihre Lust an Namen haben.

Die Einwohner

dieser großen Landstriche sind außer wenigen Mauren größtentheils Negervölker, die zum Theil zwar den mahomedanischen Glauben angenommen haben, zum Theil aber wohl als Heiden ihrem Fetischdienste treu geblieben sind, und sehr verschiedene Sprachen sprechen, so wie sie auch in Charakter und Sitten sehr verschieden seyn mögen.

Wir wissen von allen diesen Nationen unbedeutend wenig. — In Bornu ging man sonst bis auf einen Gürtel um die Mitte des Leibes ganz nackt, welches jetzt nur noch die Aermsten thun, und bekleidete sich im Winter mit Thierfellen. Jetzt trägt man im Sommer blaue baumwollene Hemden; eine Tracht, die in ganz Nigritien sehr gemein ist; rothe Mützen aus Tripolis, oder Turbane von weißem Musselin. Vornehme tragen goldene Nasenringe.

Man baut in Bornu die Wohnungen wie in der Barbarei, doch ziehen da und dort Hirtenstämme umher, die unter Zelten aus Kuhhaut wohnen. — Andere Nationen, nach Nubien zu, wohnen in Hütten von Laubwerk und Zweigen. In andern Gegenden hat man glokkenförmige, mit Thon beworfene, und mit Strohdächern versehene Häuser. In Bornu macht man die Dächer von Palmzweigen, mit durchgeflochtenem Strauchwerk, worüber man Erde wirft. Das ganze Gebäude wird alsdann mit einer Art Kalk angestrichen.

Von Hausgeräth kennt man in Bornu wenig, in andern Gegenden wahrscheinlich noch weniger. Hat der gemeine Mann eine Matte und ein Schaffell darüber, um sich darauf zu legen, einige irdene Töpfe und Pfannen, einige hölzerne Schüsseln und Schalen und eine Oehllampe, so ist er hinlänglich versehen. Die Vornehmen haben einiges kupferne und messingene Geräth, einen schönen Teppich, und Leuchter, auf welchen Lichter aus Wachs und Schaftalg gebrännt werden.

In Bornu wird der König durch drei der angesehensten Männer, aus den Söhnen des Verstorbenen gewählt, und ihm beim Leichnam des Vaters, dessen Tugenden und Fehler in einer Rede vorgehalten. Er erhält zwei Drittheile von den sämmtlichen Ländereien und Thieren seines Vaters; das dritte Drittheil dient zur Versorgung der übrigen Geschwister. Die Sklaven aber gehören alle dem Regenten.

Gemünztes Geld kennt man weder in Bornu noch in Kaschna, und wohl noch weniger in den übrigen Ländern. Goldstaub nach dem Gewichte gegeben, dient zu großen Zahlungen, und die Kauris zur Scheidemünze.

Der mahomedanische Glaube wurde zuerst in Melli angenommen, und hat in einigen Gegenden viel Priester und Tempeldiener. Die heidnischen Einwohner leben aber, neben den mohamedanischen, meistentheils friedlich *).

Daß unter so vielen Nationen verschiedene Sprachen Statt finden mögen, läßt sich erachten. In Bornu sollen allein mehr als 30 Sprachen (Dialekte) gangbar seyn, welches nicht unglaublich ist, da jeder kleine Negerstamm immer eine eigene Sprache hat. Die Hofsprache ist jedoch das Arabische, mit dessen Schriftzeichen auch die Landessprache geschrieben wird.

Ob übrigens ältern Berichten zufolge große Staaten voll höherer Kultur sich hier finden sollen — wer kann das wissen? — Was wir von diesem, und von so vielen der benachbarten Länder wissen, wissen wir nicht aus eigenen Ansichten europäischer Reisender, sondern nach den aufschneiderischen Sagen der Araber, und aus den märchenhaften Erzählungen der Neger.

*) Dergleichen ist schon mehrmals vorgekommen, und scheint so lobenswerth! ist aber, recht besehen, weniger lobens- als tadelnswerth. Es ist wahrscheinlich mehr Folge der Unwissenheit, als des guten Herzens und der bessern Grundsätze.

7.

Senegambien (auch Westnigritien),

oder das Land am Senegal und Gambia, begreift nach neueren Angaben noch einen Theil der Sahara, und wird gegen Osten durch Nigritien, gegen Süden durch Sierra Leona begränzt, und mag nach dieser Angabe 160 Meilen Länge, bei 130 Meilen Breite, mit vielleicht 16,000 (30,000) Q. M. enthalten. — Was zwischen Senegal und Gambia liegt, heißt Mittelsenegambien. Darüber liegt Ober- und darunter Nieder-Senegambien. — Will man, so kann man es als den westlichsten Theil Nigritiens ansehen, mit welchem Klima, Produkte und Einwohner ziemlich übereinkommen.

Der Boden an der Küste ist 15 bis 20 Meilen landeinwärts sandig, thonig und eben und fast ganz ohne alle Steine. Dann erheben sich aber Hügel und Berge mit den Waldungen, und ein unglaublich hoher Graswuchs fängt an, und das Land wird mit vielen Flüssen, Seen und Morästen durchschnitten; jedoch ist der eigentliche Boden immer ein brennend heißer Flugsand. — Das Land erhebt sich um so mehr, je weiter es nach dem Ursprunge der Flüsse hinauf geht, und in eben dem Maaße scheint es auch gesünder zu werden. Die Küstengegenden mögen die ungesundesten unter allen seyn, wiewohl auch an einigen Stellen die fruchtbarsten unter allen, in Senegambien nicht nur, sondern vielleicht, obwohl mit Ausnahmen, auf der ganzen Erde.

Der Senegal und Gambia kommen beide von dem Gebirge Kong. Man kennt ihren Ursprung nicht,

und auch eben so wenig in den höher hinauf gelegenen Gegenden ihren Lauf, wiewohl des Erstern Ursprung in einem See, dem Maberia, angenommen wird. Er mündet ins Meer, indem er über eine Barre oder Sandbank geht, welche die Einfahrt sehr gefährlich macht, und sie nur kleinen Fahrzeugen von 40 bis 50 Tonnen verstattet, die nicht über 6 Fuß im Wasser gehen. Es kommt hierzu, daß die Strömung des Flusses sich bald hier und bald dort eine Oeffnung in der Sandbank wühlt, deren man wohl kundig seyn muß. Das Wasser des Flusses ist vortrefflich, nur nicht die letzten 20 Meilen vor dem Ausflusse, wo in der trockuen Jahreszeit das Meerwasser eindringt. Die Wirkungen der Ebbe und Fluth sind aber noch weiter hinauf bemerkbar. Die Tiefe des Stroms ist selbst in der trockenen Jahreszeit 25 bis 28 Fuß, und daher auch in dieser bis 215 Meilen vor seiner Mündung schiffbar. In dieser Gegend aber, 9 Meilen vom Fort Joseph, stürzt sich der Fluß über eine 30 Ruthen hohe, fast senkrechte Felsenwand hinab. Hinter diesem Wasserfall giebt es noch 2 andere, der erstere 9 und der andere 30 Meilen weiter hinaufwärts. Aber auch die Gegenden hinter diesen Wasserfällen können zur Regenzeit beschifft werden. — Die Ufer des Senegals sind fast überall mit Bäumen und Gesträuchen besetzt, und seine Fluthen mit Krokodilen und Flußpferden. Er bildet mehrere Inseln und einige Seen, vorzüglich den See Panier Foule, 25 Meilen vor der Mündung, an der rechten Seite, und den weit größern 9 Meilen langen, 4 Meilen breiten Cajor an der linken Seite, welcher durch einen breiten Kanal mit dem Flusse zusammenhängt, der in der heißen Jahreszeit oft austrocknet, und dann besäet wird.

Der Gambia oder Gambra, der in der Nähe des Senegals entspringen soll, und welchen man ehedem für einen Arm des Senegals hielt, ist 180 Meilen vor der Mündung, aber nur in der trocknen Jahrszeit, fahr-

bar (in der nassen ist er zu reißend), und hat Wasser genug, um Fahrzeuge von 150 Tonnen zu tragen.

Unter den übrigen Flüssen ist nur der Domingue oder Dominique noch zu bemerken, welcher auch von grössern Schiffen befahren werden könnte, wenn es nicht die Sandbank beim Ausflusse verhinderte.

Die Hitze dieser Gegenden ist unglaublich, denn Afrika hat hier die größeste Breite, über welche, ohne durch Seen und Meere abgekühlt zu seyn, der Ostwind hingeht, und alle durch eine Strecke von tausend Meilen hindurch aufgenommene Glut der Sandfelder Arabiens und Afrika's mitbringt. Der kleine Meerbusen von Arabien ist zu unbedeutend, als daß durch ihn der Wind abgekühlt würde.

Die größte Hitze fällt in der Regenzeit, und ist namentlich von 9 Uhr früh, bis Nachmittags 4 Uhr nicht zu ertragen, selbst von dem Neger nicht, der sich vor dem Sonnenstich (einer Art Raserei) mit Recht fürchtet. Auf dem erhitzten Sande zerspringt der Schuh in weniger Zeit wie aufgesprungenes Horn; die Haut im Gesicht wird durch die Sonnenglut wie kleine Blättchen abgeschält, und Hühnereier sind, drei Stunden in den Sand gelegt, gahr gekocht.

In den Monaten Junius bis September, welches zugleich die Regenzeit ist, weht der Wind zwischen Osten und Süden, und erhebt sich zu den fürchterlichsten Sturmwinden, und zu schrecklichen Tornados (Travaten). Südöstlich steigen Wolken am Himmel auf, die bei ihrer Vereinigung schwärzer werden. Der Himmel umwölkt sich dunkel und schwarz, und die Blitze durchbrechen mit ihren Donnerschlägen die finstere Nacht. Ein kühler Wind, der zuvor wehete, legt sich — Alles wird still, und immer stiller, es erhebt sich zuletzt ein fürchterlicher Sturm, bei welchem die Luft sich empfindlich abkühlt (der Thermometer fällt von 90 Grad Fahrenheit bis auf 7 oder

8 Grad). Er reißt die Negerhütten um, zerreißt die Ankertaue und wüthet so lange, bis sich der Regen unter furchtbaren Blitzen und Donnern ergießt. Fehlen diese Regengüsse, so sind die Tornados viel heftiger und anhaltender.

In der Regenzeit ist die Luft so feucht, daß Alles rostet oder vermodert. Salz und Zucker zerfließen; das frischgeschlachtete Fleisch ist in 12 Stunden verdorben; Kleider und Leder verschimmeln; Metalle rosten. Die Muskiten und andere beschwerliche Insekten kommen bei den Windstillen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und breiten sich überall aus. Der Regenfall ist in dieser Zeit so häufig, daß er in 4 Monaten 115 Zoll beträgt; der Senegal und Gambia treten hoch über ihre Ufer aus, und überfluthen Alles.

Im September, oder auch wohl später, tritt die trockne Jahreszeit ein, wo der Regen sehr selten fällt, und Krankheiten mancherlei Art zwar vorhanden, aber selten so tödtlich sind, wie in der nassen. Der Wind weht von Ost und Nordost, und wird gegen Mittag Nordwest oder Seewind; ist stets sehr heiß, und mitunter heftig; aber alles trocknet bei demselben, die Seen verdampfen, welche durch die Ueberschwemmungen entstanden waren; Salz, Zucker, und Alles was feucht war, wird in wenigen Augenblicken oder doch Tagen trocken und fest; das Holz reißt aus seinen Fugen und zerspringt; die Haut der Menschen wird rauh und trocken, und der Himmel wolkenleer, wiewohl ein dicker Dunst — vom Sandstaub, wie man glaubt — Alles verhüllt. Viele Krankheiten hören mit dem Wehen dieses Windes auf, oder werden milder; und im December und Januar verursacht er kühle Nächte und Morgen. Dieser Wind ist bekannt unter dem Namen Harmattan.

Das Thierreich ist reich an vielen Arten; Löwe, Panther, Hyäne, Wolf, Luchs und Fuchs finden hier an

Hirschen, Gazellen, Antilopen und wilden Schweinen hinlänglichen Raub. Das Pferd hiesiger Gegenden, vorzüglich das von den Mauren aufgezogene, übertrifft an Schönheit, Ausdauer und Schnelle, alle übrigen, und selbst der, nur zum Lasttragen gebrauchte Esel ist kräftigerer Natur, als in andern Ländern. Die Heerden des Rindviehs, der Schafe, der Ziegen, sind sehr zahlreich, auch hält man zahme Schweine. Unter den größern Thieren wird das Kameel nur wenig gehalten, der Elephant zieht in Truppen in den Wäldern umher, die Giraffe findet sich da und dort, und das Flußpferd ist ebenfalls vorhanden. Affen finden sich in großer Menge und Verschiedenheit; Hasen, kleiner als die europäischen, Kaninchen, Jerboas, Wiesel, Eichhörnchen, Zibethkatzen und Stinkthiere, Hunde, die aber nicht bellen, Ratten, Fledermäuse von der Größe einer Taube.

Von dem Geflügel hat man vielerlei Arten in reicher Zahl — zahme Strauße, Pfauen und Truthühner, Hühner, Enten, Reiher, Kraniche, Schnepfen, Pelikane, Papageien in vorzüglicher Menge, Geier, Adler und viele andere. Unter den Amphibien ist auch das Krokodil und die Riesenschlange, und unter den im Meere und in Flüssen sehr zahlreichen Fischen auch der Hai und der Zitterrochen.

Unter den Insekten und Würmern sind neben dem bösen Guineawurm, den verheerenden Heuschrecken, Termiten, weißen Ameisen und Kakerlaken, auch die nützliche Biene anzutreffen.

In höchster Ueppigkeit steht hier das Pflanzenreich; was Heuschrecken in wenigen Stunden bis auf Stumpf und Stiel verzehrt haben, ist in wenigen Tagen wieder völlig heraufgewachsen, grün und frisch; und Gras, das nach der Gewohnheit dieser Gegenden abgebrannt wurde, grünt nach 24 Stunden wieder so schön, daß Heerden darin weiden könnten, und wird bald so hoch, daß

große Thiere darin grasen, ohne daß man sie entdeckt. Hier wachsen mehrere Arten Palmen, deren einige zum Palmenwein benutzt werden, Tamarinden, Mangobäume, Gummi, Zitronen, Pomeranzen, Granaten, Kalebassen, Mastix, Eben- und Kampecheholzbäume; der Riese aller Bäume, der Baobab oder der Affenbrodtbaum; überdies der Butterbaum oder Schihbaum, aus dessen Nußkernen man eine Butter kocht, Pfeffer, die Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Manihot, Ingwer, Tabak, Hirse, Reiß, Mais, Ananas, Melonen, und die in der Färberei so wichtige Orseille.

An Mineralien giebt es, außer Gold und Eisen in Bambuk, noch Salz, welches sich an den Mündungen des Senegals auf Sümpfen und Seen sammelt, und im Innern, als Leckerbissen, hohen Preis hat. — Amber ist um Cap Blanc so häufig, daß die Neger ihre Kähne damit, statt des Pechs, überziehen sollen.

Es handeln hieher Engländer, Franzosen, Niederländer und Amerikaner, und bringen Pulver, Flinten, Zeuge, Glaskorallen, Brantwein rc., wofür sie Gummi, Felle wilder Thiere, Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Ambra, Wachs rc. eintauschen.

I. Obersenegambien

ist ein Theil der Sahara, in welcher drei berühmte, den herumziehenden Mauren oder Arabern zustehende Gummiwälder sich befinden. Sie sammeln das Gummi jährlich zweimal, und Europa allein erhält davon an 20,000 Centner. (S. Sahara.)

Merkwürdig sind einige wie Felsenstücke aussehende, schwarzgefärbte, nicht weit vom Senegal hie und da zerstreute Klumpen, die gediegenes Eisen enthalten. Da Niemand angeben kann, wie sie hieher gekommen, so kann man sie wohl für Meteorsteine halten.

Die Wirbelwinde der Wüste heben den Flugsand in die Höhe, bilden ihn wie Wasserhosen, die sie fortführen. Zerplatzt die Hose, so geschieht es mit einem donnerähnlichen Getöse.

Außer dem See Cajor gehören hieher:

Die Insel Arguin, wo man noch Cisternen findet, die vermuthen lassen, daß vor uralten Zeiten sich hier ein Handelsvolk aufgehalten habe. — Jetzt in den Händen der Engländer.

Portendyk, ein Ort, der jetzt blos von Engländern, des Gummihandels wegen, besucht wird.

II. Mittelsenegambien.

I) Die Länder der Ualofs, oder Jaloffer, wozu

1) Ualo oder Hoval, an der Mündung des Senegals, gehört, welches zu 200 Q. M. geschätzt wird, einen Herrscher hat, der sich Brak, d. i. König der Könige nennt, wiewohl er ein Vasall eines umherziehenden Maurenstammes ist. Das Land soll gut angebaut seyn, und enthält mehrere kleine Ortschaften.

2) Kajor, ein zweites Negernreich, geschätzt auf 500 Q. M., dessen König Damel heißt, und zu Makas, einem Flecken, residirt.

St. Louis, auf einer Insel im Senegal, zwei Meilen von der Mündung desselben, ein Ort mit einer kleinen Festung, welche den Franzosen gehört, ist blos darum bedeutend, weil hier ein Hauptplatz für den Gummi- und Sklavenhandel ist. Die Insel hat 7000 E. — An Trinkwasser fehlt es ganz, so lange der Senegal nicht angeschwollen ist; man muß daher das Salzwasser desselben filtriren.

Die den Franzosen gehörige kleine Insel Goree, auf einem Felsen, der nur Einen Brunnen hat, hat einige Forts, die den sonst bedeutenden Handel mit Sklaven, Goldstaub, Elfenbein, schützen

mußten. — Das meiste Wasser und die Lebensmittel holt man vom festen Lande, welches nur durch einen Meeresarm von 1500 Toisen von dieser Insel getrennt ist.

Das grüne Vorgebirge wird zum Königreich Kajor gerechnet, so wie auch das Land Baol damit vereinigt ist.

3) Das kleine Land Sin, südlich des vorigen, soll sehr gute Viehzucht und Reißbau haben. Man nennt das Negerdorf Joal.

4) Ualof — Jalof, im Innern von Mittelsenegambien, das vormalige Hauptland der Jaloffer, von welchem sich die Nr. 1. erwähnten abgerissen haben. — Man weiß nichts von diesem Lande, als daß es große Gummiwälder haben soll.

II) Das Land der Fulaher (Fulier, Fulis), hatte sonst seinen eigenen Fürsten (Siratik), der aber von einem Mahomedaner-Neger, einem Marabut, des östlichen Theils beraubt wurde. Der westliche blieb unter mehrern unabhängigen Oberhäuptern. In diesem liegt das französische Fort Podhor. Im östlichen ist Agnam oder Gumel die Residenz. Diese Fulier sollen sehr arbeitsam, ihre Religion ein Gemisch von Mahomedanismns und Fetischdienst seyn.

III) Die Länder der Madingoneger nebst Bambuk, enthalten:

1) den Staat von Barre oder Madingh, welcher von Aeltesten an der Spitze eines Oberhaupts regiert wird — soll ein sehr fruchtbares Land, die Einwohner eifrige Mahomedaner, und redlich und gutherzig seyn.

2) Walli (auch Bambuk genannt, aber nicht jenes, was unten vorkommen wird) soll sehr gut angebaut

seyn, vorzüglich Indigo erzeugen, und eifrige und sanfte Mahomedaner zu Einwohnern haben, die unter einem Erbkönig stehn.

3) Das Königreich Wulli oder Yulli ist ein hügeliges gut angebautes Land, voll Getreide, Tabak, Baumwolle und Indigo; größtentheils von Heiden bewohnt. Die Slatihs (Sklavenhändler) sind die vornehmsten Einwohner.

Die Stadt Medinah ist die Residenz, und soll 1000 Häuser haben. Fatatenda ist eine engländische Niederlassung bei einem Negerndorfe. Die Einwohner sind größtentheils Heiden.

4) Das Reich Merine hat fast die Beschaffenheit des vorigen, an welchem es nördlich desselben liegt.

5) Das Reich Bondu, von den arbeitsamen Fuliern und Madingos bewohnt, hat mehrere Flecken, unter welchen Kursan (Kuschan) 1200 Einwohner zählt, und die Lehmhütten enthält, die die königliche Residenz ausmachen. Jetzt wird auch Fattekonda als Residenz ausgegeben. — Man spricht in diesem Lande Arabisch.

6) Das Königreich Galam, in welchem der Senegal den großen Wasserfall von Felu macht, und 240 Fuß über einen Felsen hinabstürzt. — Die Einwohner dieses und einiger benachbarten Länder sollen einen Bundesstaat unter einem selbst gewählten Oberhaupt bilden.

Das Land ist fruchtbar. Bei dem jetzt verlassenen französischen Fort Joseph war sonst eine große Messe, wohin Neger selbst aus dem Innern Nigritiens kamen, und Gold, Elfenbein, Sklaven u. s. w. gegen europäische Waaren umsetzten.

Unter die seltenern Produkte gehört die Butter, die aus den Kernen der olivenähnlichen Früchte des

Schihbaums gemacht, und auch Bambukbutter genannt wird. Sie ist eben so haltbar als schmackhaft.

Unter mehrern Oertern erwähnen wir Dramanet mit 4000 Einwohnern, meistens Marbuten, und das Dorf Tafalisja mit einer Moschee, der zu Mekka ähnlich.

7) Von dem Königreiche Kadschaga (vielleicht nur ein Theil von Galam) wissen wir, außer den Namen einiger Orte, fast nichts.

8) Nicht viel mehr wissen wir vom Königreich Kasson. Es soll sehr reich an Gold und Silber seyn, welche Metalle aus der ausgegrabenen Erde gewaschen würden.

9) Das Reich Bambuk liegt an den Flüssen, die von der Südseite in den Senegal fallen, unter welchen der Faleme der wichtigste ist.

Das Land hat, seiner Flüsse wegen, einen äußerst fruchtbaren Boden, aber eine unerträgliche Hitze, indem die hohen Gebirge, von welchen es umgeben wird, die Erfrischung der Luft durch Winde verhindern. Die Regenzeit mag an manchen Orten wohl an 4 Monate dauern.

Fast alle von Senegambien überhaupt angegebene Produkte finden wir hier beisammen, und namentlich den großen Baobab oder Affenbrodtbaum, viel Gold, welches aus vier Gruben durch Auswaschen gewonnen wird, und auch sehr gutes Eisen; aber dagegen fehlt es an Salz. Die Heerden geben eine treffliche Butter, die man einem großen Theil nach zum Einschmieren des Körpers anwendet.

Die Einwohner sind ursprünglich Madingoneger, die sich zu einem verdorbenen Mahomedanismus halten. Man rühmt sie ihrer Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit wegen, und tadelt ihre Wollust und Faulheit.

Es gibt mehrere Könige im Lande, aber das Ansehen der Könige mag wohl nicht weit her seyn. Es scheint, als ob mehrere Dörfer und Distrikte ganz frei, aber unter Einem Oberhaupte zum gemeinschaftlichen Schu verbunden wären. Jedes Dorf hat sein besonderes Oberhaupt, dessen Ansehen bei den Bewohnern des Dorfs größer ist, als das Ansehen der Könige, deren man drei zählt, nach welchen also ganz Bambuk in drei Reiche getheilt würde.

Am besten angebaut ist das Reich Macan, und die reichen Goldgruben zu Natacon ziehen viele fremde Kaufleute hin. Der Berg, ist welchem die Gruben sind, ist nur 300 Fuß hoch, bei 1000 bis 1200 Schritt Umfang. Man macht hier bloße Gruben an 25 Fuß tief, die, da sie nicht unterstützt werden, nicht selten einstürzen, und die Grubenleute verschütten. — Man trägt die ausgegrabene Erde in Körben aus Palmenzweigen geflochten aus der Grube herauf; Weiber waschen in den Bächen das Erdreich aus, und der Goldstaub sinkt durch seine Schwere zu Boden. Oft will man Goldstücke von funfzehn Gran Schwere finden. Man vermuthet, daß des Goldes mehr seyn dürfte, je tiefer man hinab käme, aber da man hier keinen Bergbau versteht, so bleibt es künftigen Zeiten aufgehoben.

Noch sind drei Goldgruben in Bambuk erwähnt, von welchen aber nur die zu Nambia, die ein blasseres Gold gibt, welches viel biegsamer ist, ihrer Ergiebigkeit wegen, aufgeführt werden muß.

Der vornehmste Ort des Landes ist Ferbanna, am Goldfluß (Rio d' Oro, oder Bambukanisch: Sarra Koles). Hier residirt der König von Thomane, Nikalel.

IV) Die Negerländer nördlich am Gambia sind meistentheils von Madingos bewohnt. Der ganze Landstrich ist eine fruchtbare einförmige Ebene. — Aber auf der Grenze von Wulli fangen wilde Wäl-

der an, die nur von Elephanten und andern wilden Thieren bewohnt werden.

1) In dem Königreich Barra (ein Name, der schon einmal da gewesen), ist die kleine engländische St. James Insel, 5 Meilen von der Mündung des Gambia, mit einem Fort.

2) Das Königreich Badibu.

3) Das Königreich Salum, von Jaloffen bewohnt, und sonst weit mächtiger, da die beiden vorigen Reiche nebst anderen dazu gehörten. Es soll noch 550 Q. M. enthalten und sehr fruchtbar seyn. Die Macht des Königs ist durch einen Senat sehr beschränkt.

Man nennt Kahone als Residenz. — Des Königs Palast, ein Inbegriff größerer und kleinerer Lehm- und Erdhütten. — Bei dem Negerdorf Kahole am Flusse Salum ist für europäische Kauffahrer ein Ankerplatz.

Die Franzosen hatten in diesem Lande große Handelsvortheile.

4 bis 10) Die Königreiche Nieder-Jani, Guiani und Ober-Jani, Tendu, Neola, Dentila, Satadu und Konkadu geben uns nur Namen, aber keine Sachkenntnisse. — Hin und wieder wird einmal ein Dorf, oder auch eine europäische Handelsfaktorei genannt, welches denn doch auch nichts als Namen sind.

III. Niedersenegambien.

1) Auf dem linken Gambia-Ufer liegen:

Das unbedeutende Königreich Kombo, das Königreich Foniah (Foini Puni), klein und wohlbevölkert, das etwas größere Kaen, Schagra, Jamina, Eropina, Jemarroo (Schemarro) Tomani, Kantor. — Lauter kleine

Ländchen, von denen, außer den Namen einiger Dörfer und Faktoreien, Niemand etwas weiß.

2) Länder an der Küste und im Innern Senegambiens.

Das Land der Felupen.

Aus dem See Schak kommen die Flüsse Pasga und Kasamansa, die in mehrern Armen ins Meer fallen, nachdem sie vorher einige nicht unbeträchtliche Inseln gebildet, auf deren einer unabhängige (wilde) Felupen wohnen.

Von diesen Ländern selbst kennen wir nur einige portugiesische Niederlassungen und einige Dörfer.

3) Die Königreiche Scherescha, Bagnon sind unbekannt. Im erstern ist eine engländische Faktorei.

4) Das Land der Papeln (Papels), südlich am Domingofluß. Die Papels sollen roh und kriegerisch seyn (haben sich vielleicht von den Europäern nicht wollen lassen Gewalt und Unrecht thun) und dennoch den Portugiesen sehr ergeben. — Kachao, an der Mündung des Domingo, gehört den Portugiesen.

5 bis 7) Das Königreich Kabo (Geve), mit der vielleicht nicht hieher gehörenden Stadt Geve, mit 4000 Einwohnern, die schwarze Portugiesen, und auch dem Namen nach Christen sind, die Pfarrer und Kirche haben.

Die Republik Balante und
die Insel Bussi sind nicht bekannt.

8) Die Insel Bissao, an der Mündung des Rio grande, etwa 25 Meilen im Umfang, erhebt sich gegen den Mittelpunkt, hat fruchtbare Thäler mit Bächen und überall fetten Boden. — Die Vieh-

zucht (blos Hornvieh, die Ziegen mit dazu gerechnet) und der Hirse-, Reiß- und Obstbau werden sehr gerühmt, die Einwohner werden als kühne Papels beschrieben, die in einzeln zerstreueten Häusern leben, und einen Wahlkönig haben. — Die Portugiesen haben ein kleines Kastell.

9) Die Bissago- oder Bidschaguinseln, der Mündung des Flusses Nunnez gegenüber, sind nicht alle bewohnt. Wilde Neger sollen die Einwohner seyn.

Es werden unter diesen Inseln Kanasback, die kleinen Schweins- die Hühner- die Papegaieninseln, Katzegut, Karasch, Waranz, Mayo, Jamber, Honig- und Giftinseln und Suoga, genannt. Am wichtigsten aber ist die Insel Bulam, welche seit 1792 einer Londoner Handelsgesellschaft, nämlich der Sierra Leona-Kompagnie, gehört, die diese Insel nebst eingen benachbarten Inseln und ein Gebiet des festen Landes den hiesigen Fürsten abkaufte, auf welchen sie nicht weit vom Cap Sierra Leona die Stadt Freetown (Freistadt) anlegte — Alles in der wahrhaft menschenfreundlichen Absicht, den armen Negersklaven hier einen Ort der Freiheit zu begründen, und Afrika zugleich von dieser Seite näher in seinem Innern zu erforschen. Jeder Sklav, der auf diesen Boden tritt, ist frei, und wenn es von dem Herrn des Sklaven gefordert wird, so bezahlt die Kompagnie 10 Pfund Sterling für ihn, welche der Befreite nach und nach wieder abverdient, wozu denn auch bei den hiesigen Preisen der Arbeit nicht viel Zeit gehört. — Ihren Platz hat die Kompagnie in der That wohlgewählt; der Hafen der Insel Bulam ist sicher und geräumig, Obst- und andere Bäume umkränzen die Insel, die in der Mitte bis

zu 100 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. An 2006 Morgen (oder Acker) sind mit Reiß angebaut; an 40,000 Morgen sind Wiesen; Baumwolle, Indigo und Kaffee wachsen wild; alle Produkte der Wendekreise sind reichlich vorhanden; Gewürze, Gummi, Färbematerialien, sind in der Nähe im Ueberfluß; Büffel, Antilopen, Affen, (selbst einige (Elephanten) Papagaien, Perlhüner, Tauben und vieles andere Geflügel, sind auf der Insel in Menge, und die See liefert Fische im Ueberfluß.

10) **Das Land der Biafaren, oder Reich Ghinala, vorgeblich mit wilden räuberischen Einwohnern bevölkert.**

11 bis 14) **Das Land der Naulus, der Landemans, der Wagres, der Kokolis.**

Man sieht, wie mißlich dürftig es mit allen Nachrichten über diese Länder aussehen mag. Selbst auf der Namen Richtigkeit möchte Keiner wetten, da sich Namen und politische Gestalt der Länder und Völker hier augenblicklich ändern können; nicht mit in Rechnung zu nehmen, daß die besten Nachrichten, nicht blos der Unbekanntschaft der Länder, sondern auch der Sprache wegen, sehr fehlerhaft seyn müssen. Wer von unsern Lesern Gewißheit will, mag zusehen, wie er sie bekommen kann. Der Verfasser kann sie nicht geben, und weiß nicht, wie viel, oder vielmehr wie wenig, von allen gegebenen Angaben, gewiß ist.

Anmerk. Von den Mauren, deren Beschreibung hier hätte erwartet werden können, s. Sahara. Von den Negervölkern s. Guinea.

Guinea,

im weitern Sinne, wo es die ganze Küste begreift, von welcher die Europäer Sklaven holen, wird in Oberguinea oder in das eigentliche Guinea, und in Niederguinea eingetheilt, und erstreckt sich von dem weissen Vorgebürge bis zum schwarzen (von Capo blanco bis Capo negro) in einer Ausdehnung von 930 Meilen.

Wie tief diese Länder von der Küste an landeinwärts gehen, läßt sich nicht bestimmen. Nur in sehr wenigen Gegenden haben die Europäer etwas weit landeinwärts kommen können; in den meisten betrifft ihre Kenntniß nur einen schmalen Küstenstrich, und besonders wenig weiß man von Niederguinea, oder von Congo.

8.

Oberguinea oder das eigentliche Guinea

begreift die Küste von Senegambien an, bis zum Vorgebirge Lope Gonsalva, und mag in seiner ganzen Krümmung etwa 420 Meilen lang seyn.

Die eigentliche Küste ist flach und eben, nur das Sierra Leona-Gebirge ausgenommen, welches mehrere Vorgebirge hat, als Tagria, Palmas, Trespuntas, Formosa und Gonsalva; aber im Innern gibt es mehrere waldige uns ganz unbekannte und zum Theil mit Schnee bedeckte Gebirgsreihen.

An einer Menge von Flüssen fehlt es nicht, und unter diesen nicht an mehreren großen Flüssen, welche vielleicht einmal die Kenntniß des Innern sehr erleichtern können. Jetzt aber kennt man weder ihr Entstehen, noch ihren Lauf. — Namentlich sind der Sierra Leonafluß, der ein tiefes Bett für die größesten Schiffe, und eine Mündung von 1½ Meile Breite hat, der Volta, der Benin, anzuführen, und der große Meerbusen oder Golf von Guinea scheint recht eigentlich für die Schifffahrt bestimmt, indem er nirgends weder Klippen noch Sandbänke, überall aber guten Felsengrund hat.

Die Hitze der Luft wird durch vielen und starken Regen, durch Thau, durch die Meeresnähe, durch Gleichheit der Tage und Nächte, und selbst durch die großen Waldungen im Innern sehr gemildert, wiewohl sie immer für einen Europäer anfangs unerträglich fällt.

Die nasse Jahreszeit, in welcher die angeschwollenen Flüsse um des Handels willen befahren werden, dauert vom Oktober bis April, und bringt eine Menge von Krankheiten, gegen welche der austrocknende Wind Harmattan, der bei Senegambien schon beschrieben ist, sehr wohlthätig wirkt.

Unglaublich reich und üppig ist das animalische Leben, und das Hausvieh vermehrt sich in einem Maaße, von welchem der Europäer kaum einen Begriff hat. Nichts kommt der Fruchtbarkeit dieses Erdreichs bei. Alle Arten Hausvieh, die seltenen Pferde ausgenommen, Elephanten, Flußpferde, Büffel, Leoparden, Hyänen, Schakals, Antilopen, Affen; viele Hühner und Geflügel, zahm und wild, aber auch Schlangen, Termiten, Bienen und mancherlei andere Insekten und Gewürme sind in Menge vorhanden.

An Pflanzen sind die meisten Getreidearten, Reiß, Mais, Hirse, Manihot, Bataten, Yams, Aaronswur-

zeln, Pfeffer, Ingwer, Indigo, Tabak, Baumwolle; allerlei Arten Palmen, Tamarinden und mancherlei andere, und ganz fremde Bäume hier sehr häufig. Ein Neger, der ins Innere von Sierra Leona gesendet wurde, um als Missionär gegen den Sklavenhandel zu wirken, will Kaffee- und Muskatbäume gefunden haben. Ob der Mann diese Bäume kannte, und wie weit er Naturhistoriker war, weiß der Verfasser nicht.

Mineralien sind vielleicht häufig, aber wer weiß es, da kein Bergbau ist? — Gold wäscht man aus dem Sande der Flüsse; auch sind Salz und Eisen vorhanden. Ueberhaupt genommen sind die Erzeugnisse die nämlichen, welche bei Senegambien erwähnt sind.

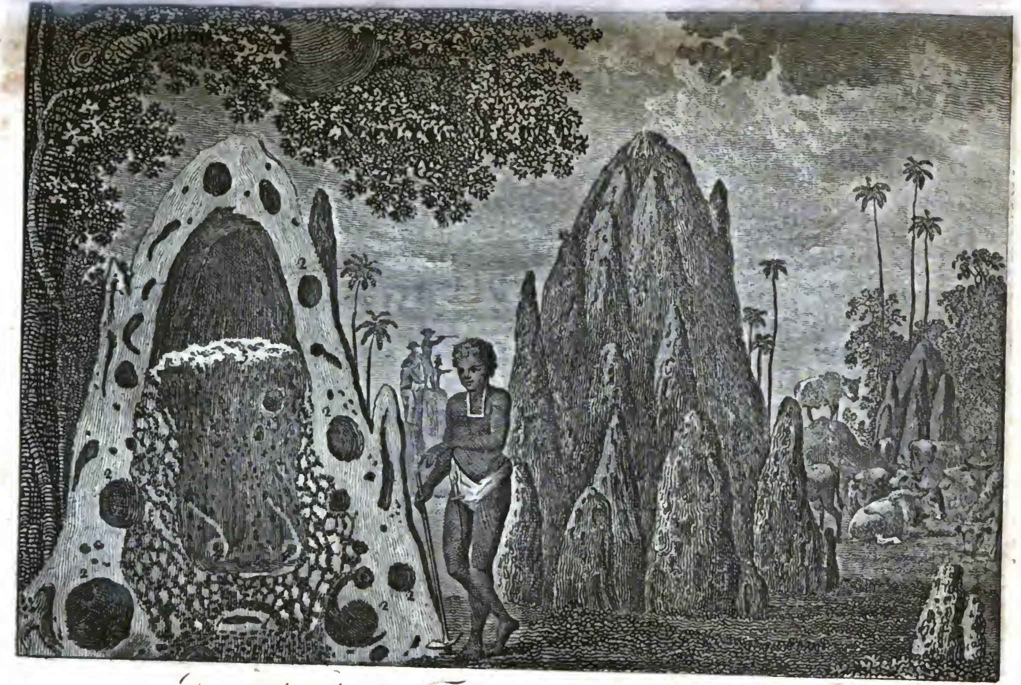
Mit Menschenraub und Sklavenhandel soll es lange so arg nicht mehr seyn, als sonst *). Die Sklaven im Lande selbst haben es fast eben so gut als ihre Herren. Die Engländer haben mancherlei zur Bildung der Negernationen gethan, und es scheint, daß der Anfang darin recht gut sey.

1) Das Gebiet von Sierra Leona,

in welchem gewöhnlich mit dem Cap Verga das eigentliche Guinea angefangen wird, hat die Flüsse Sierra Leona, den Nonunes und Capatches, den Pongos, den Sherbro und mehrere andere größere und kleinere in uns unbekannten Gebirgsketten entspringende Flüsse, an welchen verschiedene Völkerschaften wohnen. Die Küste ist von Nord gen Süd 55 Meilen, die Breite von Westen an etwa 60 Meilen.

Das Gras kommt in vielen dieser Gegenden (wie in vielen andern Guinea's) zu einer Höhe von zehn bis drei-

*) Eine Folge davon, daß England den Sklavenhandel abschaffte. Frankreich will darin nachfolgen, und die Niederlande sind ebenfalls gegen diesen Handel, der aber dennoch immer noch häufig genug von engländischen Schiffen betrieben wird.



Die Gebäude des Termes auf der Küste von Guinea.

zehn Schuh, und kann also ganze Heerden von Büffeln, Elephanten, Antilopen und wilden Schweinen verbergen, die sich, nebst Schlangen und andern Thieren, hier sowohl, als in den Wäldern aufhalten. — In den meisten Gegenden Guinea's wird von den Negern dieses sogenannte Guineagras bald vor Eintritt der Regenzeit angezündet. Die Wiesen oder Savannahs lodern des Nachts in hellen Flammen auf, deren Wiederschein selbst den Himmel röthet. Am Tage sieht man nur die gewaltigen himmelansteigenden Rauchsäulen, in deren Nähe ganze Schaaren von Raubvögeln umherschwärmen, um die bratenden Schlangen, Eidechsen und andere Thiere zu verzehren, die sich vor den schnell um sich greifenden Flammen nicht retten können. — Da und dort brechen aus diesen dicken in Brand gesetzten Graswäldern ganze Heerden von Elephanten, Löwen und Gazellen hervor, und die Reisenden müssen nicht selten sich vor ihnen auf die Bäume retten. Bald nachdem die Graswälder abgebrannt sind, folgt mit der beginnenden Regenzeit in wenigen Tagen ein lebendiges und üppiges Grün.

Viele Gewächse gedeihen hier. Vorzüglich wird der Reiß gebauet, welcher, mit Pfeffer gewürzt, das tägliche Brodt des gemeinen Negers ist. Nächst ihm ersetzt die häufig gebauete Kassave die Stelle des Brodtes; weniger gern baut man die Yams und die Bataten; Ananas wachsen an Flüssen und in Wäldern wild, und eben so Erbsen, mehrere Arten Hirse und selbst Tabak, Zuckerrohr und Baumwolle; aus dem Jin-Jing wird ein berauschendes Getränk bereitet; Melonen und Kürbisse stehen den europäischen nach; Mais wird mehr als einmal im Jahre geerntet. Die bedeutendsten Produkte des europäischen Pflanzenreichs sind auch hier zu Hause, und überdies eine Menge vortrefflicher Frucht-, Gewürz-, Farbe- und Holzbäume. — Aus der Oehlpalme erhält durch Abzapfen der Neger einen schwachen und frischen, wiewohl molkigen, Wein, der sich aber nur einige Tage

hält, und aus dem Kern der Frucht, die einer Haselnuß an Größe gleicht, ein Oehl, welches auch statt Butter gebraucht wird; die Pisang und Bananen geben, außer ihren vorzüglich lieblichen Früchten, durch ihre Blätter noch einen mannichfaltigen Nutzen zum häuslichen Gebrauch, zum Zwirn, Flechtwerk u. s. w.; der **Kolanußbaum** bringt traubenförmige Büschel, deren Nüsse äußerst geschätzt sind, weil sie, wie der Betel in Asien, gekauet und Gästen angeboten werden, und die **Papaga** ist roh und gekocht eine angenehme Speise, hat Blätter, die beim Waschen statt der Seife, Stiele, die statt der Pfeifenröhre dienen, und ein Blättergewebe, welches zu Stricken verbraucht wird. — — Pomeranzen und Limonien sind das ganze Jahr hindurch wild zu haben; der Cacao, den man hier gepflanzt hat, gedeiht gut; die einheimischen Gummibäume verschiedener Art sind sehr nützlich, und ihnen einigermaßen verwandt, scheint der Seifenbaum, dessen durch Einschnitte gewonnener Saft dick und zähe, und dem Gummi ähnlich wird; dessen Saamenkörner, von der Größe einer Wallnuß, ein Oehl geben, welches zu Speisen benutzt wird. — Eine Art Brodtfruchtbaum wächst verschiedentlich sehr häufig, und trägt eine Frucht von der Größe eines Apfels, die frisch genossen sehr lieblich seyn soll; größer als diese ist die Milchrahmfrucht, die auf einem hohen Baum wächst, und einen Saft enthält, welcher der süßesten Milch ähnlich ist. — Man will hier sowohl den Kaffeebaum, als die Gewürznägelein angetroffen haben (s. Einleitung); und man findet noch verschiedene andere Arten von Gewürzen, als den **Malaghetta**-Pfeffer, Kirschen, die von höchst vorzüglicher Güte sind, viele Arten kleiner größtentheils unschmackhafter Pflaumen, den Mangeapfel und eine große Menge anderer Gewächse. Viele andere, die tiefer landeinwärts wachsen, sind noch ganz unbekannt. Könnte uns doch ein Pflanzenkenner mit den Reichthümern dieser Gegend bekannt machen!!

Nicht weniger reich an Geschlechtern und Arten sind die Thiere; man findet Löwen, Panther, Hyänen, Zibethkatzen, Wiesel, Affen in einer solchen Menge, daß sie noch nicht alle haben können beschrieben werden, und unter den letztern den Schimpanse, welcher unter allen mit dem Menschen die meiste Aehnlichkeit hat; Elephanten und Gazellen findet man Heerdenweise; Schweine und Ziegen vermehren sich außerordentlich und gedeihen; dahingegen das Schaf hier ausartet, statt der Wolle eine Art Haar bringt, und sehr mager bleibt; auch das Rindvieh gedeiht nicht so gut, als man es der fetten Weide nach vermuthen sollte, und die Hunde haben kein Gebell, sondern nur eine Art Geheul; Vögel sind in großer Menge vorhanden, und wohl manche uns noch unbekannte darunter; Enten, Hühner und Truthühner sind wie in Europa.

Einen eben so großen Reichthum, wie das Land, hat auch das Meer; aber neben einer Menge eßbarer Fische und Austern finden sich auch Kaimans und Haifische.

Außer der Sierra Leona-Kolonie, die von Einigen hier erwähnt wird, von uns aber schon bei Senegambien erwähnt ist, sind noch zu erwähnen

das Land der Fulaher, wo meistentheils Mahomedaner wohnen, und dessen König 60,000 Mann Krieger aufbringen kann (!!).

Unter den Orten nennt man Tiembe mit 7000 Häusern (Hütten).

Das Land der Susuer und das der Bagoer, welche vorzüglich gute Töpfergeschirre machen.

Die Los Idolos-Inseln (Götzeninseln — Tamara), von deren 7 nur 3 bebaut sind, bedeuten nicht viel, wiewohl die Engländer Niederlassungen darauf haben.

Das Land der Mandingos und der Timmanier, in deren letzten Gebiete Freetown liegt (s. vor-

her), und das Land der Bullamer, an der Nordseite der Mündung des Sierra Leona.

Inseln finden sich mehrere in den Strömen. Am häufigsten werden noch die Scherbro-Inseln genannt, und jetzt auch die Banceinseln, die das Privateigenthum eines Engländers sind. Die größeste heißt Tasso. Sie hat an zwei Meilen Umfang, und trägt Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reiß, Ananas, Bananen, Orangen ꝛc.

2) Die Malaghetta-, oder die Körner- oder Pfefferküste,

hat ihren Namen von dem hier wachsenden Malaghetta- oder Guineapfeffer, welcher eine Art Paradieskörner ist, ein Schlinggewächs, welches sich um Bäume, oder auf der Erde hinrankt, aber von den Portugiesen anfangs für Pfeffer gehalten wurde, und erstreckt sich von Sierra Leona bis zu dem, seiner vielen Palmen wegen, also benannten Cap Palmas. Dieser ganze Küstenstrich ist uns um so unbekannter, da die Europäer nicht einmal Comtoire hier haben, indem sie jährlich nicht mehr als 3000 Sklaven erhandeln können.

Das Innere des Landes ist gebirgig, aber die waldige Küste eben und niedrig, weswegen sich denn auch mehrere Sümpfe bilden, wodurch die Gegend ungesund wird. Daß aber Europäer den schlimmen Einfluß der Küstenluft schon 4 Seemeilen von der Küste haben empfinden wollen, ist wohl Mißverstand oder Uebertreibung und Reisemährchen. An Flüssen fehlt es nicht, und manche derselben sind bedeutend.

Außer dem Malaghettapfeffer werden als sehr vorzüglich der Reiß dieser Gegenden, die feine Baumwolle und der Indigo geschätzt. Die übrigen Produkte mögen, überhaupt genommen, wohl mit denen auf der Sierra Leona-Küste einerlei seyn. Die Europäer kaufen am Cap de Monte Elfenbein, Löwen- und Pantherhäute, Gold und Holz zum Rothfärben (Brasilien?). Am Rio

das Galhinas (Hühnerfluß) treiben die Neger eine starke Hühnerzucht, und die Gegend hat auch den Namen davon. Die hiesige reine Luft und das treffliche Wasser begünstigen diese Zucht sehr. Mais und Hirse wird hier ebenfalls gebaut. —

Am Cap de Monte, dessen Küste vorzüglich niedrig ist, ergießt sich ein größerer Fluß ins Meer, in dessen Nähe kleine Bäche und Quellen mit ihm das Land fruchtbar machen. In der großen Ebene, die zwischen dem Cap und einem großen Walde liegt, halten sich Rinder, Ziegen, Schweine und Hirsche, Rehe und Gazellen auf, und überall liegen Dörfer an den Seiten, wo viele Hülsenfrüchte erbaut, und viele Hühner gezogen werden. Ehedem trieben Holländer und Engländer einen starken Einkauf von Elfenbein, Löwen- und Pantherhäuten, Sklaven, Färbeholz, Gold u. s. w. — Jetzt mag dieser Handel wohl eingegangen seyn.

An dem Fluß Sestre oder Seste wird vorzüglich der Guineapfeffer gefunden.

In der Stadt Sestre oder Sesthos sollen die Häuser 4 Fuß hoch über der Erde auf Pfeilern erbaut seyn, und zwei Stockwerk haben, deren erstes mit Matten versehen ist. Um das Gewürm zu vertreiben, und die Hirse oder den Reiß dabei zu trocknen, wird ein Kohlenfeuer unterhalten. Die zweite spitz zulaufende Etage dient als Waarenlager.

Wie in mehrern Negerorten, ist hier ein Palaver (Kalde) sehr üblich, ein Zimmer, oder ein Ort, wo Fürst und Unterthanen zusammenkommen, und sich entweder über gemeinschaftliche Angelegenheiten berathen, oder Käufe abschließen, oder Tabak rauchen und plaudern.

Es werden nach den verschiedenen Gegenden noch mehrere Oerter angeführt, unter welchen wir nur noch die Stadt Andrea nennen, die eine im Wald liegende Haupt- und Residenzstadt seyn soll. Der Hütten, die des Königs Palast ausmachen, sind die meisten. — Die Neger dieser Gegenden sollen ihre Lehmhütten sehr rein halten, und ihre Dörfer mit Mauern (Zäune? Hecken?) und Gräben umziehen.

Das innere Land dieser Küste kennt kein Europäer. Es soll von den Quoschaern, einem sanften friedlichen Negervolke bewohnt seyn, welche auch gern lustig und fröhlich sind, und außer dem stark getriebenen Reißbau sich mit Jagd und Fischerei beschäftigen. — Es werden sogar die Königreiche Quoscho, Quilliga, und mehrere Länder angegeben, und gesagt, daß das von Folschaern bewohnte Reich Mano sehr mächtig seyn, und mehrere Vasallenstaaten unter sich haben soll.

3) Die Zahn- oder Elfenbeinküste,

welche sich von dem Palmencap bis zum Cap de tres Puntas (dem Vorgebirge der drei Spizzen) erstreckt, hat von den Elephantenzähnen den Namen, welche man hier erhält. Das Land hat mehrere Flüsse, an deren Mündungen Dörfer liegen, die mit dem Flusse gleiches Namens sind, und Waldungen von Palmen, edlen Fruchtbäumen und andern Bäumen. Indigo und Baumwolle wachsen in Menge wild, und die Einwohner fertigen und färben ihre Pagnes aus diesen Stoffen. Reiß, Hirse, Bataten, Bananen und manche andere Gewächse sind, wie auch Schafe, Ziegen, Schweine und manche Arten wilder Thiere, unter welchen das fünffingerige Schuppenthier namentlich anzuführen ist, welches zu den Ameisenfressern gehört, besonders aber Elephanten häufig vorhanden.

Die Neger dieser Küste theilt man in zwei Hauptklassen, nämlich in die bösen Leute (malos gentes, zuerst von den Portugiesen also genannt), von dem Palmencap bis zum Flusse Andreas wohnend, und in die Quaquas oder guten Leute, die östlich vom Cap Laho wohnen. — Die erstern werden als grausame, diebische und menschenfresserische Menschen, und als solche, die immer Daschi oder Geschenke haben wollten, geschildert. — Wahrscheinlich haben sie sich hart und fest den Ungerechtig-

teilen der Europäer widersetzt. Indessen ist allerdings so viel gewiß, daß man nicht ohne großes Mißtrauen mit ihnen handelt. — Die letztern, welche als sehr gutmüthig beschrieben werden, und viele Pagnen und Goldarbeiten verfertigen, auch in der Jagd geschickt seyn sollen, sind doch ebenfalls so in Furcht gesetzt, daß sie an kein europäisches Schiff kommen wollen. Menschenfleischfresser sollen sie ebenfalls seyn, aber die Trunkenheit und den Brantwein verabscheuen, und selbst ihren Palmwein an die Nachbarn verkaufen.

Man bekommt an dieser Küste jährlich etwa 1000 Sklaven, und nur mit vieler Mühseligkeit und nach vielen Worten. Sobald die Eingebornen ein Feuer anzünden, so ist es ein Zeichen, daß man Sklaven zu verkaufen habe. Die Quaquas fertigen Palmwein, um denselben an ihre Nachbarn zu verhandeln, und ihr Pito oder Bier wird nur gebraucht, um das schlechte Wasser damit zu verbessern. Sie weben die Quaquatücher, gute blau und weiß gestreifte Baumwollenzeuge, welche auf den übrigen Küsten gern von den Negern gekauft werden. Sie scheinen auch Salz zu besitzen, welches an die nächsten Nachbarn, und von diesen nach den nordöstlich entlegenen Ländern verkauft wird. — Den künstlichen Goldschmuck, welchen die Weiber der Quaquas in Haaren, an Lenden, Armen und Halse tragen, entreißen ihnen die Männer oft, um europäische Waaren dagegen einzutauschen. — Ihr Schwur, den sie heilig halten, besteht darin, daß sie einige Tropfen Wasser in die Augen thun.

Etwas der ostindischen Kasteneinrichtung Aehnliches findet sich auch in diesen Gegenden — der Sohn wird nämlich immer wieder was der Vater gewesen ist. Daher ist man aber auch in allen Künsten noch so weit zurück, daß ein europäisches Schloß — geschweige denn eine Uhr — ein merkwürdiges Wunder ist.

Unter den Oertern auf der Küste der bösen Leute erwähnen wir nur die Negerstadt Druin, am Flusse gleiches Na-

mens (einem Arm des Andreas) in einer großen Ebene. Man hält die Negern dieser Gegend für die wildesten der Küste.

Auf der Quaquaküste soll die Stadt Laho (Lahn), der Sitz eines Negerkönigs, 6000 Einwohner haben, und starken Handel treiben. Auch durch den Handel mit Goldstaub, Elfenbein und Quaquatüchern ist Gammo bekannt.

Die Issiniküste enthält das kleine Königreich Issini (wohl zu merken, daß diese Nachrichten über 100 Jahr alt sind) mit 12 Dörfern und Flecken, unter welchen Asoko 200 Häuser mit 1200 Einwohnern haben soll. — Das ehemalige Land, in welchem die Issinesen wohnten, liegt tief im Innern, ist aber jetzt eine Wildniß. — Man sieht, wie es hier mit dem Bestehen der kleinen Reiche aussieht — wie leicht Negern ihre Wohnsitze verlassen, und wie lange daher Nachrichten von ihnen wahr seyn können.

Noch werden auf der Issiniküste das Land der Weteres, der Kompaßnegern, und das Land Ghiomere genannt.

4) Die Goldküste

geht bis zu dem Fluß Volta, von dem Flusse Sucre an gerechnet, und wird in ihrer Länge 47 Meilen geschätzt, und ob man wohl ihre Breite nicht kennt, spricht man doch von 3000 Q. M. Flächeninhalt. Am Ausflusse des Volta liegt eine Gruppe von mehr als hundert Inseln, unter welchen Ada eine der größesten ist. — Sie ist uns nebst der nächstfolgenden etwas bekannter, als die übrigen Küsten Guinea's, da die Europäer hier ihre meisten Comtoire und Forts haben, und den stärksten Sklaveneinkauf treiben.

Das Gold, wovon diese Küste den Namen hat, wird nicht mehr so häufig als ehedem, gefunden, wiewohl es noch in der nämlichen Menge vorhanden seyn mag, aber die Einwohner von Akim, welche sich am besten darauf verstanden, Gold zu suchen, haben sich seit länger als einem halben Jahrhundert in die innern Gegenden geflüchtet. Man findet das Gold im Sande und in Gruben, deren reichhaltigste 12 Tagereisen von Akim entfernt sind. Der König von Assiante soll von jedem Sklaven, durch

welche er diese Gruben bebauen läßt, täglich zwei Unzen Gold erhalten. Aus dem Sande erhält man das Gold auf eine sehr einfache Weise, indem man den Sand in Tröge schüttet, und ihn mit Wasser abspült. Das darin enthaltene Gold bleibt mittelst seiner Schwere auf dem Boden liegen. An Silber und Kupfer soll es auch nicht fehlen, und Salz, mit welchem ein starker Handel getrieben wird, wird durch Kochen aus dem Meerwasser gewonnen.

Das Pflanzenreich hat die meisten Palmenarten, deren Saft der Neger tägliches Getränk ist, deren Oehl zu verschiedenen Speisen, zur Beleuchtung und als Arznei dient. Mit dem Holze feuert man, die Blätter werden als Zwirn, die Zweige zur Hausbedachung gebraucht. Man findet Orangen, Zitronen, Tamarinden, den Affenbrodtbaum, Manglebäume, Pisangs, Kolanüsse, Talg- und Drachen- und Zedernbäume, nebst mehreren andern Arten. — — Unter den Sträuchern finden sich die Paradieskörner, oder der Malaghetta-Pfeffer und der Pimento-Pfeffer, Baumwolle u. s. w. Uebrigens hat man Zuckerrohr, dessen Saft von den Negern gegen den Durst ausgesogen wird, Yams, Bataten, Melonen, Ingwer, Ananas, Tabak, Reiß, und mehrere Arten Bohnen, und auch eine Art Erbsen, die unter der Erde ihre Früchte bringt, und sehr wohlschmeckend seyn soll. — Das Guineagras wächst in 5 bis 6 Monaten zu 15 Fuß Höhe; das Wachsthum anderer Pflanzen ist eben so außerordentlich. Sind durch Stürme oder durch Feuer ganze Holzungen zerstört, so sieht man von den Ueberbleibseln derselben bald darauf nichts mehr, sondern man trifft ganz neue Wälder, und wenn die Neger, wie sie öfters thun, ihre Wohnplätze verlassen, so ist in zwei bis drei Jahren Alles wieder mit dichtem Gehölz bewachsen.

Das Thierreich hat so viele Geschöpfe, daß sie nicht alle aufgezählt werden können. Die Elephanten ge-

hen in manchen Gegenden Heerdenweise, und in den Gewässern des Voltaflusses hält sich das Flußpferd auf. Panther, Leoparden und Jakals sind häufig; die wilden Schweine sind wie die europäischen, da hingegen die zahmen, welche die Neger erziehen, nicht viel taugen. Hirsche und Rehe, und besonders Antilopen von verschiedener Art ziehen in großen Heerden herum. — Die hiesigen Pferde sind klein und häßlich, etwas größer und hübscher sind die Esel; Büffel trifft man von vorzüglicher Größe; das Rindvieh ist wie in Europa, und die hiesigen Schaafe haben, wie in mehreren Ländern dieser Gegenden, nicht mehr krause Wolle, sondern ein glattes Haar. Unter den übrigen Thieren finden sich Affen in einer unglaublichen Verschiedenheit von Arten, Igel mit scharfen Zähnen, Fledermäuse, die des Nachts ein häßliches Geschrei machen, Hasen, kaum halb so groß als die unsrigen, Hunde, die nicht bellen und zu nichts zu gebrauchen sind, Zibethkatzen, Faulthiere u. s. w.

Einige Arten Adler, Reiher und Geier, Repphühner, Fasanen und Schnepfen, Papagaien von sehr vielerlei Arten, Hühner, Truthühner vud Tauben, und viele andere Arten Vögel sind eben sowohl vorhanden, als es an mancherlei Fischen (Stören, Rochen, Schwerdtfischen, Haien, fliegenden Fischen, Sardellen, Hechten, Scholten, Doraden, Plattfischen) und Amphibien (Krokodil, Kaiman im Voltaflusse, Leguan in Wäldern, überaus großen Kröten, vielen Schlangen) keineswegs fehlt. Unter den **Insekten** finden sich Termiten, die höchst beschwerlichen Muskiten, und von Heuschrecken allein an 20 Arten. — Unter den Würmern ist der Guinea-Wurm sehr gefährlich, welcher sich an verschiedenen Stellen des Körpers, vorzüglich zwischen Waden und Füßen einsaugt, und bei der Dicke eines Strohhalms oft 3 Ellen lang ist, und nur mit großer Behutsamkeit wieder aus dem Körper gebracht wird.

Die **Tornados** oder **Travados** dieser Gegenden sind fürchterliche Seestürme, welchen schreckliche Gewitter

vorangehen. Sie kommen von Nord und Nordost und hören gewöhnlich nach drei bis vier Stunden auf. Der Anfang ist mit einer schwarzen kaum einer Hand großen Wolke. In den Wirbeln dieses Windes werden Masten und Bäume zertrümmert, Häuser umgeworfen u. s. w., und der Regen schießt in Strömen herab. Zum Glück erstrecken sie sich kaum einige Stunden weit. Die Harmattans mit ihren trockenen Nebeln wehen auch hier um Johannis und Ostern, halten aber nicht so lange an, als in andern Gegenden, denn sie dauern selten über vier Stunden, und endigen sich mit Regen.

Die Witterung theilt sich zwar auch hier in die trockne und regnige, ist aber in kleinen Entfernungen sehr verschieden, indem es in Axim z. B. wenigstens 6 Monat fast unaufhörlich regnet, indessen in andern Gegenden kaum 2 Monat Regen fällt, 2 Monat es aber nebelig ist, und noch 2 Monat Winde herrschen.

Die Hitze am Voltafluß ist so groß, als die am Senegal.

Eine dreifache Gebirgsreihe im Innern des Landes will man mit bloßen Augen von der Küste aus bemerkt haben.

Es werden auf der Goldküste mehrere Reiche, Königreiche sowohl als Republiken erwähnt, in welchen die Europäer ihre Besitzungen haben. Unsere Kenntniß davon betrifft meistentheils nur die Küsten. Zudem sind selbst die größern, geschweige denn die kleinern Staaten, sehr vielen Veränderungen durch Kriege unterworfen, und ändern nicht nur ihre Verfassungen, sondern auch ihre Einwohner, indem zuweilen ganze Völkerschaften auswandern. Wir erwähnen

1) Axim oder Aschim, welches ehedem eine Republik war, jetzt aber unter Assiante steht. Bei dem Dorfe Axim fließt der Fluß gleiches Namens, welcher viel

Goldsand mit sich führt, und das Negerndorf Pocke so ist groß und volkreich, und jede Negerhütte mit Kokospalmen umgeben. — Der Hauptort soll Achambone seyn, dessen Einwohner viel Reißbau und Fischerei treiben.

2) In dem gebirgigen Lande Anta oder Hanta soll eine eben so gesunde Luft als große Fruchtbarkeit Statt finden, die aber, wegen der durch Kriege erschöpften Menschenmenge, wenig benutzt werden kann. — Die Neger am Cap de tres Puntas sollen starken Handel mit Elfenbein treiben, und die Kunst Gold zu verfälschen sehr gut verstehen. — Am Flusse Boutri oder Botro halten sich Affen, Elephanten, Leoparden, viele Vögel auf, und zahme Heerden weiden dort. — Die Neger von Tocarary sollen die besten Kanots in Guinea bauen. — Die Holländer besitzen in diesem Lande mehrere zum Theil sehr verfallene Forts.

Anmerk. Diese beiden Länder liegen auf dem westlichen Theil der Küste, wo noch viele Namen, aber auch blos Namen genannt werden könnten.

3) Im Reiche Fetu, auf dem mittlern Theile der Küste (welches 3 Meilen lang und eben so breit ist), gibt es mehrere ansehnliche Dörfer, deren Einwohner durch den längern Verkehr mit Europäern gesitteter, als viele andere Neger, ja, zum Theil auch in Gold- und Silberarbeiten geschickt seyn sollen. Der Sklavenhandel geht hier sehr lebhaft, und von den 10,000 Sklaven, welche die Goldküste liefert, werden hier allein gegen 4000 eingekauft gegen Messer, Scheeren, Pulver, Brantwein, Pagnen, Spiegel und Korallen, gegen welche Waaren man auch Gold und Elfenbein einhandelt.

4) Mehrere andere Reiche an den Küsten sind eben, und oft kaum so klein und wenig bedeutend, als die jetzt genannten; z. B. Sabu, Fantin, Akron, Agona, und die der Kleinheit wegen zu erwähnende kleine Republik Krobbo auf der östlichen Küste, die

kaum 500 streitbare Männer hat. — Das Innere der Länder aber ist uns noch bis heutigen Tag sehr unbekannt. Nur da und dort ist etwa einmal ein Europäer an 10 Melen weit eingedrungen. Man fand die Häuser der Bergneger viereckt, und die Wände mit Lehm beworfen, und von der Plage der Termiten und weißen Ameisen, die an den Küsten so verderblich sind, waren sie frei. Man fand eine reiche Zahl unbekannter Bäume und Pflanzen, eine reinere und gesündere Luft, und größere und mächtigere Reiche, als an den Küsten, unter welchen Assiante dem Namen nach uns am bekanntesten ist, und mehrere Staaten sich unterworfen hat. Das Wenige und Dürftige, was man von dem eigentlichen Innern weiß, weiß man durch Befragen der Negersklaven, die aus diesen Gegenden herkommen. Ob der König von Assiante 100,000 Krieger stellen kann, wissen wir nicht.

Man erwähnt unter den Völkern im Innern der Aminas, die sich weit ausgebreitet haben, da ein Theil davon kaum 14 Tagereisen von der Küste wohnt. Ihr Land soll voll großer Dörfer seyn, viel Gold und wenig Eisen haben, welches letztere sie gegen Gold, Elfenbein und Sklaven eintauschen. Statt Geldes dient das Gold in Körnern und Stücken, Seemuscheln und Kauris.

Die Tembu oder Attembu sollen östlich der Aminas wohnen, und westlich vom Volta. Ihre Dörfer sollen groß, jedes Haus mit einer Ringmauer versehen, und mit Thoren verschlossen seyn, vorzüglich der menschenraubenden Aminas wegen. Jedes Dorf hat seinen eigenen Kabossir (Anführer). Ihre Kriege führen sie mit vergifteten Pfeilen, und ihre Götter sollen von Holz in Menschengestalt gefertigt seyn.

Die Sokko oder Asokko sollen 6 bis 7 Wochenreisen von der Küste entfernt wohnen, und mit den Aminas grenzen. Sie ziehen auch auf Menschenraub zum

Sklavenhandel aus, und sind zum Theil Mahomedaner. Statt der Scheidemünze gelten Korallen und Muscheln. Ihr Oberhaupt ist ein König, der mehrere kleine Völker unter sich hat.

Die Kassianten müssen wohl tief in dem Innern des Landes wohnen, wenn es wahr ist, daß sie zwei Monat nöthig haben, um ins Land der Assianten zu kommen. Sie sollen sich in Haufen von einigen Tausenden vereinigen, und auf der Reise von großen Raubvögeln angefallen (??) werden. Sie bringen Gold und Sklaven. Ihr Land soll groß seyn, und der König eine große Residenz haben. (Freilich 1200 Einwohner machen wohl in diesen Gegenden einen großen Ort!) Das Alles kann man nur nacherzählen, aber weder behaupten, noch leugnen.

Anmerk. Mehrere Forts, und zuweilen manchen dazu gehörigen kleinen Distrikt besitzen die Europäer, Engländer, Holländer, Franzosen und Dänen, auf dieser Küste.

Die Sklavenküste,

östlich der Goldküste, erstreckt sich vom Flusse Volta bis zum Vorgebirge Lopez Gonsalva, ist in seinem Innern ebenfalls unbekannt, und in seinen Erzeugnissen wohl mit der Goldküste gleich, nur das Gold selbst ausgenommen, welches man bis jetzt nur sparsam gefunden hat.

Außer dem Volta, dessen Wasser vom December bis Mai nicht trinkbar ist, weil das Seewasser eintritt, ist noch der Rio de Lagos oder Seefluß beträchtlich, welcher durch Whidah und Adrah fließt. Die Flüsse Benin, Formosa und Calabar sind auch zu nennen. Mehrere kleinere Flüsse und Bäche ergießen sich ins Meer. Die Küsten, welche keinen einzigen Hafen für größere Schiffe haben, sind größtentheils flach und niedrig, daher auch sumpfiger und ungesunder, als auf der Goldküste, welches aber alles tiefer im Lande keineswegés der Fall seyn

mag, wo sich Gebirge erheben, die nach den höchsten Gebirgen in der Mitte Afrika's hinstreichen.

Was die Staaten dieser Länder betrifft, so findet man auch hier die kleinsten Republiken und größere Despotien neben- und untereinander. Die Reiche Dahomei und Benin mögen jetzt wohl die größesten seyn. — Die Neger von Benin sollen wohlhabender seyn, und reinlicher, bequemer und besser leben, als die übrigen Neger.

1) Dahomei, ein völliges Muster einer afrikanischen Despotie, in welcher der König der Herr und Gott, und alles Uebrige Sklav ist, über dessen Leben und Eigenthum der König willkührlich gebietet — Grenzen, Umfang und nähere Beschaffenheit des Landes kennt man wenig. Doch will man das Reich mit Einschluß aller eroberten Länder an 4000 Q. M. schätzen, was freilich sehr ungewiß seyn mag.

Die Stadt Abomei ist die Residenz und Hauptstadt, deren Einwohner zu 24,000 angegeben werden. Die Häuser liegen verworren untereinander. Ein wasserloser Graben, über welchen an 4 Orten Brücken geschlagen sind, umzieht die Stadt, in welcher der König 2 Paläste hat, die aus nichts anderm bestehen, als aus einem Inbegriff von Lehmhütten, die theils viereckt, theils rund sind, und mehrere Höfe einschließen. — Das Ganze aber ist von einer Lehmwand eingeschlossen. Die Hütten dienen theils dem Könige und dessen Weibern und Verschnittenen zu Wohnungen, theils zu Magazinen und Vorrathshäusern. Die innern Wände sind meistentheils weiß übertüncht, der Boden besteht blos aus Erde, ist aber in den Prachtzimmern mit Matten und Teppichen belegt. Die äußern Zierrathen an Dächern und Mauern sind Menschenschädel, und die Wachen bestehen aus Weibern, wie denn überhaupt der König einige Tausend weibliche Soldaten haben soll.

2) Whidah oder Fidah ist jetzt mit Dahomei vereinigt, und wird zu etwa 20 Q. M. geschätzt. Es soll ehedem ein blühender, ja, nach den Beschreibungen, ein paradiesischer kleiner Staat gewesen seyn, voll Reichthum an Menschen, die schon eine bedeutende Stufe von Kultur ersteigen wollten, und reich an Erzeugnissen; aber bei seiner Eroberung soll es eine Wüste geworden seyn, doch

sich bald erholt haben, wiewohl es nicht wieder zu seiner ehemaligen Wohlhabenheit hinaufgekommen ist. Es ist überall mit Flüssen und Kanälen durchschnitten, und die Fruchtbarkeit des Bodens und die Ergiebigkeit der Gewässer ist fast unglaublich. Der Weinstock, den die Europäer hierher pflanzten, hat sehr gewuchert, und trägt im Jahre zweimal Trauben. Die Bevölkerung und ihr Handel mit Sklaven muß sehr bedeutend gewesen seyn, denn die Europäer kauften sonst hier 16 bis 18,000 Sklaven, (jetzt nur noch 4 bis 5000) für Kauris, Brantwein, Eisen, (welches die Whidaner zu verarbeiten wissen,) Pulver und Schießgewehr u. s. w.

Ehedem wurde das Land in 26 kleine Distrikte eingetheilt. Die Dörfer sind mit kleinen Erdwällen umgeben.

Sabi, der Hauptort des Landes, soll ehedem wohl eine deutsche Meile im Umfang gehabt haben. Der königliche Palast war wie zu Dahomei, und dicht dabei standen die Faktoreigebäude der europäischen Nationen, vor welchen täglich Markt gehalten wurde. — Jetzt ist der Ort so gut als vernichtet. Doch der Haupttempel des Schlangendienstes (der Schlange Daboy) steht noch.

Grigreh, **Griweh**, ein großer Flecken, ehedem die Residenz, mit 8000 Einwohnern und europäischen Faktoreien. Die Einwohner sind im Weben von Zeugen und im Schleifen der Steine sehr geschickt, die hier und in Popo gegraben werden, und dem Lapis Lazuli sehr nahe kommen sollen.

3) **Ardrah**, jetzt auch zu Dahomei gehörig, liegt tiefer im Lande, als Whidah. Ehedem war es ein mächtiges Reich.

Die Stadt **Ardrah** hatte zwei große königl. Paläste mit schönen Gärten. Die Stadt **Colminah** (Kalmina), in welcher sich der König von Dahomei häufig aufhält, soll an 15,000 Einwohner haben.

2) Die **Mahier** (die **Republik Mahee**) wohnen westlich von Dahomei, und bestehen aus mehrern kleinen, von einander unabhängigen Staaten, die aber durch ein gemeinschaftliches Band verbunden sind, und eine Art Eidgenossenschaft auszumachen scheinen.

5) Die Ayoier (Ayos), ein zahlreiches Volk, dessen Land südwestlich von Dahomei sich anfängt, und bis Nubien hin erstreckt. Sie sollen die Geißel und das Schrecken aller ihrer Nachbarn seyn, und selbst von Dahomeis König Tribut empfangen *). Ihr Militär soll aus lauter Reiterei bestehen, deren sie wohl hunderttausend Mann haben sollen (??) Uebrigens treiben sie Sklavenhandel, und wissen ihre Baumwolle und eine Art Gras zu Zeugen zu weben, aus welchen sie Kleidungen verfertigen. — Das Meer soll ihre höchste Gottheit (Fetisch), und der Anblick desselben ihnen bei Todesstrafe, durch ein altes Gesetz verboten seyn. Ihr König ist angeblich so abhängig von dem Willen seiner Unterthanen, daß, falls das Volk seiner Regierung müde ist, es in einer Deputation ihm vorstellt, er möge sich der schweren Regierungssorgen entledigen und ausruhen. Der König dankt dann für die Aufmerksamkeit, geht ins Innerste seiner Gemächer, und läßt sich von seinen Weibern erdrosseln. Ihm folgt in aller Stille sein nächster Erbe.

6) Die Tappaer sind uns gänzlich unbekannt, müssen aber sehr mächtig seyn, wenn es wahr ist, daß ihnen die Ayoier Tribut zahlen müssen.

7) Das Reich Benin soll in einer Länge von 75 Meilen sich an der Küste hin erstrecken, westlich des Flusses gleiches Namens, der an der Mündung an zwei deutsche Meilen breit ist.

Das Land an der Küste ist niedrig, morastig und sehr ungesund, erhebt sich aber nach dem Lande zu und soll stark bewohnt seyn. Ob es sich bis nach Habesch erstrecke, lassen wir unausgemacht. Die Produkte des Landes sind die in dem übrigen Guinea gangbaren. Vorzüglich wachsen eine eigene Art Pfeffer, und die gewöhnliche Baumwolle sehr häufig. Die letztere wird von den Einwohnern zu verschiedenen Arten von Zeugen verarbeitet.

*) Man will dafür halten, sie seyen nur ein Stamm der Schaggas.

Die Haupt- und Residenzstadt des Landes ist Benin, am Flusse gleiches Namens. Sie soll 3 Meilen Umfang, lange und breite Gassen, und Häuser von rother Erde oder Thon haben, welche mit Baumblättern, Binsen u. s. w. gedeckt sind. Auf der einen Seite ist die Stadt durch einen mit Pallisaden versehenen Wall, und auf der andern mit einem Morast geschützt. Vor den Häusern der Vornehmen, die erhöhter sind, als die Häuser gemeiner Leute, ist eine Art Vorhaus, in welchem man gegen die Hitze Schutz findet. Alle Morgen wird dasselbe von den Sklaven gereinigt, und mit Strohmatten belegt. In den großen Straßen der Stadt ist Vor- und Nachmittags Markt, wo man lebendige Hunde (deren Fleisch in diesen Gegenden ein Leckerbissen ist), gebratene größere und kleinere Affen, Fledermäuse, Ratten, Eidechsen, die an der Sonne getrocknet sind, und eine Menge anderer Waaren, Hausrath, Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. feil hat.

Der königl. Palast wird als sehr groß beschrieben. Viele viereckte, mit Gallerien umgebene und durch Thore verschlossene Plätze schließt er ein, neben welchen die Wohnungen und Gebäude stehen. Manche der Thore sind mit einer kupfernen Schlange geziert, die den Kopf hänget. Die Säulen einer Gallerie stellen sehr schlechte menschliche Gestalten vor; hinter dieser liegen unförmliche aus Kupfer gegossene Menschenköpfe, und jeder Kopf ist mit einem Elephantenzahn versehen. Dies sollen des Königs Götzen seyn.

Arebo ist ein Handelsplatz, wo man mit den Europäern vielen Verkehr hat. Er liegt an einem Nebenarm des Benin.

Einige andere Negerdörfer nennt man zwar noch, sie sind aber übrigens völlig unbekannt.

Es sollen noch mehrere Länder Benin unterworfen, und selbst Dahomei demselben zinsbar seyn! (S. die vorige Seite.)

8) Awerri oder Awarih, am Flusse Forcado, welcher tief im Lande entspringt, und 5 Meilen von Benin südöstlich ins Meer fällt. Er ist bei seinem Ausflusse sehr seicht. Hier findet man in demselben die auf der Goldküste so hoch geschätzten, unter dem Namen Agrien oder Agris bekannten blauen Steine. Das niedrige, von mehreren Flüssen queer durchströmte Land ist waldig, und das Gras nicht sehr häufig, daher man auch wenig großes Vieh hat. An schönen Hühnern ist Ueberfluß, so auch an Palmen, Limonien, Guineapfeffer, Manihot u.

s. w. — Den meisten Handel trieben sonst hier Portugiesen und Holländer.

Die Hauptstadt, gleiches Namens mit dem Lande, liegt am Forcado, hat eine halbe Meile im Umfang, und ganz artige Häuser, deren Wände bei den Vornehmen roth oder grau mit Thon bemalt, und mit Palmblättern bedeckt sind.

9) Calabari, am Calabar oder Realfluß, der bei seiner Mündung zwei Meilen breit ist. Die ganze niedrige Küste wird von vielen Flüssen durchschnitten. Holländer uud Portugiesen handeln hieher, und tauschen Sklaven ein.

Die Stadt Neukalabar wird zu 300 Häuser angegeben, und ist mit Pallisaden umschlossen. Der Delemongo oder große Mann, d. i. der König wohnt hier. Die Straßen sind voller Fetische oder Götzenbilder. Kauris und Armringe gelten statt Münze. Der Sklavenhandel wird hier und zu Boni sehr lebhaft betrieben, wiewohl noch mehrere Orte Antheil daran nehmen. Die Negerkaufleute fahren mit ihren Kanots tiefer ins Innere und kommen nach 9 Tagen mit 1500 bis 2000 Sklaven wieder. Die ganze Küste soll jährlich an 14 bis 1500 Sklaven liefern, und wird daher von den Europäern häufig besucht; dennoch ist sie so unbekannt.

10) Die übrigen Küstengegenden zwischen dem Beninflusse und dem Cap Lopez, und die innern Gegenden kennen wir gar nicht. Selbst in den bloßen Namen, die da und dort angegeben werden, herrscht eine große Ungewißheit. — Man nennt die Bewohner mancher Flüsse an der Küste, man nennt die Reiche Mushako, Schangalla, Sendero und die Matchides- und Gallas-Lande, aber wer kann Nachrichten davon geben?

Die Europäer haben hie und da einige Forts und Distrikte auf dieser Küste. Die Holländer besitzen deren 11; die Franzosen 1 im Reiche mit 2 Inseln, als Anlage zu einer Kolonie; die Dänen 4 mit einigen Handelslogen; die Engländer besitzen Cape Coast und mehrere Forts, und auch die Portugiesen haben einige Kastelle.

9.

Niederguinea,

nebst den Ländern der Makassen, Anzichis und Schaggas im Innern Südafrika's.

I. Niederguinea oder die Küste von Kongo besteht aus den Küstenländern Laongo nebst Ngojo, Kakongo, Kongo, Angola nnd Beguela nebst einigen kleinern Ländern. Der ganze Küstenstrich mag eine Ausdehnung von etwa 210 (240) deutschen Meilen haben, gerechnet vom Cap Lopez Gonsalvo bis zum Cap Negro.

Die Küsten dieser Gegenden sind flach und eben, sandig und lange nicht so fruchtbar, als es die innern, uns fast völlig unbekannten Länder seyn sollen. Allmählich hebt sich der Boden von der Küste an zu Hügeln und Bergen, die aber aus bloßem Thon und Sande bestehen sollen; erst tiefer im Innern fangen die Steinarten in den großen Gebirgsketten an, welche Südafrika durchziehen, und sich in der Spitze des Vorgebirges der guten Hoffnung endigen.

An Bewässerung fehlt es in diesen gesegneten Ländern nicht. Quellen, Bäche und Flüsse finden sich reichlich, und versiegen auch in der heißesten Jahreszeit nie, indem sie sich in dem weichen Boden tiefe Schluchten zum Bette gebildet haben, und die Ufer von reichbelaubten, vielgeästeten Bäumen überschattet sind. Der Zaire oder Congo, der an seiner Mündung zwei deutsche Meilen

breit ist, der Koanza, der aus dem Innern kommt, und der Bemboorogh e, welcher am schwarzen Vorgebirge fließt, sind die uns bekanntesten größten Flüsse. In den Zaire soll sich, wie Einige vermuthen, der Niger ergießen.

Die Hitze ist nicht so unerträglich, als man der Lage nach wohl glauben sollte; die anhaltenden Regengüsse, heftige Winde, die Gleichheit der Tage und Nächte und starkes Thauen, mäßigen und mildern dieselbe.

Als Länder innerhalb des Wendezirkels haben sie den schon oft erwähnten tropischen Regen, wodurch das Jahr in zwei verschiedene Witterungszeiten getheilt wird. Vom April bis zum September liegt der Sonnenstrahl senkrecht auf dem Boden, und die Hitze dauert vier Stunden Vormittags, und eben so viel Nachmittags. Die Nächte, welche so ziemlich an Länge den Tagen gleich sind, sind weit kühler, als man der Lage nach denken sollte, um so mehr, da regelmäßig ein sehr starker Thau fällt, und überdies am Tage ein dickbewölkter Himmel die Sonnenstrahlen abhält. Dies ist zwar die trockne, aber jedoch weniger heiße Jahreszeit.

Der Winter — wenn man diesen Namen nehmen will — oder die nasse Jahreszeit, ist die heißere und ungesundere, und dauert vom Oktober bis zum März. Starke mit Gewittern begleitete Regengüsse erwecken ein neues Leben in Pflanzen und Bäumen; die welken Blätter fallen ab, und neue brechen hervor, die verbrannten Wiesen grünen; selbst halbverwelkte in die Erde gesteckte Zweige brechen auf, die Flüsse schwellen an, das Land wird überschwemmt, Sümpfe werden erzeugt, und die Nordwest- und Nordostwinde wehen anhaltend.

Schnee, Kälte und Frost kennt man hier nicht, doch unterhält man gegen die Feuchtigkeit nächtliche Feuer.

Boden und Klima bringen eine solche Fruchtbarkeit hervor, daß man den eingestreuten Saamen, auch bei

der sorglosesten Bebauung, hundertfältig wiederbekommt. Ein Maiskorn bringt an 800 Körner; das Gras wird 10 und mehr Fuß hoch; der Wuchs der Bäume ist unglaublich hoch; Ziegen und Schafe bringen 3 und 4 Lämmer. — Welch ein Land, wenn es der Fleiß europäischer Hände bebauete!

Die Produkte dieses Erdstrichs sind die nämlichen, welche bei Oberguinea angeführt sind. Heerden von Elephanten und wilden Büffeln, die zu 2 und 300 Stück weiden; das Rhinozeros und das Flußpferd; Löwen, Panther, Hyänen, Wölfe, wilde Schweine, Hirsche, Gazellen und Antilopen, Affen in unglaublichen Schaaren, und unter diesen den dem Menschen ähnlichen Schimpanse; Pferde, Esel und Maulesel in großer Menge, welche aber die Neger zu bändigen nicht verstehen. (Diese Thiere mögen vielleicht erst durch Europäer ins Land gekommen seyn.) Das hiesige Rindvieh wird von den Negern fast gar nicht benutzt; Schafe und Ziegen haben, wie fast überall in den tropischen Gegenden, ein kurzes Haar statt der Wolle, so wie auch die Hünde, die hier keine Hausthiere sind, nicht bellen. — Unter der großen Menge von Vögeln, die uns lange noch nicht alle bekannt sind, finden sich außer den bekannten größern Raubvögeln, Papagaien, Pelikane, Flamingos und Strauße, Fasanen, Perlhühner, zahme und wilde Gänse, Enten und Hühner, deren Eier man hier nicht ißt. — In sehr nachtheilig großer Zahl, und in sehr vielen Arten finden sich Schlangen, und unter ihnen eine Art Riesenschlange, und die ihr an Länge gleiche Muamba, nebst vielen höchst giftigen Schlangen; die Kaimans, mehrere von 25 Fuß lang, erfüllen die Flüsse, und werfen die Kähne um, um die Schiffenden zu fassen; eine kleinere Art soll gar nicht in die Flüsse gehen, sondern auf dem Lande den Schafen, Ziegen und dem Geflügel nachstellen; Eidechsen von unglaublicher Größe, die fliegende Ei-

dechse, welche von dem Volke als eine Gottheit verehrt wird. Kamäleons, Frösche, Kröten u. s. w. — An Fischen ist kein Mangel, doch kennt man die wenigsten. Heuschrecken finden sich in der Größe kleiner Vögel. Sie machen auf ihren Zügen ein widrig kreischendes Geräusch, und werden im Nothfalle selbst von Europäern, von den Negern aber als ein Leckerbissen, gegessen. — Bienen sind häufig und wild. Man treibt sie mit Feuer aus den hohlen Bämen, um ihren Honig zu benutzen. Termiten, und mancherlei Arten verheerender Ameisen, nebst vielen beschwerlichen Insekten, als Muskiten u. s. w. sind nur allzu zahlreich. — Unter den Schnecken finden sich Arten, die armsdick sind, und auch die Kauri-Schnecke an der Küste.

Lange noch nicht sattsam bekannt ist das Pflanzenreich; hier wachsen Palmen aller Art, welche Wein, Balken zu Dächern, Stricke, Körbe, Matten, Hamacks, u. s. w. liefern — der Brodtaffenbaum oder Baobab; die Manglen, Papajen, Tamarinden, die Pisangs, Pomeranzen und Zitronen, die erst von den Portugiesen hieher gepflanzt sind; Baumwolle, Tabak, Manihot, Pimentpfeffer, wildes Zuckerrohr, Weinstöcke, welche aus Madera und den Kanarien hieher gebracht wurden, Yams, Ananas, Bataten und viele andere Bäume, Sträucher und Pflanzen, die noch nicht beschrieben sind. Einige hirseähnliche Getreidearten, europäischer Weizen, auch Mais und Buchweizen gedeihen vortrefflich, und geben jährlich zwei Erndten; aber Reiß schätzt man nicht sehr. Fluren und Felder prangen mit Lilien, Hyazinthen, Tulpen, Tuberosen — die ungeheuren Graswiesen werden im Junius angezündet; Schlangen und Raubthiere brechen dann wüthend daraus hervor, und zerreißen, was ihnen in den Weg kommt; ganze Heerden Thiere werden erwürgt, und Reisende müssen sich auf die Bäume flüchten.

Gold und Silber scheinen wohl vorhanden zu seyn, und ein sehr feines, dem Gold ähnliches Kupfer wird wirklich gegraben; häufiger aber wird Eisen aufgesucht, an welchem diese Länder sehr reich zu seyn scheinen. Das Eisenerz ist von vorzüglicher Reinheit. — Seesalz erhält man, indem man Seewasser in den Gruben verdunsten läßt, oder aber es in Gefäßen über Feuer setzt, und dann die zurückbleibende Salzkruste abnimmt. In Angola ist in einem tiefen Thale ein Salzsee. Nachdem man gegraben hat, quillt das Wasser hervor und krystallisirt sich. Man macht Salzstücke gegen 3 Fuß Länge und einen halben Fuß Breite, und treibt Handel damit auf öffentlichen Märkten, oder tauscht es gegen Mehl, Oehl u. s. w. um. Das Salz heißt nach dem Ort, wo man es findet: der Stein vom Quisama.

1) Das Reich Loango.

Von Städten und Oertern läßt sich hier wenig erwähnen.

Der Hauptort ist Buali oder Loango, am Flusse Guilloo, eine halbe Meile von der Küste gelegen, in einer großen Ebene, die mit Palmen und Pisangs besetzt ist, unter welchen die Häuser stehen. Der Ort ist groß, indem zu jedem Hause noch so viel Land gehört, als die Familie bebaut. Die Straßen sind lang und so schmal, daß nicht zwei Menschen neben einander gehen können, und das Gras wächst an einigen Orten so hoch, daß man die Häuser kaum sehen kann. Die Einwohner verfertigen Zeuge aus Palmenfasern. Vor den königlichen, an der Westseite des Orts gelegenen, Häusern ist ein freier Platz, wo der König seinen Kriegsrath hält, oder an festlichen Tagen zu sitzen pflegt. Zwei Meilen von der Stadt sind die königlichen Begräbnisse, deren Platz mit Elephantenzähnen statt Palisaden eingezäunt ist. — Die europäischen Handelshäuser liegen eine Stunde von der Stadt auf einer Anhöhe.

Das Reich Yumba, nördlich von Loango, und das Reich Ngojo oder Angoy sollen von Loango abhängig seyn. Beide mögen unbedeutende Staaten seyn; im letztern ist der Seehafen Cabinde, wo ein starker Skla-

venhandel getrieben wird. Das erstere liegt am Flusse Combi, das andere am Zaire.

Anmerk. Man sagt, daß sich in Loanga schwarze Juden fänden, die des Sabbaths auch nicht das Wort sprächen, und weiße Neger (Dondos), die aber vielleicht nur durch eine Art Krankheit diese Farbe erhalten haben.

2) Das Reich Cacongo,

oder auch nach dem Hafen Malimbe genannt, hat einen König, der, wie der König von Angola, keine europäischen Waaren, außer Metall, Waffen, Holz und Elfenbeinwaaren, anrühren darf — (die Minister aber rühren sie desto mehr an, d. h. handeln und bekleiden sich auch damit), so wie er selbst von keinem Europäer darf angerührt werden; dessen Trinken öffentlich geschieht, aber dennoch von Niemanden darf gesehen werden, daher denn auch Jedermann niederfällt, wenn er trinkt, der auch allein speist.

Die Hauptstadt ist Kingele, welche fast ganz wie Loango beschaffen ist, und gesunde Luft hat. In dem Hafen Malimbe (Malemba), wo sich der Sandbänke wegen die Schiffe nur bis auf eine Stunde dem Ufer nähern können, wird ein starker Handel mit Sklaven getrieben, welche man gegen Zeuge, Brantwein, Pulver, Messer, Säbel, Eisenstangen, Glasperlen u. s. w. eintauscht.

3) Das Reich Congo,

welches größer, als alle vorigen zusammen genommen seyn soll, und mehrere große Ströme hat, unter welchen der nördlich fließende Zaire, durch eine Vereinigung mehrerer Flüsse, gebildet wird, und der Donda die südliche Grenze macht, hat große Gebirge und eine überaus große Fruchtbarkeit, daher man auch jährlich zwei Erndten hält, im April nämlich, und im December. — Das Land ist, auf portugiesische Weise, in Marquisate und Herzogthümer eingetheilt, indem sonst die Portugiesen vielen Einfluß gehabt haben, welches vielleicht auch

noch neuerdings der Fall gewesen seyn kann. Das Salz aus der Provinz Bamba wird allenthalben hingebracht, und an der Küste derselben werden die Zimbi gefangen, die als Münze hier und in den benachbarten Staaten gelten. — Das Christenthum hat sich vorzüglich in der Provinz Sogno, wo es sich zuerst ausbreitete, erhalten.

In dieser Provinz liegt die Residenz St. Salvador oder Congo, 50 Meilen vom Meere, auf einem hohen Felsenberg, am Flusse Lebunda. Die Stadt und die auf der nämlichen Anhöhe in einem grossen Umkreis liegenden Oerter mögen an 100,000 Einwohner haben, (40,000 nach Andern, welches wohl glaublicher ist). Die Straßen in Salvador sind lang und breit, die Plätze mit Palmen besetzt, und die niedrigen Häuser weiß angestrichen. Von den ehemaligen prächtigen Kirchen stehen jetzt nur noch die Mauern, denn die Stadt ist durch innere Unruhen oft verwüstet worden. Man hat dagegen andere Kirchen erbaut.

In der Provinz Sundi, 10 Meilen nördlich von Salvador, wird Eisen und ein hellgelbes Kupfer gewonnen. Die Einwohner sind sehr streitbar, und zum Theil so roh, wie die benachbarten Schaggas. — Die Provinz Pango liegt südlich von Sundi. — Die Provinz Batta, auch südlich von Sundi, hat sehr gutmüthige Einwohner, die ebenfalls zu den beständigern Christen gehören, und Mosombi heißen. Mit den benachbarten heidnischen Völkern, besonders mit den Schaggas, führen sie unaufhörliche Kriege. — Die Provinz Pemba liegt in der Mitte des Landes. Die Stadt gleiches Namens hat an 10,000 meistentheils christliche Einwohner. — Mehrere andere Provinzen sind, außer dem Namen, völlig unbekannt, und selbst mit dem Namen derselben ist man wohl nicht einmal gewiß.

4) Das Reich Angola,

Ngola oder Dongo, wird von Congo durch den Dondafluß getrennt, und ist ein sehr gebirgiges Land, dessen dürre Berge ohne Quellen sind, und um so unfruchtbarer, da vom Mai bis Oktober kein Tropfen Re-

gen fällt, auch die Einwohner so klug noch nicht sind, Zisternen anzulegen. Die Einwohner liefern den Portugiesen gute Soldaten; man läßt sie aber beym Heidenthum, um sie nicht zu erbittern. Das Land ist in Provinzen oder Statthalterschaften eingetheilt. Der Hauptort ist

Loanda San Paolo (S. Paul de Loanda) mit 18,000 Einwohnern, worunter 7 bis 800 Weiße und einige Tausend freie Schwarze. Sie ist der Sitz des portugiesischen Vicekönigs und des Bischofs, einer Inquisition und mehrerer Gerichtshöfe und Klöster. Der Hafen ist gut, die Häuser der Negern sind Erd- und Strohhütten, aber die Portugiesen bauen von Stein. Man hält hier viele Sklaven, die, da sie immer ein Handwerk verstehen, ihren Herren noch einbringen. Die Luft ist heiß und sehr ungesund, daher die Reichen sich in einem Umkreise von 40 Meilen Landhäuser, an den Ufern des Donda, Coenza und Benga erbaut haben. Auf einer kleinen Insel, der Stadt gegenüber, findet man die Zimbi, welche, weil sie glänzend braun und sehr fein sind, vorzüglich geschätzt werden. Nur zur Zeit der Fluth kann man nach diesen Schnekken suchen. — Es sollen von hier Karavanen bis zur Ostafrikanischen Küste gehen, um Elfenbein und Goldstaub gegen europäische Waaren einzutauschen, welches jedoch wohl etwas schwer zu glauben ist.

5) Das Reich Benguela

erstreckt sich bis zum Cap Negro, und ist von mehrern Flüssen bewässert. Man gewinnt viel Salz, welches sehr geschätzt wird; die Seeküsten geben Zimbis, und im Innern sind Elephanten, Rhinozerösse, Zebras u. a. m. in unbeschreiblicher Menge. — Eben die Zahllosigkeit der wilden Thiere, mehr aber noch die Einfälle der wilderen Schaggas und der Wassermangel hat dem Reiche viel Nachtheil gebracht. — Das Land hat seinen eigenen König, der (von Matamba aus, wie gesagt wird) zwar despotisch herrscht, aber doch unter Portugall steht. (Daraus läßt sich schwer klug werden!) — Die Provinz Rimba ist reich an Korn und Fischen; das gebirgige und wasserreiche Scella reich an Viehheerden und Eisen, Bembe hat hinreichend Wild und zahmes Vieh. Die Einwohner dieser Provinz besalben Kopf und Leib

mit Butter und Fett, kleiden sich in Thier- und Schlangenhäuten, bewaffnen sich mit Piken, Hassagaien und Streitkolben, sind tapfer gegen die Feinde.

Sanct Philipp (San Felipe) de Benguela, Hafen, Fort und Stadt, hat ein ungesundes Klima. Was hierher aus Europa geschickt wird, stirbt oder verdirbt an Leib und Gesundheit, oder ist schon an der Seele verdorben, indem die meisten Einwohner Verbrechen wegen Verwiesene sind. Der Sklavenhandel ist bedeutend, und mag in manchen Jahren an 50,000 hinausgegangen seyn.

7) Das Reich Matamba,

ziemlich zwischen Congo und Benguela gelegen, mit hohen Gebirgen und dicken Waldungen, durch die Ueberschwemmungen des Coango und Coanza befeuchtet, und mit Gold, Silber und Eisen versehen, welches letztere nur allein gesucht wird, steht unter dem König von Matamba.

Anmerk. Einige erwähnen das von rohen Menschenfressern bewohnte Land Jago Coconda besonders. Niemand kennt es.

II. 7) Das Land der Makassen,

oder Makossen, liegt an der Westküste, soll nur 30 Meilen Umfang haben, und mit mancherlei kleinem Wildpret reichlich versehen seyn. Die Einwohner werden wir, da sie wohl mehr ein Kaffern- als ein Negerstamm seyn mögen, unter den übrigen Kaffern nachmals aufführen.

8) Die Länder der Anzichis und Schaggas.

Die Länder der erstern, oder das Reich Anziko oder Mikoko, sollen in der Mitte zwischen der Ost- und Westküste, gerade unter der Linie liegen, und sich bis Nubien erstrecken. Das Volk scheint aus herumstreifenden Räuberhorden zu bestehen, die im Klettern und Bogen-

schießen sehr geschickt, und sogar 28 Pfeile so schnell abzuschießen im Stande seyn sollen, daß der letzte schon abfliegt, ehe der erste auf die Erde fällt. Auch mit den Streitäxten wüßten sie so gewandt umzugehen, daß sie die Pfeile ihrer Feinde höchst geschickt damit auspariren. Ihre Krieger hätten einen Gürtel von Elephautenhaut; gegen Fremde und Freunde wären sie gutmüthig und treu, wild und grausam gegen Feinde, die sie theils als Sklaven nach Congo bringen, theils schlachten, um sie zu fressen. Es soll öffentliche Märkte geben, wo Menschenfleisch feil ist. Menschen müssen überhaupt bei allen ihren Feierlichkeiten geopfert werden.

Eine Religion scheinen sie nicht zu haben; doch ist die Beschneidung ebenfalls üblich, woraus sich aber keinesweges auf Religion schließen läßt. Gemeine Leute gehn mit dem Oberkleid nackt, und tragen das Haar des bloßen Kopfes in Flechten. Doch haben die Weiber und die Vornehmen überall Bekleidung. Einschnitte ins Gesicht zu machen ist allgemein, und geschieht in früher Jugend. — Einem Vornehmen gibt man nach dem Tode seine besten Sachen und zwei von seinen Weibern mit ins Grab, nachdem man ihnen zuvor die Arme zerbrochen hat.

Die Hauptbeschäftigung dieser Menschen soll, wie gesagt, Räuberei seyn, wovon sie vorzüglich leben. Sie verfertigen jedoch auch einige Zeuge aus Pflanzenfasern, die sie ebenfalls nebst Elfenbein zu Markte nach Congo bringen, und dagegen Kauris, Salz und manche europäische Artikel erhandeln. — Sie sollen einen König haben, unter welchem wieder einige Fürsten stehen. — So lauten die ungewissen Nachrichten von diesen Menschen.

Die Schaggas,

Jaggas, Giaki, Gager, Agagis, (zu welchen man auch die Anzichis rechnet,) sind nach den Nach-

richten, die wir von ihnen haben, eine fürchterliche menschenfresserische Negernation, die in ganz Niederguinea, vorzüglich in Benguela, und noch weiter südlich umherstreift.

Man rechnet zu den Schaggaländern das schon erwähnte Anziko, das Land Bukamela und Konkabela, das Land der Bakà Bake, dessen Einwohner Zwerge seyn sollen, die aber doch Elephantenjagd als Hauptbeschäftigung treiben, das Königreich Funscheno, und noch mehrere andere, von welchen allen wir nichts wissen.

Die Schaggas wurden erst mit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Niederguinea bekannt *), und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Einwohnern an. Es sind große, starke, ganz schwarze Menschen, deren Waffen Bogen, Aexte und lederne Schilde sind, und die nur vom Raube leben. Sie suchen zu ihrem Aufenthalt die fruchtbarsten Gegenden aus, besonders die, wo Palmen in Menge sind, welche sie niederhauen, zehn Tage liegen lassen, um dann Oehl davon abzuzapfen, dessen sie sich als Nahrung bedienen. Nirgends bauen sie ein Stück Land an. Haben sie in einer Gegend alles erbeutete Vieh aufgezehrt, so ziehen sie weiter, und schlagen ein Lager auf, welches sie mit Bäumen im Zirkel umher verschanzen. Zwölf Eingänge oder Thore führen zu dem Lager, und jedes Thor steht unter den Befehlen eines vornehmen Anführers oder Generals. — Der Obergeneral muß ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit seyn, dieser ist zugleich auch Oberpriester, der die Zauberei und Wahrsagerei verstehen muß, den Götzen die Opfer bringt — doch sieht man keine Götzenbilder im Lager — und sie um Rath fragt. Er ist strenge gegen die Soldaten, läßt die Muthlosen und Flüchtigen auf der Stelle tödten

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß um diese Zeit eine Wanderung mehrerer Völker aus den Gebirgen Mittelafrika's in die Ebenen Statt hatte.

und auffressen, und feuert die Tapferkeit des Heeres durch nächtliche Reden an.

Der General hat die Knoten seines Haupthaars mit Bamba-Muscheln durchflochten; von einer andern Art Muscheln, die man auf der Küste fängt, ist sein Halsband. Ein Gürtel, oder Landes, von Straußeneiern geht um die Mitte des Leibes, welcher mit einem Zeuge aus Palmenfasern bedeckt ist. Kupferstreifen schmücken Nase und Ohren; auf dem Leibe sind viele Figuren eingeschnitten, und jeden Tag wird er mit Menschenfett frisch beschmiert, und roth und weiß angemalt. Zu seinem Gefolge gehören 20 bis 30 Frauen, die seinen Bogen, seine Pfeile und Becher tragen. Will er aus dem Becher trinken, so knieen sie alle nieder, klopfen in die Hände, und singen.

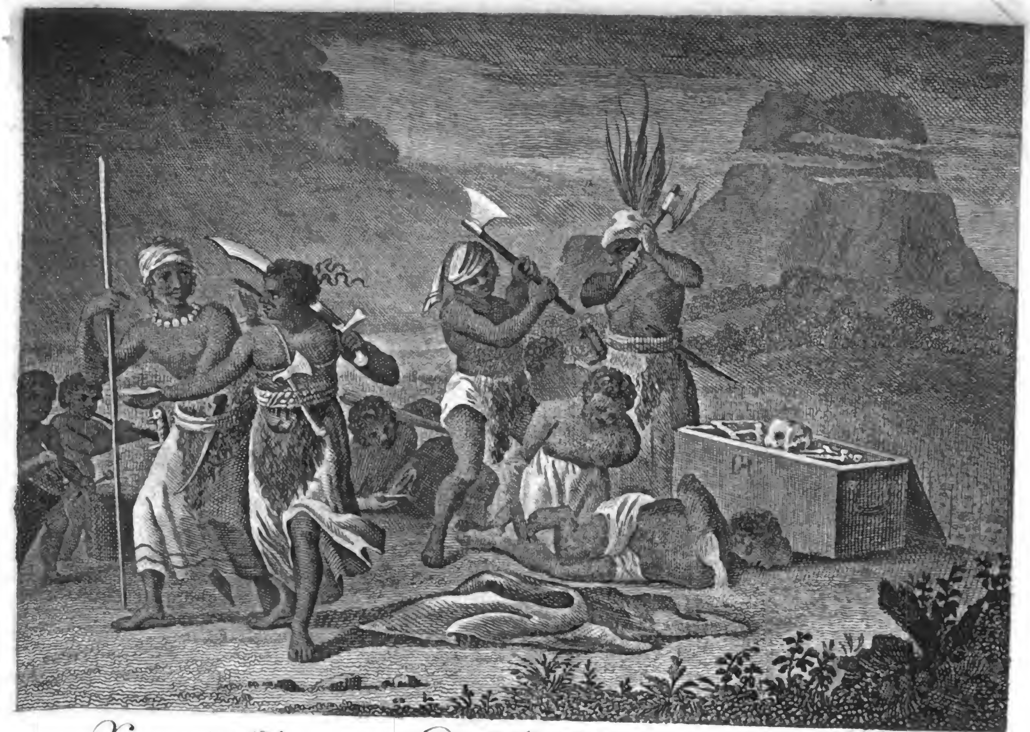
Die Frauen durchflechten ebenfalls ihre Haare mit Bambamuscheln, tragen viele Zierrathen um Hals, Arme und Beine. Es ist nothwendig, wollen sie anders nicht von ihren Männern verachtet, und bei den Mahlzeiten verstoßen seyn, daß sie sich in der obern und untern Kinnlade 2 Zähne ausziehen. — Die neugebornen Kinder werden (oder vielmehr wurden, denn eigentlich sind alle diese Nachrichten gar nicht von heute und gestern, und es kann sich nun manches sehr verändert haben) lebendig begraben, mithin muß das Volk die geraubten Knaben und Mädchen erziehen, die eine Beute ihrer Siege sind, um sich selbst damit zu ergänzen. — Andere erbeutete Menschen, die erwachsen sind, werden erschlagen und gefressen; aber dem Knaben, den man erhalten will, gibt man ein Band um den Hals, welches nur dann erst abgenommen wird, bis sie dem General das Haupt eines Feindes gebracht haben. Erst dann sind sie freie Leute und Gonsos (Soldaten).

Jede große Unternehmung wird mit Opfern und religiösen Feierlichkeiten begonnen. Ehe die Sonne aufgeht,

bringt man das Opfer, bei welchem der General auf seinem Stuhl sitzt, und links und rechts einen Zauberer neben sich stehen hat. 40 oder 50 Weiber stehen mit Zebraschwänzen um ihn her, wedelnd und singend, und hinter ihnen wird das Spiel von Trommeln und andern Instrumenten gehört. Auf einem großen Feuer in der Mitte stehet ein irdener Topf mit weißem Pulver, womit die Zauberer Stirn, Schläfe, Brust und Bauch beschmieren. Erst bei Sonnenuntergang sind die Zeremonien beendigt, wo die Zauberer dann dem General seine Axt oder Kasenja überreichen, und ihn ermahnen, tapfer gegen die Feinde zu seyn, weil sein Mokiso (sein Schutzgott) bei ihm sey. Hierauf bringt man ihm einen Knaben, den er sogleich tödtet; dann vier Männer, von welchen er zwei umbringt, die beiden andern aber außerhalb des Lagers umbringen läßt.

Alle diese Erzählungen haben kein Zeugniß, als das 200 Jahr alte von dem Engländer Battel, welcher den Gebräuchen der Weiber nicht mit zusehen durfte. — Man gab auch vor, daß dem General der Misiko erschienen sey, auf dessen Befehl 5 Kühe innerhalb, und eben so viel außerhalb des Lagers, und auch 5 Ziegen und 5 Hunde geschlachtet wurden, deren Blut ins Feuer gesprengt, das Fleisch aber jubelnd verzehrt wurde.

Die Grausamkeit dieser Völker ist schaudererregend. Ihre Lieblingsspeise ist das Fleisch der Feinde, und in dessen Ermangelung werden ihre Sklaven erwürgt, deren Blut sie auch begierig saufen; selbst das Fleisch ihrer nahen Verwandten und sogar ihrer Kinder verzehren sie ohne Abscheu; nur das Fleisch der Weiber darf nicht gegessen werden, dagegen werden diese zu Opfern gebraucht, welche Verstorbenen gebracht werden. Man zerbricht ihnen die Arme, und setzt sie mit dem Todten in das Grabgewölbe. In dem Chilongi, oder Lager, darf keine Frau niederkommen, wenn sie nicht mit ihrem



Xinga, als Oberpriester und Heerführer der Jaggas.

Kinde umgebracht seyn will. — Doch diese Grausamkeit soll einiger Orten nicht mehr so fürchterlich geübt werden, wiewohl sie ursprünglich gesetzlich durch die Schagga-Prinzessin Tembau Dumba gemacht worden ist, welche bei einem Stamm dieser Nation die Anführerin, und als eine große Kriegerin geachtet war. Um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, zerstieß sie ihren eigenen männlichen Säugling vor den Augen ihres Volks in einem Mörser, ließ ihn kochen, und machte eine Salbe daraus, die jeden unüberwindlich seyn ließe, der sich damit bestriche. Ihr Volk ahmte ihr in dieser Scheußlichkeit häufig nach. — Alle eigenen Knaben sollten eigentlich bei diesem Stamme gemordet werden, aber damit der ganze Stamm nicht ausginge, so durften die Knaben, die man als Kriegsgefangene erbeutete, zu eigenen Kindern aufgenommen, oder statt der eigenen Knaben fremde geopfert werden. Nur durften die am Leben erhaltenen nicht vor einem gewissen Alter ins Lager kommen, wo sie denn feierlich aufgenommen wurden.

Die Schaggas haben ihre Priester und Zauberer, die Shingili heißen, und zugleich Erklärer der Gesetze sind. — Die Todten werden bei ihnen gewaschen, die Haare schön gekräuselt, die Leichname aufs Beste bekleidet und mit wohlriechendem Pulver bestreut. Die Verwandten sammeln sich alle Monate am Grabe und singen drei Tage lang Trauergesänge. Die Leichname solcher Menschen, die sich um die Nation verdient gemacht haben, bewahrt man in hölzernen Särgen, die man mit Thierhäuten und Zeugen bedeckt. Diese Särge werden auch als Fetische angesehen. — Kranke Leute werden bei ihnen gemieden; Niemand nimmt sich derselben an.

Die Chilongi oder Lager können leicht abgebrochen werden, wenn man einen andern Wohnplatz suchen will. Jedes Lager hat 7 Abtheilungen, deren jede unter einem besondern Officier steht. In der Mitte des Lagers

sind die Wohnungen für den Hauptanführer und dessen Angehörige. Alle Schaggas fechten zu Fuß; Reiterei kennt man in diesem Theile Afrika's nicht.

In des Königs (Obergenerals?) Gegenwart darf sich Niemand setzen, außer der Golombolo, der Oberrichter und Oberst der Garden ist. Wer mit dem König spricht, muß sich zuvor auf die Erde niederwerfen.

So lauten die Nachrichten von diesem Volke. Man merkt leicht, wie verworren und mangelhaft dieselben sind. Es ist merkwürdig, daß Fremde, die mit demselben zu thun gehabt, oder gar sich unter demselben aufgehalten haben, doch keineswegs über Mißhandlungen klagen.

Die Gallas-, Schaggas- und Kafferländer, begreift man unter dem Namen: Inneres Südafrika.

Anmerk. Die Länder der Gallas s. Habesch.

Einwohner Oberguinea's.

Die Neger

sind ein großes weitausgebreitetes Volk, welches vorzüglich in Ober- und Niederguinea seinen Sitz hat, und deren sämmtliche Stämme uns noch nicht bekannt sind. Man rechnet auch die Gallas, und auch wohl die Einwohner von Nubien und Nigritien, von Monomotapa, Sofala, Zanguebar zu den Negern, da dieselben in Farbe, Bildung und Gestalt den eigentlichen Negern sehr ähnlich sind, wiewohl alle dazu gerechneten Völkerschaften ein große Verschiedenheit der Sprache haben!

In Senegambien sind die Hauptstämme der Neger die Fulahs, die südlich und nördlich des Senegals wohnen, die Jaloffen, ebenfalls südlich am

Senegal, und die Mandingos, die in ganz Senegambien, vom Senegal bis zu Sierra Leona hin ausgebreitet sind, und zu den echtesten Negern gehören. — Einige kleine Völkerschaften, die Sereren, Felupen, Papels u. a. m. gehören auch hieher.

Der Neger hat bei einer mehr oder minder schwarzen Farbe eine dicke sammetartige Haut, einen eigenen stark riechenden Schweiß und krauses, schwarzes, zuweilen auch röthliches Wollenhaar. Der Kopf ist schmal und zusammengedrückt, und der Untertheil des Gesichts tritt weit hervor. Die Nase ist gewöhnlich platt gedrückt, wiewohl es auch Neger mit erhabenen Nasen gibt, und die rothen Lippen sind hoch aufgeworfen. Die schön-geordneten ganz weißen Zähne werden statt der Zahnbürste mit einem faserigen Holze abgerieben, und rein und glänzend erhalten.

Meistentheils ist der Neger von starken Körperbau, die Brust breit und der Schenkel stark, die Beine gewöhnlich etwas eingebogen, und der Fuß durch das beständige Barfußgehen breit.

Der Neger ist kraftvoll und gelenkig und großer Anstrengungen fähig. Wäre seine Thätigkeit größer, wie wohlhabend müßte er unter seinem glücklichen Himmel seyn, wo fast ohne Mühe die edelsten Gewächse und Früchte dem Boden entsprießen! Aber seine Trägheit bringt ihn zuweilen in Gefahr, Hungers zu sterben.

Wir wollen erst, so weit das hier angeht, die Neger nach ihren Stämmen, und dann im Allgemeinen beschreiben.

Die Sereren, die meistens um das grüne Vorgebirge wohnen, in kleinen unterjochten Freistaaten leben, und in verschiedene Stämme abgetheilt sind, hält man für ein wildes Volk. Sie leben ziemlich im Naturzu-

stande und in kleinen Republiken, sollen nackt gehen, ohne Gottheit und Götter, gutmüthig und rachsüchtig, einfach in ihrer Lebensart, und dienstfertig und freigebig besonders gegen die Weißen seyn *).

Die Saracolets aus Galam sind unruhige Menschen, treulos, habsüchtig. — So schildert man sie uns, und mehr weiß man von denselben nichts.

Die Felupes, längs der Südseite des Gambia, und an der Nordseite des Casamanca, sind sehr wild und grausam, wohnen in Dörfern, bauen Reiß, Hirse, ziehen Rindvieh und Ziegen, sollen gern fremde Sitten annehmen, und gegen Dienste erkenntlich seyn. Ihre Oerter sind mit Pallisaden und Wällen befestigt. Sie sind kriegerisch und tapfer, daher sie auch von den vielzahlreichern Mandingos nie überwältigt sind. — Ihre Könige und Oberhäupter haben keine erbliche Würde, und manche sind ohne Alles Oberhaupt. Die Kleidung ist, wie bei den Negern überhaupt (der Schurz um die Lenden) und eben so die Religion; dieser macht ein Ochsenhorn, jener einen Baum, ein wildes Thier u. s. w. zu seinem Fetisch. Ob sie so überaus grausam, namentlich gegen Weiße sind, stehe dahin! — Die südlich des Domingoflusses werden als verträgliche Menschen geschildert.

Die Papels, südlich am Domingofluß, bewohnen die Insel Bissao nebst einigen benachbarten Inseln, haben ihre Könige, bei deren Tode mehr als 30 Menschen, sonderlich junge Mädchen und Sklaven erwürgt

*) Ihre Weiber sollen die schönsten im Morgenlande, ihre Viehheerden sehr zahlreich, ihre Unwissenheit in religiösen Dingen sehr groß, und ihre Geschicklichkeit im Feldbau bedeutend seyn. Ihre Leichen werden außerhalb der Dörfer in runden Hütten beigesetzt. Die männlichen Gräber haben oben auf der Spitze Bogen und Pfeile, die weiblichen einen Mörser (zum Reißstampfen).

werden, so wie man auch mit ihnen alle ihre Reichthümer begräbt *). Man erzählt, daß die Leiche des verstorbenen Königs vor der Beerdigung in die Höhe geworfen, und derjenige zum König ernannt wird, auf welchen der Verstorbene fällt (nach Andern der, auf welchen zuerst das Schilf der Hütte fällt, unter welcher der Leichnam stand).

Die **Bagnolen**, die in der Nähe der Felupen wohnen, sind ein kleines Völkchen, deren Weiber als gute Hausmütter gerühmt werden. Sie leben frei, und werden als frei und gesittet geschildert.

Die **Balanten**, nordwärts der Insel **Bussi**, bewohnen ein kleines Ländchen, leben als Republikaner, sollen sehr tückisch seyn und keinen Fremden ins Land lassen.

Die **Naulus** sind sehr geschickt im Weben von baumwollenen Zeugen.

Die **Fulahneger**, welche große Aehnlichkeit mit den Mohren haben, und weder so schwarz sind als die Neger, noch so platte Nasen, rothe Wurstlippen, breite Gesichter, krause Wollenhaare, sondern ein großes Auge, schöne Nase und angenehme Bildung haben, sind ein arbeitsames und fleißiges Volk, das sehr eifrig im Anbaue der Hirse, des Tabaks, der Baumwolle, der Erbsen

*) Die Vornehmen haben sehr regelmäßig künstlich den Leib tättowirt, und selbst den Töchtern des Monarchen von Bissao diente dies als Kleidung (nebst der kleinen Pagne um den Leib und einigen Korallenschnüren). Sie sind sehr gute Ruderleute; nennen ihren Hauptgötzen, der in kleiner Figur vorgestellt wird, **China**, (wiewohl jeder noch seinen besondern Fetisch hat), leben mit ihren Nachbarn in stetem Krieg, der aber in wenig Tagen meistens ohne Menschenblut beendigt ist, wenn man auch nur ein Dorf geplündert hat; verkaufen die Gefangenen, wenn der Ausgang des Krieges glücklich war, und halten den Ihrigen, die etwa im Kriege bleiben, feierliche Leichenbegängnisse. Besonders ist, daß sie eine Art Zeichensprache haben.

u. s. w. ist, und vortreffliche Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen hält. — Sie wissen höflich mit Fremden umzugehen, lieben die europäischen Waaren sehr, halten viel auf die Jagd, welche in ihrem wildpretreichen Lande treffliche Ausbeute gibt, und ergötzen sich an Tanz und Musik.

Die sehr gut gebildeten Weiber dieses Volks kleiden sich nett und geschmackvoll in feine Tücher und gestreifte baumwollene Zeuge, und putzen sich mit Bernstein, Goldkügelchen und Glaskorallen.

Die Straßen ihrer Dörfer sind weit und regelmäßig, und die Häuser zwar nur von Thon gebaut, und mit einem Strohdache gedeckt, aber allezeit durch die Frauen nett und sauber gehalten. Ein Pallisadenwerk umgiebt und schützt diese Dörfer. Innerhalb der Einfassung wird die Baumwolle gezogen, die sie selbst weben, außerhalb derselben aber auf der einen Seite der Mais und andere Getreidearten, und auf der andern Seite haben die Heerden ihren Standplatz, die von den reichen Weiden nach Hause getrieben sind. In der Mitte ihrer Hürden ist ein Wachthaus errichtet, um räuberische Menschen oder Thiere zu entdecken und abzuhalten. Um dieses Wachthaus herum stehen Pfähle, an welche sich das Vieh willig anbinden läßt, das Abends und Morgens gemolken wird. Vier bis fünf bewaffnete Männer halten des Nachts die Wache. Der Platz für die Felder und Heerden ist durch eine zweite Einzäunung von stachlichten Gewächsen eingeschlossen.

Der Fulah ist tapfer und beherzt, und hat sich mit seinen Hassagaien oder Wurfspießen und Lanzen, mit seinem Bogen, Pfeilen und Hirschfängern, und auch wohl mit dem Feuergewehr, in dessen Gebrauch er keineswegs ungeschickt ist, Achtung, selbst bei den kriegerischen Jalofsen, zu schaffen gewußt. Dennoch werden diese Menschen allgemein als sehr sanftmüthig und gutmüthig be-

schrieben, als Leute, welche Fremden gern dienen und helfen, und unter einander höchst friedfertig und einträchtig sind. Sie haben, wiewohl sie mitten unter den Negern leben, ihre eigenen Obrigkeiten, die aber äußerst gelinde und nach den Wünschen des gesammten Volks regieren. Dagegen thut jeder Untergebene was recht und billig ist, und wer anders handeln wollte, würde Allen zum Abscheu werden.

Reinlichkeit ist eine Haupteigenschaft des Fuliers. Seine Häuser, seine weiße baumwollene Kleidung, seine Geräthe, seine Milch und Butter, die er an Fremde abläßt, alles ist sauber. Wenn sie Jemandem von ihrer Butter oder Milch verkaufen, so sind die Kürbisse, worin dieselbe gebracht wird, äußerst rein, und die Frauen würden sich sehr schämen, wenn nur ein Haar darin gefunden würde.

Der Fulier ist ein eifriger Mahomedaner. In ihren Schulen wird das Arabische gelehrt, und sie verstehen und sprechen dasselbe daher fast alle neben ihrer eigenen Sprache. Brantwein und andere starke Getränke wird nicht leicht Jemand trinken. Uebrigens hält man sie für Abkömmlinge eines arabischen Stammes.

Die **Jaloffen** sehen schwarz wie Ebenholz, haben eine sammtartige Haut, sind schön schlank und lang gewachsen, mit lebhaftem Auge, vollen, wiewohl nicht geschwollenen Lippen und mit krauserem Wollenhaar. Sie werden von einigen Reisenden als höchst diebische Menschen, die selbst mit den Fußzehen Dinge aufzuheben und in den Gürtel hinein zu bringen wissen, und als Leute beschrieben, die alle Welt betrügen; als rohe viehische Menschen, wo der Vater den Sohn, und der Sohn den Vater zum Sklaven verhandelt; Menschen voll Lugs, voll Versoffenheit, voll Wollust. — Andere schildern sie als die besten und gutmüthigsten Leute, und zwar nach einem län-

gern Aufenthalte bei ihnen. — Es mag wohl ein Theil dieses Volks durch den Handel mit Europäern ziemlich verderbt, und ein anderer Theil in seiner ursprünglichen Einfalt und Schlichtheit geblieben seyn.

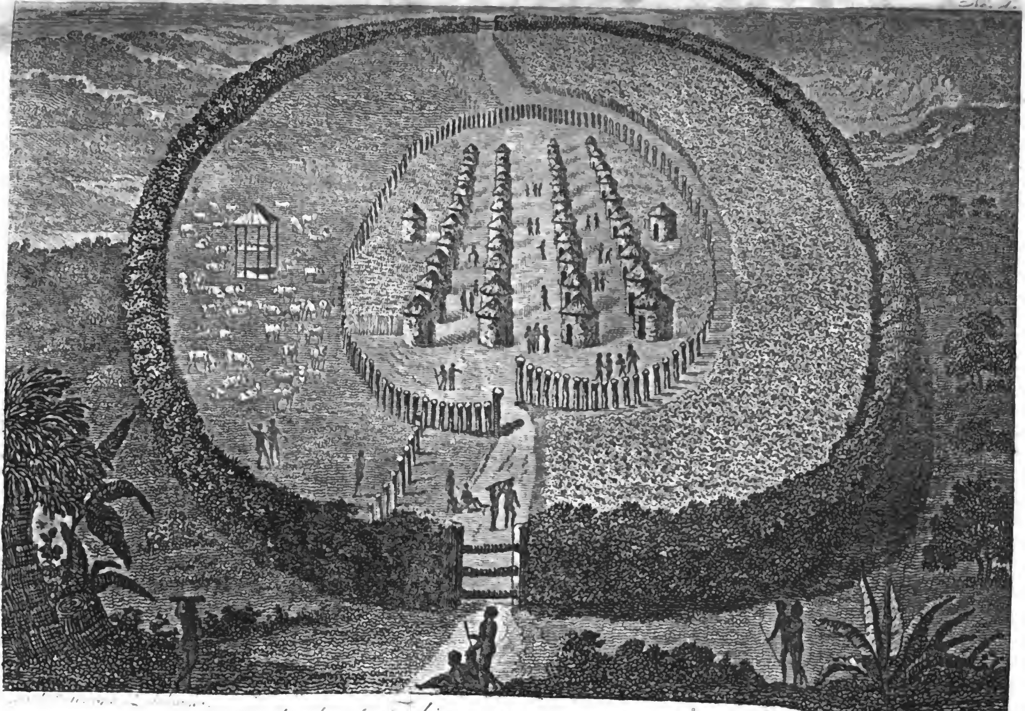
Die Frauen dieser Nation sollen sehr gelehrig und klug seyn, und gelten daher im Sklavenhandel an 20 bis 30 Pistolen mehr, als andere Negerinnen. — Die Männer treiben Jagd und Fischerei. Man verfertigt viele baumwollene Zeuge von großer Länge, aber kaum eines Fußes breit. Man näht diese Zeuge zusammen, und färbt sie blau und gelb.

Der Jaloffe besitzt viele Kameele, Rinder, Ziegen; baut Hirse und Früchte, hat seinen König, der unumschränkt regiert, und unter welchen der große Jerafo, oder Scherif, der Oberrichter ist, welcher von Zeit zu Zeit durchs Land reiset, und Klagen und Streitigkeiten schlichtet. Mit ihm zugleich reiset der Kondi, oder Vicekönig, und betreibt die nämliche Sache.

Anmerk. Die Nachrichten von diesem Volke sind freilich höchst unvollständig. Man hält sie für keine eigentliche Neger.

Die Mandingoneger, oder Soseer, welche aus dem Innern Senegambiens herstammen, haben die echte Negerform, starke Glieder, dicke Lippen, platte Nasen, tiefe Augen, sehr krause Haare, kurze untersetzte Statur, breite Schultern, und nicht ganz schwarze Farbe; sie machen eine zahlreiche Völkerschaft am Gambia.

Wenn Moore durch eine ihrer Städte reisete, so kamen alle, ihm die Hand zu reichen, ausgenommen einige Frauen, die davonliefen, weil sie noch nie einen weißen Mann gesehen hatten. Manche ladeten ihn in ihre Häuser ein, und führten ihm Weiber und Töchter herbei, damit sie den Fremden begrüßten. Diese setzten sich neben ihn, und bewunderten seine Sporen, Stiefeln und an-



Stadt der Fulier um ihre Pflanzungen.

dere Kleidungsstücke, und unterhielten sich mit ihm darüber.

Der Tanz wird, wie von allen Negern, auch von ihnen leidenschaftlich geliebt, und mit den wunderlichsten Sprüngen und Stellungen zuweilen an 24 Stunden fortgesetzt. Sie tragen meistentheils einen Degen, und sollen ihn auch zu führen verstehen, aber außer demselben führen sie auch ein Messer als Waffe. Vom Tabakrauchen sind sie sehr große Liebhaber, und bedienen sich dazu sehr langer Röhre von Holz und Köpfe aus Thon, beide von ihnen selbst gemacht, so wie sie auch den Tabak selbst erbauen. Ueberhaupt scheinen sie den Feldbau und die Viehzucht sehr gut zu verstehen.

Im Punkt der Ehre sind sie sehr empfindlich und gerathen leicht aneinander; selbst eine Art förmlicher Zweikampf scheint ihnen nicht fremd zu seyn, und es soll in ihren Streitigkeiten nicht selten seyn, daß einer den andern niedersticht.

Die Mandingos sind ein starker Schlag Menschen. Die Kinder werden schon frühzeitig abgehärtet, indem man sie täglich wohl einmal bis über den Kopf in kaltes Wasser taucht, und sie dann mit Palmöhl abreibt. Das Kind geht bis zum 9ten Jahre nackend, und hat keine Bekleidung und auch keinen andern Schmuck, als die Figuren, die man in den Körper eingeritzt oder eingestochen hat.

Zwei Krankheiten sind ihnen sehr gefährlich — die Elephantiasis, bei welcher die Beine unglaublich dick anschwellen, und der Guineawurm, oder Nervenwurm, den man im südlichen Asien, in ganz Senegambien und Guinea, und in Westindien findet. Er ist ein dünner, wohl an 3 Ellen langer Wurm, der sich an Beinen und Schenkeln — man weiß nicht, wie? — erzeugt, und nur mit langwieriger Mühe und nicht ohne Schmerz und Gefahr herausgezogen wird.

Der Mandingo ist ein Mahomedaner, und hütet sich daher vor Wein und Brantwein. Die in dem Reiche Galam wohnenden machen auf ihren weitläuftigen Handelsreisen zugleich die Glaubensprediger für den Mahomedanismus, so wie sie denn auch Arabisch lesen und schreiben können.

Die Mandingos in Bambuk kennen den Mahomed kaum dem Namen nach, haben keine Marabuts oder Priester unter sich, sind ein harmloses friedliches Volk, welches freilich, wie fast alle Neger, der Müßiggange sehr ergeben ist, aber nicht dem Menschenraube, daher es auch nur wenig Sklaven unter ihnen gibt, wiewohl sie viel derselben bei ihrem Bergbaue brauchen könnten.

Die Mandingos am Gambia behandeln ihre Sklaven auch sehr gut, und wollten sie einen derselben, ausgenommen Verbrechen wegen, verkaufen, so liefen alle nach dem nächsten Reiche, und fänden gewiß Schutz.

Der Bambukaner ist so friedlich, daß bei den jährlichen Einfällen der Kassonen, die etwa 500 Mann stark kommen, und Alles plündern und verheeren, sie lieber in die unzugänglichen Felsen von Tambaura sich zuvor verstecken, als sich vertheidigen.

In jedem Dorfe haben sie ihren Versammlungsort, die Bentaba, eine auf Säulen ruhende und mit Stroh gedeckte Halle, welche die sämmtlichen männlichen Einwohner eines Dorfs faßt, die über 12 Jahr sind. Hier werden alle öffentliche Angelegenheiten verhandelt und Klagen geschlichtet; hier kommt man Tagelang vom Morgen an zusammen, Tabak zu rauchen, zu spielen, zu erzählen. Nach Sonnenuntergang kommen auch Weiber und Mädchen, und die letztern überlassen sich dem Vergnügen des Tanzes mit einer wüthenden Heftigkeit. In

den tollsten und unanständigsten Stellungen, unter dem betäubenden Lärm der Trommeln und anderer Instrumente, und unter dem Zujauchzen und Händeklatschen der Zuschauer, die dadurch den Takt angeben helfen, rasen und springen sie umher.

Der bambukanische Mandingo hält sich so viel Frauen, als er bei der Fruchtbarkeit seines Bodens ernähren kann. Wenn er den Aeltern ein Paar Pfund Salz, ein wenig Gold und etwa auch ein Stück Vieh, der Braut aber einige Pagnen, einige Paar Korduanpantoffeln, Putzsachen von Glaskorallen, Bernstein, einige holländische Thaler, und etwa einige Körbe Hirse geben kann, so kann er selbst die Tochter eines Oberhaupts zur Frau haben.

Sind die Geschenke angenommen, so führen die Aeltern ihre Tochter in das Haus des zukünftigen Mannes, unter zahlreicher Begleitung von Weibern, Tänzern, Musikanten, Sängern und Sängerinnen, die Braut und Bräutigam höchlich rühmen. — Die Braut zieht vor der Hütte des Bräutigams die Pantoffeln aus, nimmt eine Kürbißflasche mit Wasser, und pocht an die Hütte. Man macht auf; sie nähert sich dem zukünftigen von den Angesehensten seiner Familie umringten Gatten, wirft sich vor ihm nieder, und gießt ihm etwas Wasser aus der Kürbißflasche auf die Füße, welches sie ihm dann mit dem untersten Theile ihres Leibschurzes abtrocknet. (Auf eine ziemlich ähnliche Weise mit Knieen und Fußwaschen, empfängt bei den übrigen Mandingos jede Frau ihren von einer Reise heimkehrenden Mann.

Der Bambukaner ist gegen seine Landsleute sehr offen und gastfrei, und mißtrauisch gegen die Weißen, deren List und Tücke er also wohl kennen gelernt hat. — Ein reisender Neger darf dreist in die erste beste Hütte eintreten; Niemand verweigert ihm, was er ihm geben kann; Kleider, wenn es ihm daran gebricht, und Essen und

Trinken. Er grüßt den Hausherrn, setzt sich mit zu Tische, ißt, und geht mit einem herzlichen Wunsche weiter.

Das Fest der Beschneidung ist bei allen Negern in Senegambien ein wichtiges Fest, und im Bambuk ist es das höchste von allen, welches schon zwei Monat vorher angekündigt wird. Man bereitet Knaben und Mädchen durch eine eigene Diät darauf vor, schmückt am bestimmten Tage das ganze Dorf mit Laubwerk und Blumen, und singt Gesänge. Die Zerimonie findet auf einer Erhöhung unter dem Bentaba Statt, wo sich das Oberhaupt und die Aeltesten befinden, und wo alle erwachsene Mannspersonen — nicht aber die Frauen — zuschauen dürfen. Paarweise werden die blumenbekränzten jungen Leute, erst die Knaben, dann die Mädchen, herbeigeführt, und die Operation, unter dem betäubenden Lärm der Spieler und Sänger, an ihnen verrichtet, damit Niemand das Klaggeschrei der jungen Opfer höre. — Das Oberhaupt mit den Aeltesten verrichtet die Operation, und nur ihnen sind die Mittel bekannt, wie das Blut gestillt, und den üblen Folgen der Wunden vorgebeugt werde. (Mehr s. nachher.)

Vierzig Tage schwärmen nun die jungen Leute ganz nach ihrer Lust und Laune herum; aber zur Verhütung aller Thorheiten schwärmen auch die Mumbo Jumbos, von welchen wir noch hören werden, überall mit dicken Peitschen umher, mit welchen sie beide Geschlechter auseinander treiben.

Uebrigens hält der Bambukaner große Heerden Rindvieh, welches durch Pallisadenwerke des Nachts gegen Raubthiere geschützt wird; ißt gern Hirsenbrei, schmiert sich, wie fast in allen heißen Ländern, um übermäßige Ausdünstung zu verhüten, Körper und Haare mit frischer Butter ein, schmiedet Armbänder und Ohrringe von Gold, verfertigt Ackergeräthe von Eisen, weiß feines schwarzes, gelbes und braunes Leder zu bereiten,

und Sandalen (Pantoffeln), Mützen, Halbstiefeln und Beutel daraus zu fertigen; Tabakspfeifen zu machen, und das Gold seiner Flüsse und Berge, wenn auch nicht kunstmäßig, aufzusuchen.

Die drei Erbkönige des Landes Bambuk mögen wenig bedeuten, und sind arm, da sie von den Unterthanen gar nichts erhalten, und ohne Einwilligung der Nation nichts vornehmen können, auch in der Versammlung auf dem Bentaba nur Eine Stimme haben. — Die Oberhäupter der Dörfer (Farims oder Elemanni) können den König absetzen, und einen neuen wählen. Auch die Dorfoberhäupter, gewöhnlich aus den Aeltesten erwählt, haben keine große Gewalt, und keine Einnahmen. Das Volk ist souverain, und in den Versammlungen desselben werden die Rechtssachen geschlichtet.

Die Könige führen einen Strick um den Kopf und einen eisernen Ring um den Hals, als Zeichen der Würde, welche Macht hat Gefangene zu machen.

Wir müssen, bei Angabe der Negervölker, noch der schwarzen Portugiesen in Niedersenegambien gedenken, die, mit völliger Negerbildung, für Weiße gehalten seyn wollen, sich, so viel ihnen möglich ist, portugiesisch kleiden, auch ein verdorbenes Portugiesisch sprechen, und für Christen gelten, mit deren Christenthum es jedoch nicht weit her ist.

Sie mögen wohl Abkömmlinge der Portugiesen seyn, welche vor Jahrhunderten diese Küsten befuhren.

Wiewohl an Sprache und Gestalt sehr verschieden, sind doch alle diese Negervölker Senegambiens und Guinea's in Sitten, Gebräuchen und Meinungen einander sehr ähnlich.

Das gewöhnlichste Nahrungsmittel ist Reiß, Hirse, oder Maismehl, welches man in ausgehöhlten Kürbissen warm aufträgt. Die Reichen thun noch etwas Milch, Vögel und Fische hinzu; aber Vieh schlachtet Niemand gern, außer bei besondern Festlichkeiten. Man kocht aus diesem Gemenge zwei einander sehr ähnliche Gerichte, wovon das eine Sanglet und das Gewöhnlichere Kuskus heißt. Den Kuskus nimmt man in kleinen Beuteln mit auf Reisen. Brodt kennt man in Untersenegambien, wo man es aus Kassare verfertigt. — Man ißt täglich nur einmal, und zwar nach Sonnenuntergang. — Der türkische Pillau, welcher hie und da bekannt ist, ist ein Herrenessen.

Uebrigens ist man weder hier, noch in Guinea in der Wahl der Nahrungsmittel sehr ekel. Außer einer Menge von Wurzeln, Gewächsen und Früchten, welche die Natur in großer Menge liefert, ißt man fast alles Fleisch, und am liebsten halbverfaultes, sowohl von vierfüßigen Thieren, Elephanten, Krokodilen, Kühen, Ziegen, als von Schlangen, Eidechsen u. s. w. Heuschrekken sind ein gewöhnliches Gericht. Schlachtet man ein Stück Rindvieh, so ißt man die Eingeweide, Pfoten und Gedärme, wenn man sie nur ein wenig über dem Feuer geröstet hat. Man muß nicht glauben, daß die Gedärme vorher gereinigt sind — das ist zu umständlich —! Die Gedärme kleiner Thiere, z. B. von Hühnern, röstet man auch nicht einmal, sondern man kommt kürzer dazu, dieselben gleich roh zu verschlingen. — Der Senegalneger ist noch am reinlichsten, wiewohl er auch mit den Händen seinen Kuskus aus der Schüssel nimmt. Er wäscht sich aber vor und nach der Mahlzeit den Mund und die rechte Hand (nach maurischmahomedanischer Sitte) nimmt aber gewöhnlich das Wasser dazu, wovon man getrunken hat.

Um Sierra leona ist Reiß die tägliche Kost. Man kocht ihn trocken ein, gießt Palmöhl, oder eine

Brühe darüber, die mit Fischen, Fleisch, Federvieh, mit einigen Gewächsen zusammengekocht, und mit vielem Pfeffer, Gewürz und Palmenöhl zugerichtet ist.

An der Goldküste bereitet man durch Backen, mehr noch durch Kochen, ein Brodt aus Mais. Yams, Bataten und andere Wurzeln waren hier und in andern Gegenden das einzige Brodt, ehe man Europäer kennen lernte. Man ist überhaupt sehr genügsam, außer wenn man beim Schmause ist, zumal bei einem europäischen, wo man sich das Beste herausholt, und mit einer Gier sich besorgt, als wollte man auf einen Monat sich satt essen.

Man ißt in Guinea vieler Orten vorzüglich Fische, am liebsten mit einer Brühe von Pfeffer und anderm Gewürz begossen; genießt alle Arten Fleisch, und außer den schon genannten zahmen und wilden Thieren, auch Affen, Hunde, Katzen, Ratten und Krokodilen-Eier (am liebsten, wenn das Krokodilchen schon darin ist). Aber Salat wird kein Neger essen, weil sie nicht Thiere seyn wollen, die Gras fressen.

Der Dahomeier hat wenige, aber gute Gerichte. Eine schwarze Suppe von Fleisch und Fisch, mit vielen Gewächsen zubereitet, mit viel Pfeffer und Salz gewürzt, und mit Palmöhl fett gemacht, ist das vorzüglichste. Man thut noch ein durch Gährung bereitetes Gewürz, von dem Saamen der wilden Tamarinde dazu, die der Suppe einen köstlichen Geschmack (den haut gout von Asa foetida) geben soll. Mais oder Hirsen wird gesäuert und ungesäuert zu einem wirklichen Brodt gebacken, oder zu einem Pudding gekocht.

Das gewöhnliche Getränk aller Neger ist Wasser, auch trübes und fauliges. Milch aber ist auch sehr beliebt. — Das hindert aber nicht ihre Liebe zu starken Getränken. — Man weiß, wie wichtig der Brantwein für den Sklavenhandel ist. Man gibt Alles hin; die

Oberhäupter verkaufen ihr Volk, die Väter und Söhne ihre Kinder und Eltern, um diesen Göttertrank zu erlangen. Und wo eine feierlich religiöse Handlung vorgeht — Hochzeit, Begräbniß, Rath halten — da muß so stark getrunken werden, daß gewöhnlich blutige Auftritte daraus entstehen. Der Europäer kann seinen Negerbedienten eher Alles anvertrauen, als Brantwein.

Eine Art Bier aus Getreide, Bull, und eine andere Art Bier aus den Früchten eines Baums, Farob, braut man in Senegambien. — Palmwein kannten alle Neger vor den Europäern. Man zapft den Saft der Kokos- und anderer Palmen ab, indem man Einschnitte in den Baum macht, einige Blätter da hineinsteckt, und den auströpfelnden Saft in Töpfen auffängt. Nach vier und zwanzig Stunden Gährung ist der Saft trinkbar und berauschend. Am dritten Tage ist er am stärksten; am vierten aber wird er Essig.

Die Weiber dürfen öffentlich nicht ohne besondere Vergünstigung starke Getränke nehmen, so wie sie auch bei Mahlzeiten den Männern aufwarten müssen, und erst nach ihnen essen dürfen. — Doch die Aermern sollen diese letztere Sitte so sehr nicht befolgen.

Uebrigens werden die Mahlzeiten immer nur Abends gehalten, wenigstens in Senegambien.

Die Kleidung der Neger ist im Ganzen sehr kunstlos. Man trägt am Senegal ein Stück Leinwand zwischen den Beinen durchgezogen. Man befestigt es mit einer Schnur um die Mitte des Leibes, und läßt die beiden Zipfel vorn und hinten herabfallen. Dieses Kleidungsstück heißt in Sierra Leona Tutunjeh, und wird sonst auch Pagne genannt. Ueber die Schultern hängt nachlässig ein viereckiges Stück Baumwollenzeug, etwa wie eine Serviette groß. — Dies ist die eigentliche Pagne, welche die Weiber fast wie ein Mäntelchen um-

nehmen, so, daß auch zuweilen der Kopf damit bedeckt wird. Man legt sie ab, so oft sie beschwerlich ist. Um die Lenden tragen die Frauen ebenfalls eine Pagne, welche aber wie ein Schurz um dieselben her gewunden wird. — Kinder beides Geschlechts haben bis zum mannbaren Alter gar keine Bedeckung.

Manche Vornehme tragen auch eine Art Kutte, die fast wie ein Hemde gemacht ist, und im Winter Beinkleider, die um so schöner sind, je weiter sie sind. Auf dem Kopfe haben sie eine kleine Bastkappe. Die Füße sind unbedeckt, und nur Leute von Stande tragen lederne Sohlen, die man mit Bändern befestigt. Das kurze Wollenhaar putzt man mit Grisgris, mit Stückchen Leder, Silber, Korallen, Kupfer; das Ohrengehänge ist von eben den Metallen.

Sehr putzsüchtig sind die Frauen in Senegambien. Sie geben ihren Pagnen tausenderlei Formen, haben allerlei Korallen und Flitterwerk in den Haaren, tragen Fontangen, die je höher, je schöner sind, haben eine Menge Arm- und Fußringe, Ohrengehänge so schwer, daß sie mit Bändern auf dem Kopfe befestigt werden müssen, damit die Ohren nicht zerreißen. Weiber, aber auch wohl Männer, tragen als hohen Staat ein Bündel kleiner Schlüssel an der Seite.

An der Goldküste scheert der Neger den Kopf, und zwar der ältere Neger fast ganz kahl; die andern aber lassen die geschornen Figuren von Blumen und andern Dingen darauf stehen. Einen Bart tragen sehr wenige; keiner aber leidet Haare an irgend einem andern Theil des Körpers, außer Kopf und Kinn. An Ringen in Ohren, um Arme und Beine läßt man es nicht fehlen, und besonders sind die Finger der Frauen alle beringt, ja, selbst unter dem Knie ist noch eine Schnur Korallen angebracht, wo die Bastfaden der Schnur in großen Büscheln herabhangen. Auf dem Kopfe bleibt bei den Damen nur ein

Schopf Haare stehen, in welchem Papagaien-Schwanzfedern, Goldschmuck u. s. w. eingeflochten sind. Der Leib wird mit wohlriechendem Talg überstrichen, auf welchen dann verschiedene Farben aufgetragen werden. Man hat Hölzer, in welche mancherlei Figuren geschnitten sind, welche man in Farbe tunkt, und auf verschiedene Theile des Körpers abdruckt. Für das Gesicht wählt man am liebsten die blauen und grünen Farben. Schwangere Damen aber legen allen Schmuck und alle Schminke ab, und lassen sich dagegen mit einer Menge Grisgris behängen.

In Dahomei trägt man weiße oder bunte kattunene Unterkleider, und darüber ein großes vierecktes Tuch. Vornehme tragen dieses Tuch von Sammt oder Seide, und bis 18 Ellen groß, und hier und in Sierra Leona trägt der Vornehme auch einen Hut, da man in den andern Negerländern Kopf und Füße unbedeckt hat. In Dahomei darf nur der König Pantoffeln haben, so wie sich überhaupt in diesem Lande Trachten nach den Ständen unterscheiden. Ein Staatsminister hat einen Stock von Elfenbein; geringere königliche Diener (Kabosiers) einen plumpen Säbel mit hölzernem Handgriff; Krieger tragen ein Kleid von den Fasern der Palmblätter gemacht, eine Büchse nebst dem Pulverhorn aus einer Kalabasse, und den Leib bemahlen sie mit fürchterlichen Figuren. Auch führt jeder Dahomeier einen Beutel mit Flintensteinen, Tabak, Stahl und Zunder und zwei Tabakspfeifen. Die Weiber haben weit mehr Tücher und Zeuge, sich zu bedecken, als die andern Negerinnen.

Der Quaquaneger sucht seinen höchsten Staat in langen Nägeln, in scharf gefeilten Zähnen und in langen geflochtenen Haaren, welche er mit Palmöhl und rother Erde einkleistert. In die Haare flechtet man die

Haare der Weiber ein, und dieser Wulst ist dann der höchste Staat des Quaquas.

Fast unter allen Negervölkern herrscht die Sitte sich Einschnitte in die Haut zu machen, und jede Nation hat ihre eigenen; daher dieselben auch als Nationalunterscheidungszeichen gelten. — Am Senegal und Gambia scheint man jedoch wenig auf diese Sitte zu halten; besonders wird das Gesicht mit Einschnitten versehen, und diese bestehen aus wagerechten oder senkrechten Linien, oder laufen in Winkeln zusammen; runde Zeichen sind selten. Manche Nationen haben kleine krumme Schnitte, fast von der Figur eines Kreuzes, andere schief von den Augen nach den Wangen zulaufende; andere tättowiren die Stirn, und bei einer Nation wird sogar Brust und Bauch mit Laubwerk eingeschnitten, welches eine künstliche Einfassung hat. Der Dahomeier hat nur ein kleines Zeichen zwischen den Augenbrahnen; der Whidaer zeichnet Stirn und Wange also, daß sie das Ansehen von Pockennarben bekommen; der Ardraer weiß seine Einschnitte auf den Backen so zu heilen, daß sie gegen das Ohr zu erhöht stehen; und die Mahis machen auf der einen Backe drei Querschnitte, und auf der andern ein Kreuz.

Seltsam ist es, daß man um Sierra Leona nicht das Gesicht, sondern Rücken und Lenden, Bauch und Brust tättowirt. Es ist eine schmerzliche und gefährliche Operation, die man an den Kindern vornimmt, sobald sie einige Monate alt sind. Man verrichtet dieselbe in allen Gegenden nicht auf einerlei Art, und nicht mit einerlei Werkzeugen. Das allerkünstlichste dieser Bezeichnungen ist, die Haut so aufzutreiben, daß sie das Aussehen von erhobener Arbeit bekommt.

Die Wohnungen der Neger haben ziemlich überall die Gestalt von Bienenkörben, denn die Wenigen

am Gambia, die europäisch eingerichtet sind, machen eine Ausnahme. Einige Pfähle in die Erde geschlagen, um welche die Rohrwände, oder Wände von rothem Lehm befestigt werden, oben eine Rohr- oder Strohdecke darüber, eine Thür, in welche man hineinkriechen muß, sind am Senegal die Hauptthеile der zehn bis funfzehn Fuß breiten Hütte. Ein Reicher, welcher mehr Hütten hat, zieht um diese einen Zaun von Rohr. Jeder bauet dahin, wohin es ihm gefällt; daher denn bei einem Negerdorfe gewöhnlich nicht an Gassen zu denken ist. Am Gambia und bei den Fulahs ist das Dorf mit einer zirkelrunden Einfassung umgeben, die entweder eine lebendige Hecke oder eine todte ist, und dazu dienen soll, den Einbruch wilder Thiere abzuhalten, wogegen aber das Trommeln und Schreien, und die angemachten Feuer doch bessere Dienste thun müssen. — Inwendig im Kombet oder in der Hütte brennt beständig Feuer. Der Rauch muß seinen Ausgang durch die Thür nehmen, und ein Europäer kann daher kaum in derselben aushalten. Mehrere Kombets machen erst eine Wohnung, indem das eine Kombet statt Speisekammer, das andere zur Küche, das dritte zum Schlafzimmer u. s. w. dient. Arme haben zwei bis drei derselben, reiche Leute an dreißig, und Könige wohl hundert. Alle sind mit Stroh gedeckt. Ein Inbegriff solcher Hütten, woraus ein Dorf besteht, ist ein so verworrenes Labyrinth, daß sich ein Unbekannter kaum herausfinden kann. Um jede Wohnung stehen Bäume; sie stehen aber, wie sie der Zufall da oder dorthin pflanzt.

Des Damels (des Königs in Cajor) Palast ist der prächtigste. Ehe man an das Thor der ersten Ringmauer kommt, trifft man ein weites und freies Feld, wo das Dutzend Pferde zugeritten wird, welches derselbe besitzt. Außerhalb dieser Ringmauer stehen die Kombets der großen Herren des Hofs. Durch einen breiten mit Kalebassen-Bäumen bepflanzten Weg kommt man in den

Palast, und die Diener des Königs haben an beiden Seiten des Weges ihre Wohnung, immer näher nach den Kombets des Damels oder Königs zu, je höher sie im Range sind. Jedes Kombet seiner Majestät ist mit Palisaden umgeben. Die Weiber des Königs, deren etwa 30 sind, haben ihre eigenen Wohnungen, jede mit 5 oder 6 Sklaven zur Bedienung.

Manche reiche Neger, sonderlich am Gambia, bauen ziemlich europäische und viereckte Häuser. — Ueberhaupt vermischen sich auch in diesen Gegenden die alten ursprünglichen Sitten mit den europäischen. Man theilt die langen Häuser in Kammern und Zimmer ab. Diese sind mit Fenstern versehen, die aber der Hitze wegen nur sehr klein sind. Ein Vorhof vor dem Eingang dient für Besuche, zum Essen und zu den Geschäften. Die Mauern der Häuser sind drei bis viertehalb Ellen hoch, und bestehen aus Lehm- oder aus Rohrwänden, in und auswendig mit einem Gemenge von Thon und Stroh bekleidet.

So schlecht die Wohnungen sind, so elend ist das Hausgeräthe. Der vornehmste Herr hat einige irdene Töpfe, einige hölzerne Gefäße, einige entzwei geschnittene Flaschenkürbisse oder Kalebassen statt der Becher, und eine Menge Grisgris.

Wenn man sich in Senegambien mit einer Thür begnügt, so hat man in Guinea deren zwei, um den Luftzug zu befördern. Auf den Hauptpfählen sind die, in eine Spitze zusammenlaufenden Sparren befestigt, welche mit Schilf überlegt sind. Aber die Vornehmen erbauen sich auch hier Häuser mit Sälen und Zimmern, haben kostbares Hausgeräth, Trinkgefäße, Löffel von Silber, Schüsseln und Schalen von Zinn, Messer, Gabeln, Tische und Bänke. — Die Betten bestehen aus einer Flechte, die auf Queerhölzern befestigt ist, welche einen Fuß hoch

über der Erde auf Gabeln ruhn. Eine Strohmatte darüber, ist ihre ganze Bedeckung. In einem oder zwei solcher Betten schlafen Herrschaft, Kinder und Gesinde untereinander.

In den meisten Dörfern ist (wie schon bei den Bambukanern erwähnt wurde) ein freier Platz, der Bentang, oder welchen Namen er sonst führte, für den Palawer, oder für die Berathschlagung und für jede Zusammenkunft ernster und lustiger Art. Manche Dörfer haben ein Haus, Bourrie, welches zu diesem Zweck bestimmt ist; andere nur einen offenen Platz mit einem großen Baum. Auf diesem Platz werden Lebensmittel verkauft, und man kommt hier Abends zusammen, um Mährchen zu erzählen, oder zu tanzen u. s. w.

Werden durch Kriege und andere Zufälle die Neger von ihren Wohnungen vertrieben, so machen sie sich wenig daraus; denn man baut sich leicht und ohne Mühe an andern Orten wieder an. Das wenige Hausgeräthe aber läßt sich leicht retten.

Der Neger überläßt sich seinem natürlichen Hange zur Trägheit, und arbeitet nicht mehr, als gerade zur höchsten Noth seyn muß. Er ist nur im Tanzen unermüdlich, und man kann sagen, daß auf der ganzen Negerküste alle heitern Abende, und ein großer Theil der Nacht, mit Tanzen verbracht werden, und so gern der Neger tanzt, so gern plaudert er auch. Die Fulahs jedoch haben den Ruf des Fleißes im Ackerbau und in der Viehzucht. Am liebsten baut man den Tabak, der so gern geraucht wird, und nächst dem Baumwolle, wiewohl von der letztern lange nicht genug. Uebrigens pflanzt man Hirse, Mais, Reiß, Melonen und mancherlei Küchengewächse. Die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, sind sehr einfach, und meistentheils blos eine Hacke. Jeder kann ungehindert so viel Land nehmen, als er ha-

ben will, und es entsteht darüber niemals Streit. Man haut mit einer Axt das stärkere Buschholz um, und rottet mühsam die Wurzeln aus, oder aber, man brennt einen ganzen Platz ab, und baut ihn an, indem man mit der Hacke die Erde ein wenig aufkratzt. Bei der zweiten Bestellung werden, einen Monat vor der Regenzeit, die Stoppeln angezündet, deren Asche statt Dünger dient. Der Mann zieht mit Eintritt der Regenzeit die Furche, hinter ihm geht ein Weib und wirft den Saamen ein, und ein kleines Kind hinter dieser macht die Furche zu. Die größte Mühe macht das Jäten mancher Felder, noch mehr aber die Beschützung derselben gegen Thiere. Denn wiewohl am Senegal alle Felder umzäunt sind, so ist doch das nicht hinlänglich, sondern man hat 3 Ellen hohe Gestelle für Weiber und Kinder errichtet, die die Felder hüten, damit sie, sobald sich Schaaren von Vögeln, oder ein Trupp Schweine, Affen oder Elephanten nahet, ein großes Geschrei erheben. Des Nachts zündet man Feuer um die Felder her an. Am Senegal thut man reiche Erndten, und alle Einwohner eines Dorfs heben den Ertrag derselben an einem gemeinschaftlichen Platze in Körben auf. Auch haben sie gemeinschaftlich das Feld bearbeitet, selbst Könige und Priester nicht ausgenommen.

Bei allen Negern ist die Bestellzeit die Zeit fröhlicher und lustiger Feste. In vielen Gegenden geht der Eigenthümer der Pflanzung in Begleitung von Gueriots oder Sängern mit seinen Arbeitern auf das Feld. Die Gueriots schlagen ihre Trommeln aus Leibeskräften, und der Herr mit den Arbeitern stimmen singend dazu mit ein. Die Arbeiter sind ganz nackt, und kratzen die Erde ganz leicht mit den leichten Hacken oder Spaten auf (deren Eisen wie ein Halbmond gekrümmt, und nicht über 3 Zoll breit ist), machen aber so heftige Bewegungen, daß man meinen sollte, sie hätten die allersauerste Arbeit.

Mehr als für ein Jahr genug ist, erbaut sich der Neger nicht, wiewohl er aus Erfahrung weiß, in welche Hungersnoth er durch Mißwachs gesetzt wird. — In den meisten Gegenden, besonders bei den Fulahs und Jaloffen, gehören, wie schon erwähnt ist, die Ackerfelder oder Luganen einem Dorfe gemeinschaftlich, die Gärten aber jedem Eigenthümer allein. In andern Gegenden behauptet der Despot, daß Alles ihm gehöre, und die Unterthanen müssen ihm und den großen Herren die Felder bearbeiten.

Viehzucht betreibt man eigentlich nur in solchen Gegenden, wo Europäer sich angesiedelt haben. Am stärksten darin sind die Fulahs. Im Reiche Akra muß auch starke Viehzucht seyn, denn es kommen von dorther ganze Heerden. Der Neger aber benutzt nur die Milch, selten das Fleisch seiner Heerde. Viele wissen aber auch nicht einmal das Vieh zu melken, und Butter wird nur einiger Orten bereitet.

In der Jagd leistet der Neger nicht viel, außer an solchen Orten, wo er Feuergewehr besitzt, wie am Senegal und in Dahomei, wo man vortreffliche Schützen trifft. Den Elephanten fängt man in Gruben, und tödtet ihn mit Wurfspießen; seltener wird auf ihn von 100 oder 200 Menschen eine eigentliche Jagd angestellt, wo die Wurfspieße so lange auf das Thier geworfen werden, bis es erliegt. Fällt es, so wird es mit Beilen zerhauen, und jeder Jäger nimmt seine Portion mit nach Hause. Dem Anführer oder Herrn der Jagd gehören die Zähne.

Glücklicher und geübter sind die Neger in der Fischerei, und die meisten Küstenbewohner sind Kubalots oder Fischer.

Ein Zug mehrerer Kanots, jedes zu 10 bis 12 Mann, kann leicht Fische genug fangen, um 200 Personen damit

zu sättigen. Man fischt mit Netzen, und mit Angeln, ja man harpunirt manche große Fische und fehlt selten. Manche fischen auch des Nachts, indem sie durch angezündete Holzstücke die Fische anlocken. Die Angeln erhalten sie von Europäern, die Harpunen aber verfertigen ihre eigenen Schmiede. — Da sie die Fische nicht einzusalzen verstehen, so trocknen sie dieselben. Freilich werden sie stinkend, aber das hindert den Neger nicht, diese Kost vortrefflich zu finden.

Die Künste und Handwerke des Negers sind noch in ihrer ersten Kindheit, und wiewohl sie lange schon mit Europäern umgegangen sind, so haben sie dennoch wenig von ihnen gelernt. — Die Weiber spinnen und krempeln Baumwolle, und weben Handbreite, zwei bis drei Ellen lange Stücke daraus, und nähen diese zu Kleidern, Gürteln, Matten, Segeln u. s. w. zusammen. Die Jaloffen sollen jedoch über 20 Ellen lange, und 9 Zoll breite Stücken weben. In einigen Gegenden Senegambiens reisen die Weber mit ihren Stühlen im Lande umher; in Sierra Leona aber verfertigt jede Familie sich ihren Bedarf selbst. Die Kattune der Whidaer werden vorzüglich geschätzt, so wie auch dieses Negervolk aus Palmblättern und aus den Blättern des Cyperus mancherlei grobe und feine Zeuge zu weben verstehet. — Die Kunst zu färben ist dem Neger nicht fremd. Am Senegal färbt man blau, mit Indigo, und schwarz; und in Benin auch grün, roth, gelb mit dem Absud gewisser Hölzer. — Die Matten, welche man webt, dienen fast überall als Münze.

Die Kunst Seife von Palmöhl, von dem Fette mancher Insekten, von Bananasblättern zu machen, kennt man in Guinea, und vorzüglich in Benin.

Leder wird in Senegambien, wie in Bambuk bereitet, zu Scheiden für Messer, Dolche, zu Sätteln, Ta-

schen, Pantoffeln, und vor allen Dingen zu Grisgrisfutteralen, in welche dann der Grisgris, oder das papierne Zauberzettelchen, hineingesteckt wird.

Die nothwendigsten irdenen Gefäße macht der Neger sich selbst, doch treiben einige das Töpfemachen als ein Handwerk. Ihre Töpfe sind alle rund und mit enger Mündung. Da man keinen Ofen zum Brennen hat, sondern nur um das verfertigte Geschirr Feuer im Freien anmacht, und es dann einige Tage an der Sonne trocknen läßt, so ist die Waare sehr zerbrechlich. Man macht aber nicht blos Töpfe, sondern auch Pfeifenköpfe, Schüsseln und Schalen. Doch bedient man sich in verschiedenen Gegenden statt der letztern häufiger der Kalebassen, wo es anders nicht ums Kochen zu thun ist.

Mancherlei Sachen verfertigt sich der Neger, Mörser, Stampfen, Stühle aus einem Stücke, hölzernes Geschirr, mancherlei Dinge aus Stroh und Baumbast, Trompeten, Armringe und Kämme aus Elfenbein. Besonders herrscht unter den emsigen und industriösen Whidaern in diesen und allen übrigen Negerkünsten eine große Geschicklichkeit, und sie sowohl, als die Popoer verstehen sogar die Kunst einige Steinarten zu schleifen.

Eisen, Gold und Silber bearbeitet man nicht übel. Aus Eisen macht man Messer, Aexte, die Eisen zum Ackergeräthe, die Pfeilspitzen u. s. w.; aus Gold und Silber Armringe, Halsketten und mancherlei andern Schmuck. Zwei bis drei Schmiede arbeiten gewöhnlich zusammen; der eine bläst das Feuer mit einer Bockshaut an, und die andern sitzen, den kleinen Ambos von Stein in der Mitte, und arbeiten. Diese Schmiede ziehen von einem Ort zum andern, bleiben aber auch oft eine Zeitlang an Einem Orte.

Der Handel, den die Neger untereinander treiben, ist freilich von ganz anderer Natur, als der Handel der

Europäer. Die Fulahs, und noch weit mehr die Mandingos, sind wohl die vorzüglichsten Handelsleute dieser Gegenden. Der Hauptgegenstand des Handels sind die Sklaven, und im Innern von Senegambien ist Salz die erste Handelswaare auf allen Märkten. Die Negermärkte sind aber größtentheils sehr unbedeutend; etwas Baumwolle, baumwollene Zeuge, Bohnen, Hülsenfrüchte, hölzerne Schüsseln u. dgl. sind ihre Waaren, wiewohl zuweilen auch goldene Ringe und ähnliche Dinge dahin gebracht werden. Die wichtigsten Waaren sind aber Sklaven, Elephantenzähne und Ochsenhäute.

Da man keine Münze kennt, so bestand ehedem der Handel blos im Vertauschen, und mancherlei Arten von Matten vertraten, wie noch jetzt bei Kleinigkeiten, die Stelle der Münze, statt deren gegenwärtig auch Glaskorallen, Glasperlen, und ähnliche geringfügige Waaren gebraucht werden. Eisenstangen — Barren — werden gegenwärtig als der Maaßstab des Waarenwerths angenommen, aber nicht gerade in Natura gegeben, sondern man rechnet so oder so viel von dieser oder jener Art Waare auf eine Barre. Auch die Muschelmünze oder Kauris sind auf der Goldküste und andern Orten nicht unbekannt. — Man hält übrigens die gewöhnlichen Märkte an den äußersten Enden der Dörfer.

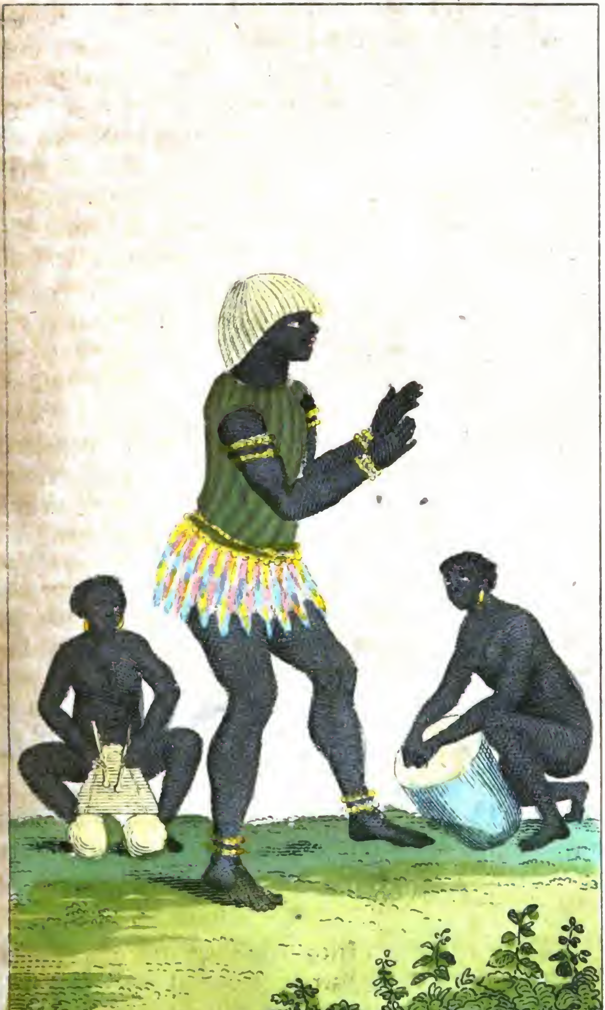
Es sind unter den verschiedenen Negervölkern fast immer unaufhörliche Kriege, die gewöhnlich nicht lange dauern. Armeen von 200 bis 500 Mann rücken ins Feld, ihre Nachbarn zu überfallen, Beute und Sklaven aus den Gefangenen zu machen. Armeen von einigen Tausend Mann sind schon seltener, und man weiß in dem Innern von Guinea nur von zwei Völkern, die an zwanzigtausend Mann und drüber ins Feld stellen könnten. Man führt Kriege um jeder Kleinigkeit willen, meistentheils in der Absicht, Sklaven zum Tauschhandel gegen europäische Waaren zu gewinnen.

Die alten Waffen, deren man sich bediente, und die noch jetzt an den meisten Orten im Gange sind, bestehen aus Säbeln, kurzen Degen, Bogen und Pfeilen, und aus Hassagaien oder Wurfspießen und Lanzen. Die Pfeile zu vergiften soll jetzt weniger Statt haben, als ehedem. Dagegen kennt man jetzt an verschiedenen Orten das Schießgewehr nur allzugut, und bedient sich desselben häufig, wiewohl man daneben oft noch sich der alten Waffen bedient. Im Gebrauch der Waffen sind sie alle sehr geschickt. Sie bedienen sich auch der Schilde; bemalen sich übrigens den Körper, um ein furchtbares Ansehen zu erhalten, setzen eine mit Opferblut bestrichene Mütze von Thierfell auf, an welcher oft noch der Schwanz des Thieres hängt; oder ziehen wohl gar einem Tieger-, Büffel- oder Rehkopf die Haut ab, und setzen sie statt Mütze auf, so, daß die Augenlöcher der Haut auf ihre Augen passen. An Grisgris und andern Amuleten läßt man es niemals fehlen, und man ist zuweilen ganz damit überladen.

Jeder Krieger versieht sich mit Lebensmitteln — mit einem Sack oder Topf voll Kuskus, oder mit zerriebenem Maismehl, und einer Kalebasse zum Trinken. Dem General wird die Fahne vorgetragen, und der Sonnenschirm über den Kopf gehalten.

Eine Schlacht ist gewöhnlich in ein oder zwei Stunden geendigt, und ein Krieg in 10 oder 14 Tagen, oft in 2 bis 3 Tagen. Was man lebendig fängt, muß Sklave werden, einen König selbst nicht einmal ausgenommen. Den Erschlagenen haut man die Köpfe ab, und hebt sie zum Siegszeichen auf.

Die gewöhnlichen kriegerischen musikalischen Instrumente sind eine Art hölzerner Trommel und das Horn, unter deren Klang die einzelnen Trupps mit gräßlichem Geschrei den Feind angreifen, dann sich 50 bis 60 Schritte zurückziehen, wieder das Gewehr laden, und aufs neue



Ein Gueriot als Solotänzer, nebst spielenden Gueriots.

feuern oder angreifen. — Handgemein wird man hier fast niemals.

Höchst merkwürdig ist es, daß in Dahomei auch weibliche Soldaten gehalten werden, die eine Art Leibwache des Königs bilden, und aus den 3000 Weibern genommen werden, welche derselbe sich hält. Sie haben ihren General und ihre Offiziere, die gleiches Geschlechts mit ihnen sind, und werden zu allen üblichen Manövers eingeübt. Trommeln, Hörner, Flöten und Trompeten, ihre Flaggen oder Fahnen u. s. w. führen sie eben so wohl, als die Männer-Truppen.

Es ist schon erwähnt, daß die Neger für Tanz und Musik höchst eingenommen sind. Freilich ist diese Musik dem Ohr eines Europäers höchst unangenehm. Der durchbohrte inwendig und auswendig dünn gefeilte kleine Elephantenzahn, der ihr Horn oder ihre Trompete macht, und der ausgehöhlte hölzerne Klotz, der mit einer Thierhaut überspannt ist, machen ein wildes Getöse, welches jedoch bei keiner ihrer Festlichkeiten fehlen darf. — Die Trommel der Mandingos ist eine Elle lang, oben einen Schuh und drüber, unten aber weniger im Durchmesser haltend, und wird mit dem Klöppel in der rechten Hand und mit der bloßen linken Hand gerührt.

Eine sehr große Trommel, Tongtong, hörbar auf 6 bis 7 Meilen, wird nur, wenn der Feind herannaht, oder bei andern außerordentlichen Fällen, gerührt, um den Nachbarn dadurch Nachrichten zu ertheilen.

Außer diesen hat man ein dreiseitiges lautenartiges Instrument, wo auf einen halben ausgehöhlten Kürbiß ein langer Griff aufgesetzt ist, mehrere Flöten von Rohr, die aber nur einen Ton angeben, und das Balafo, welches das angenehmste Instrument ist, und aus 16 oder 17 federkielsdicken, auf hölzernen Leisten ausgespannten

Drahtsaiten besteht, deren ungleiche Länge von 8 bis 18 Zoll beträgt, und die man mit Leder überzogenen hölzernen Klöppeln schlägt.

Die **Gueriots** sind **Bänkelsänger**, Dichter aus dem Stegereif und Komödianten, die da und dort umherziehen, und denen, die es bezahlen können, durch ihre Lobgesänge schmeicheln, oder bei festlichen Gelegenheiten die Zusammengekommenen durch alte Lieder und Romanzen belustigen. Die Könige am Senegal halten sich mehrere solcher Leute zu ihrem Vergnügen, und einer derselben trägt die große Trommel vor, die **Olamba**, wenn der König in den Krieg zieht, schlägt dieselbe mit den Händen, und schreit mit vollem Halse dazu. Besingt eines **Königs** Gueriot Jemandes Lob, so wird diese große Ehre mit großen Geschenken bezahlt; auch würde der Sänger den Besungenen sonst in ein sehr übles Gerücht bringen, welches dem Neger unerträglich kränkend ist. Der Heuptinhalt ihrer Loblieder ist: „Er ist ein großer Mann, ein großer Herr, er ist mächtig und edel; er hat Sangara (Brantwein) weggeschenkt," und das wird bis zum Ekel auf die abscheulichste Weise wiederholt. Indessen gewinnen sie durch ihre elende Künste so viel, daß man sie für reich hält, und ihre Weiber mehr Krystall, blaue Steine und Glasperlen haben, als die Weiber der Senegalkönige. Viele freilich, die die Kunst zu schmeicheln und zu belustigen nur schlecht verstehen, erwerben so wenig, daß sie sich vom Baumwollenweben und ähnlichen Arbeiten ernähren müssen. — Sonderbar ist es, daß, wiewohl diese Menschen im Leben ziemlich geachtet werden, man doch dieselben im Tode verachtet, und ihnen ein ehrliches Begräbniß verweigert. Man will nicht neben ihnen begraben seyn, und hält die Stelle für verflucht, wo sie liegen — sie dürfen nicht unter die Erde gebracht, ja nicht einmal in einen See oder Fluß geworfen werden, sondern die Verwandten der Gueriots sind genöthigt, die

Leichen derselben in einen hohlen Baum zu stecken, wo sie gemeiniglich von Raubthieren verzehrt werden. Der Grund der tiefen Verachtung gegen sie mag wohl theils in der Liederlichkeit dieser Menschen, mehr aber noch in dem Vorurtheil liegen, daß sie mit dem Ho=Re (bösem Geiste) einen vertrauten Umgang hätten.

Für den Tanz sind die Neger, mehr noch die Negerinnen entflammt, und diese bezahlen die Musikmachenden und ihr Lob singenden Gueriots, wenn es an andern Dingen fehlt, oft mit ihren Kleidungen. — Die Weiber tanzen aber fast allezeit allein, geschwind, mit vielen Stellungen und Beugungen, und die Umstehenden klatschen indessen, taktschlagend, in die Hände. Am liebsten tanzt man des Abends beim Mondenschein, immer in dem nämlichen Kreise sich herumdrehend, mit den Händen schlagend, und dazu singend. Die mittelsten Weiber im Kreise halten während des Tanzes die eine Hand auf den Kopf, die andere auf den Rücken; biegen sich vorwärts, stampfen mit den Füßen auf die Erde. Die Musik ist eine Trommel von einer Kalebasse, auch hat man besaitete harfen= und zitherartige Instrumente, und, zur Vermehrung des Geräusches, Klappern von ausgehöhlten Kürbissen, in welche kleine harte Beeren gethan werden. Auf der Goldküste, wo alle Abend einige Stunden vertanzt werden, führen die Männer Fächer aus Elephanten= oder Roßschweifen; die Frauen haben Schellen an den Füßen. — Die Stellungen bei diesen Tänzen sind nicht allezeit keusch; Jünglinge und Europäer scheinen darin nicht ungern aufgenommen zu seyn.

Manche Tänze, oder Bälle vielmehr (Folgars), werden mehrere Nächte mit Leidenschaftlichkeit fortgesetzt, und das Trinken nicht dabei vergessen. — Kinder selbst wissen ihre Bewegungen nach dem Takt der Musik einzurichten.

Für einen Europäer würden ihre Tänze sehr abmattend seyn; aber für sie, selbst wenn sie des Tages Last und

Hitze getragen haben, sehr erholend. Fürsten geben wohl für angesehene Fremdlinge einen Ball oder Folgar, welchem beizuwohnen sich Alles herzudrängt, sowohl seine Tanzlust zu stillen, als seine Geschicklichkeit zu zeigen.

Werden um Sierra Leona feierliche Tänze gegeben, so sind dazu eigene Tänzer gewählt, die in einem seltsamen Anzug gekleidet sind. Den Kopf schmückt eine hohe Binsenmütze mit Federn umsteckt; das Gesicht ist um Augen, Nase und Mund weiß bemahlt; ein Binsenrock bekleidet die Hüften, und die flachen Holzstücke in den Händen dienen den Takt zu schlagen. — An der Goldküste führt man sogar mimische Ballets auf, und stellt Land- und Seeschlachten, das Erbauen eines Forts u. s. w. vor.

Mancherlei Spiele hat noch der Neger zu seiner Belustigung, und verschiedene darunter scheinen Glücksspiele zu seyn — man setzt das ganze Vermögen, und zuletzt sogar, wie bei den alten Deutschen, seine eigene Person aufs Spiel, und verliert man sich, so wird man Sklav.

Unter den Negern ist die Vielweiberei üblich, und die Menge der Frauen richtet sich nach der Größe des Vermögens; doch ist auch das nach den Gegenden verschieden. Um Sierra Leona nimmt man nur eine bis zwei Frauen, aber auf der Goldküste haben die mächtigern Könige wohl an 3000, denn die Menge der Weiber macht hier ein Stück der Hofpracht aus. In diesen Gegenden haben auch wohl gemeine Leute 6 bis 20 Frauen, daher denn aber auch viele Männer unverheirathet bleiben müssen, woraus manches Unheil entsteht!

Es ist häufig, daß ganz junge Mädchen, noch als Kinder, einem Manne verlobt werden. Der Bräutigam gibt eine Morgengabe, ein Kaufgeld an die Eltern oder Verwandten, und selbst auch wohl an den König, für die

Einwilligung desselben, und holt dann, mit Gebräuchen, die nach Verschiedenheit der Gegenden verschieden sind, die Braut ab. Der Preis ist fast überall: einige Pagnen, einige Anker oder Flaschen Brantwein, auch einiges Rindvieh, Glaskorallen, einige Dutzend Tabakspfeifen, nebst etwas Tabak. Der Werth dieser Dinge bleibt der Frau, wenn sie etwa von dem Manne zu irgend einer Zeit den Eltern zurückgeschickt würde.

So bald die Braut das rechte Alter erreicht hat, holt sie am Senegal der Bräutigam beim Mondschein mit einigen seiner Freunde ab, und führt sie, dem Schein nach, mit Gewalt fort, ohne auf ihr Sträuben und Schreien zu achten; bei einigen Völkern von Sierra Leona schleppt ein altes Weib die Braut auf dem Rücken in des Bräutigams Haus. Der Weg, welchen sie geht, ist mit Matten belegt. In andern Gegenden geht es friedlicher ab; man bringt die Braut auf den Schultern junger Männer getragen, in das Haus des Bräutigams, der an vielen Orten ein Hochzeitsmahl ausrichtet, bei welchem die Gäste oft 3 bis 4 Tage schmausen, tanzen und singen, und sich auf andere Weise belustigen. Die Mahomedanischen Neger haben mancherlei Gebräuche bei der Verheirathung. Der Marbut läßt das junge Paar ein wenig Sand verschlucken.

So bald die Braut in die Hütte des Ehemanns eingeführt ist, setzt sich dieser in den Besitz alles hausväterlichen, oder vielmehr hausherrlichen Ansehens, befiehlt der Braut Holz zu holen, Wasser herbeizuschaffen, Essen zu bereiten u. s. w., und Er ißt dann zuerst, die Braut aber, wie nachmals die Frau, nach ihm. — In vielen Gegenden hat oft der Bräutigam das junge Kind, mit dem er verlobt ist, in seine Wohnung genommen, und erzieht es selbst auf eigene Kosten, bis es zum Ehestand herangewachsen ist.

Wiewohl ein Mann mehrere Frauen nimmt, so scheint doch am Senegal und um Sierra Leona nur eine, die zu-

erst geheirathete als die rechtmäßige Gattin anerkannt zu seyn, und sie hat, zumal wenn sie Kinder und namentlich Söhne hat, viel Vorzüge vor den übrigen, wiewohl sie doch auch nicht in der Gegenwart des Mannes essen, sondern nur in der Hütte, in welcher sie wohnt, ihre Mahlzeit halten darf. Abends geht jede Frau in ihre eigene Hütte; des Morgens kommen sie alle, und begrüßen knieend den Mann. Jede Frau erhält für sich und ihre mit ihr in der Hütte wohnenden Kinder den Unterhalt. Nach der Reihe herum ißt und trinkt der Mann bei seinen Weibern, und nimmt sein Nachtlager diese Woche bei der, die andere bei der andern Frau. Jede Frau beschenkt den Mann jährlich mit einer Pagne, die ihrer Hände Arbeit ist, und sie wetteifern, wer ihm die schönste bringen kann. — Uebrigens ist das Weib fast überall das Lastthier, welchem die schwersten Arbeiten aufgebürdet werden, indessen der Mann seine Zeit hinbringt, so gut oder schlecht er will. Oft nach einem Tage voll Arbeit geht die Frau wohl noch dem Manne in seine Gesellschaft nach, um ihm die Fliegen abzuwehren, für seine Tabakspfeife zu sorgen u. s. w. — — Was ließe sich hier sagen, hätten wir es mit Gedankenspielen zu thun!

Sehr leicht kann sich der Neger einer Frau wieder entledigen, aber nur sehr selten kann er die Hochzeitgeschenke wieder zurückverlangen. Weiber, mit welchem Könige einen Unterthan beschenkt haben, können nicht wieder verstoßen werden, wohl aber kann der König das Weib wieder nehmen.

Der Ehebruch wird auch von den Negern für schändlich gehalten, gleichwohl aber häufig genug begangen, und in manchen Gegenden geben die Männer wahrscheinlich selbst zu diesen Vergehungen die Veranlassung, und mögen dabei wohl ihren guten Gewinn haben. — Ist der Ehebruch dem Mann entgegen, so werden die Schuldigen als Sklaven verkauft, und der Mann behält von den Kindern

der Verkauften die stärkern, die ihm zu Arbeiten nützlich seyn können.

Mit der Erziehung seiner Kinder hat der Neger wenig Sorge. Was der junge Neger zu lernen hat, lernt er größtentheils von selbst durch Zusehen. Jeder Neger ergreift die Lebensart seines Vaters. Vom 20sten Lebensjahre an ist der junge Neger auf der Goldküste sein eigener Herr. Die Mädchen lernen die weiblichen Künste von der Mutter. — Auf der Pfefferküste gibt man dem Kinde am 10ten Tage nach der Geburt mit einiger Feierlichkeit einen Namen, indem es von dem, dessen Namen es erhalten soll, auf einen Schild gelegt wird, wobei der Namengeber an die Umstehenden eine lange Rede hält, die er mit guten Wünschen für das Kind schließt. — Jedoch macht man nur mit Knaben so viel Umstände.

Es ist sonderbar, daß zwar überall die Kinder von dem Vater erben, selbst die von den Beischläferinnen erzeugten, aber auf der Goldküste — man weiß nicht warum? — erben die Bruder- und Schwesterkinder.

Das Klaggeschrei, mit welchem ein Todesfall den Nachbarn und Freunden bekannt gemacht wird, ist unter den Negern eben so üblich, wie unter andern Völkern, und man setzt es wohl an 24 Stunden fort. Um Sierra Leona führt dieses Geschrei den Namen Whaa. — Bei den mahomedanischen Negern wäscht ein Marbut oder Priester des Verstorbenen Leichnam; die Bekannten richten indessen verschiedene Fragen an ihn: warum er nicht noch geblieben sey? wer ihm etwas zu Leide gethan? Er sey ja reich gewesen, habe eine schöne Frau gehabt u. s. w. — Einer nach dem andern thut solche Fragen an den Verstorbenen, während die Gueriots ihre Klagelieder singen. — Die Wittwen und Kinder des Verstorbenen kümmern sich indessen um die Beerdigung nicht, sondern

schlachten Vieh, verkaufen Waaren, Brantwein dafür einzutauschen, der bei dem Beerdigungsschmause nicht fehlen darf, nach dessen Beendigung bei den mahomedanischen Negern der Todte unter eben der Kammer verscharrt wird, wo er gestorben ist, nachdem zuvor der Marbut dem Todten noch einige Worte ins Ohr geflüstert hat. Man richtet auch einen Pfahl auf, um Bogen, Hassagaien und Köcher des Entseelten daran zu hängen. Ein Topf mit Kuskus und einer mit Wasser gefüllt wird daneben gesetzt. An einigen Orten führt man auch um die Kammer, wo der Todte liegt, einen Zaun oder Graben, damit die Raubthiere den Leichnam nicht fortschleppen, wie dennoch zuweilen geschieht. — Acht Tage lang setzt man die Trauerzeremonie fort.

Stirbt ein Mann, so klagen Weiber und Mädchen. Die Männer führen bloße Degen, die sie an einander schlagen, halten mancherlei seltsame Spiele und Gebräuche, schreien einige Tage lang über den Verstorbenen, (welches selbst die entfernten Verwandten an ihrem Orte thun). Beim Tode eines Königs schreit man eine bestimmte Zeit, 14 Tage oder 4 Wochen, während welcher Zeit sich viel Volks in dem Klagehause versammelt, welches die von den Nachbarn gesendeten Speisen von Rindern, Vögeln, Reiß u. s. w. verzehrt. Des Nachts werden die Folgars gehalten. Bei manchen Negervölkern werden diese Schmausereien und Folgars einige Jahre hintereinander wiederholt, wenn die Verwandten die Kosten dazu hergeben wollen. — Bei den Issinis auf der Elfenbeinküste sucht man erst den Todten überall wie einen abhanden gekommenen Menschen. Man frägt nach ihm mit Thränen im Auge, und die Gefragten antworten: „Er ist fort." Indessen sind Andere beschäftigt, den Todten zu schmücken, sein Haar zu kämmen, es aufzuwickeln. Ueber dem Grabe, auch des Aermsten, thut man einige Schüsse, damit sie in der andern Welt als Kaboschire aufgenom-

men werden. Man gibt hier auch dem Todten etwas Geld mit.

Vielfältig verschieden sind die Beerdigungsgebräuche, wozu man an einigen Orten die Kosten erst zusammenbettelt. Es wird mancher Orten der Leichnam an einen besondern Platz beerdigt, und den Zug führen die Gueriots mit Trommeln an, welchen bewaffnete Männer nachfolgen. Hierauf kommt der Leichnam, von zwei Trägern getragen, dann die heulenden und das Gesicht zerfetzenden Weiber. Auf der Goldküste gehen die begleitenden Weiber eine hinter der andern — die große Frau (oder der Mann der verstorbenen Frau) geht zuerst. Jede hat einen Strohwisch auf dem Kopfe und stützt sich auf einen Stock. Man zieht durchs ganze Dorf, und legt den Leichnam in eine Grube, die man mit Erde und Stein bedeckt. — Hierauf beginnt der Folgar.

Grausamkeit und Aberglaube haben bei den Beerdigungen ein freies Spiel. An sehr vielen Orten von Guinea werden dem vornehmen Verstorbenen Leute zur Bedienung mitgegeben, und darum bei seinem Grabe geopfert. Gewöhnlich trifft dieses Loos diejenigen, die dem Verstorbenen am liebsten waren. An der Pfefferküste wird daher die erste Frau mit begraben, nachdem man sie zuvor halb getödtet hat. Ein Fürst in Niederguinea muß wenigstens zwei bis drei Frauen in jener Welt vorfinden, die daher auch lebendig mit ihm begraben werden. — Eine Ehre, nach welcher das Drängen so groß ist, daß es oft vor Gerichte ausgemacht werden muß, welche dazu gelangen sollen. An andern Orten werden eine Menge Officiere und Sklaven niedergehauen, und in Benin die vornehmsten Hofbeamten des Königs mit dem Leichnam desselben in eine große tiefe Grube beigesetzt, welche mit großen Steinen zugelegt wird. Wenn Niemand mehr von den Mitbegrabenen lebt, dann wird der Stein hinweggenommen, das Volk mit mancherlei Speisen bewirthet,

welches dann umherläuft, und noch vielen die Köpfe abhaut, und aufs Grab des Verstorbenen wirft. — Am fürchterlichsten herrscht diese grausame Sitte in **Dahomei**, wo mehrere Tausende bei dem Begräbniß des Königs niedergehauen werden, und wo man, was noch entsetzlicher ist, alljährlich diese Begräbnißfeierlichkeiten wiederholt, und eine große Menge Menschen dabei ermordet — d. h. **die Gräber der Könige tränket.**

An mehreren Orten muß man schon darum die Leichname recht lange gegen die Verwesung vor der Beerdigung zu schützen suchen, damit man Zeit zu den Begräbnißfeierlichkeiten erhält. Man trocknet daher den Leichnam über Kohlenfeuer ein, oder man überzieht denselben mit Harz u. s. w., man kauft indessen noch alte und gebrechliche Leute um wohlfeile Preise, und richtet sie mit den Weibern, Beamten und Sklaven des Vorstorbenen hin. So soll es bei den **Aminas**, **Jobos**, **Mokkos** und **Mandingos** seyn.

Essen und Trinken auf die Gräber der Verstorbenen setzen, ist, wie bereits erwähnt, mehrerer Orten gebräuchlich. Besonders sollen die Mandingos hierin den Vorfahren viele Ehrfurcht beweisen. Sie haben diese Gräber mit Bäumen eingefaßt, tragen Milch darauf hin, und die Kinder bringen den Aeltern Laubwerk und Blumen.

Man ist bei den Negern sehr geneigt, den Tod der Verstorbenen der Zauberei oder der Vergiftung zuzuschreiben. Während man um Sierra Leona den Todten nach dem Gebüsch hinträgt, wo die Begräbnißstäte ist, fragen ihn die Verwandten, ob er durch Gift oder Zauberei gestorben sey? Nickt der Verstorbene — ob er nicken, oder ein verneinendes Zeichen geben soll, kommt ohne Zweifel auf die Kunstgriffe der Träger an, mit welchen Verabredung getroffen ist — so fragt man weiter, welcher von seinen Feinden Schuld sey? **ob der oder der?** bejaht

der Leichnam, so wird, wenn er durch Zauberei gestorben ist, der Beschuldigte zum Sklaven verkauft; will er aber durch Vergiftung gestorben seyn, so wird der vorgebliche Thäter zwar eingezogen, aber man macht ihm das Entkommen leicht, damit er nachmals durch einen Reinigungstrank seine Unschuld beweisen könne. Eine eigene Trauerkleidung haben wenigstens die Negerinnen um Sierra Leona, bei den Bullamern und Timmaniern, in einer weißen Mütze bestehend, die so tief über die Augen herab geht, daß sie nur auf die Erde sehen können.

Was die Religion der Neger betrifft, so hat sich der Mahomedanismus sehr unter denselben, nicht nur in den Gegenden des Senegals, sondern selbst sogar vielleicht in den innern Gegenden der Goldküste verbreitet, doch haben wir nur von den erstern einige Kunde.

Täglich verrichten die Marbuts oder Serims (Priester) die Religionsgebräuche dreimal mit Gebet und Niederwerfen aufs Angesicht, und durch Bestreuen des Haupts und Gesichts mit Sand. Laut spricht die Versammlung das Gebet nach, und geht mit des Marbuts Salem Malek (Friede sey mit Euch) wieder aus einander. Moscheen hat man nicht, außer etwa an zwei Orten. Man versammelt sich im Freien. — Die eifrigsten Mahomedaner sind die Mandingos, weniger eifrig die Fulahs und Jaloffen, aber bei allen ist des Negeraberglaubens viel mit beigemischt, und namentlich wird auf die öfters erwähnten Grisgris viel gehalten. Uebrigens sind die Marbuts auch Schullehrer, und sie haben zu Setibo am Gambia einen Erz- und Hohenpriester.

Das Ramahdan, oder die großen Fasten, fällt bei ihnen allemal auf den Neumond, nach der Herbst-Tag-

und Nachtgleiche. Sie begrüßen den Mond, indem sie ihm die Hände entgegen strecken, in welche sie zuvor gespien haben; sie machen ihre Geldbeutel auf, und bitten, so wie Er selbst voller werde, auch diesen zu füllen. Dergleichen Ehre erhält der Neumond aber immer und nicht allein zur Ramahdanszeit. — Die Fasten halten sie sehr strenge, und rauchen am Tage keinen Tabak, ja manche binden den Mund zu, damit keine Fliege hineinkomme. Aber freilich entschädigen sie sich des Nachts durch Tanzen, Essen, Trinken und Rauchen. Am Tage pflegen (ganz wie im gleichen Fall bei den Türken) die Reichen zu schlafen.

Ist der Ramahdan vorüber, so wird das Tabasket (das Bairam) ausgerufen. Man hält dann erst eine feierliche Prozession, unter Anführung der Marbuten, schlachtet Ochsen, und dann fängt sich der Folgar an. Weiber und Jungfrauen fangen einiger Orten das Fest an; ein weiblicher Gueriot führt die Haufen an, und singt; das Chor antwortet. Man zieht tanzend und singend um ein großes Feuer, um welches die Vornehmen auf Polstern liegen. Bald nachher erscheinen die jungen Männer, auch in Chöre abgetheilt, mit Trommeln und Geigen, aufs beste geputzt, und bewaffnet, wie, wenn es zur Schlacht ginge. Sie belustigen sich mit Ringen. Die Mädchen stehen hinter ihnen, muntern sie auf, und preisen den siegenden Jüngling durch ihre Lieder. Dann erst geht der eigentliche Tanz an, der nicht eher aufhört, bis nicht das Essen fertig ist. Bei dem Balle, dem Adanson beiwohnte, kamen, nachdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts einige Stunden getanzt hatten, die Vornehmen auf prächtig geputzten Pferden herbei, welche darauf abgerichtet waren, mit dem Stampfen ihrer Füße die Bewegung der Musik auszudrücken. Die Reuter blieben auch nicht ohne Ausdruck, und stellten eine Schlacht, einen Kampf, eine Jagd oder einen Tanz vor.

Die Beschneidung ist, wiewohl sie bei allen Negern üblich ist, unter den mahomedanischen Negern sehr wichtig, und wird erst dann vorgenommen, wenn die Knaben dem Jünglingsalter nahe, und eine Anzahl derselben beisammen sind. Jemehr der Knaben sind, desto mehr Freundschaften werden bei dieser Gelegenheit errichtet, die nachmals auf Lebenszeit dauern. — So wie Brue dieser Feierlichkeit beiwohnte — welcher nur Männer beiwohnen dürfen — ging dieselbe, wie immer, an einem entlegenen Orte vor. Die Gueriots führten mit ihren Trommeln den Vortrab des Zuges, und ohne Gesang, wurde langsam ein Marsch geschlagen. Die Marbuten der benachbarten Dörfer folgten Paarweise in langen weißen Röcken, und mit langen Hassagaien. Hinter ihnen kamen in einiger Entfernung die Knaben, welche beschnitten werden sollten, in lange Pagnes, wie in Kutten, gekleidet. Sie gingen einzeln, und neben jedem ein oder zwei Verwandten, sie zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Zwei Tausend bewaffnete Neger schlossen den Zug. Auf den Versammlungsplatz war ein Brett gelegt, auf dessen beiden Seiten sich die Priester und Vornehmen (Alkairs) stellten; in der Mitte des Platzes standen die Knaben und deren Freunde, um welche ein Kreis geschlossen wurde.

Der erste Marbut verrichtete das Gebet; dann kam der Beschneidungspriester und der Vater des ersten Knaben, der beschnitten werden sollte, wozu er auf das Brett gesetzt wird. — Während der Beschneidung sagt der Knabe das mahomedanische Glaubensbekenntniß.

Nach der Beschneidung läßt man den Knaben viele Freiheiten. Sie gehen auch in die Dörfer und fordern Geschenke, die man ihnen willig reicht. An einigen Tagen nur tragen sie seltsame Kleidung, und eine Mütze mit ein Paar Ochsenhörnern. In dieser Verkleidung sollen einiger Orten große Unordnungen von ihnen begangen werden. — Es mag aber diese Kleidung nach Verschiedenheit der Gegenden verschieden seyn.

Die Marbuten sollen sehr strenge und gewissenhafte Leute seyn, die ihr Gesetz mit aller Pünktlichkeit erfüllen, die jungen Leute im Lesen und Schreiben unterrichten (die Schule wird hier vor Tage und Abends gehalten), und vorzüglich vom Grisgrismachen und andern Gaukeleien ihre Haupteinnahmen haben. — Diese Marbuten ziehen zum Theil im Lande umher, selbst dann, wenn Kriege geführt werden, indem sie Jedermann verehrt, führen ihre Lebensmittel mit, und fallen daher Niemand zur Last — das macht, sie können aus einem einzigen Buche Papier viel Grisgris oder Zauberzettel machen, so viel, daß ein ganzer Trupp Marbuts sich davon unterhalten könnte. (Freilich ist hier das Papier selbst in einem sehr hohen Werthe.) Ueberdies sind sie die erfahrensten Handelsleute, die wohl wissen, welche Waaren man nach diesen oder jenen Gegenden bringen, was man dagegen eintauschen muß, und was sich daran verdienen läßt.

Nur diese Marbuten verstehen ein wenig Arabisch, und wer einmal unter ihnen den Koran gelesen hat, wird für einen großen Meister gehalten. Der Koran steht aber bei allen Negern in großem Ansehen, und die Fürsten, wie die Marbuten, lassen sich denselben auf Zügen und Reisen von einem eigends dazu bestimmten Bedienten nachtragen, oft in silberne Kapseln verschlossen. Es ist ein Hauptverdienst der Marbuten, den Koran abzuschreiben.

Wie viel Aberglaube bei diesen Negern herrsche, davon wollen wir nur Einiges anführen.

Nach den Mandingoern, die vorzüglich sehr abergläubisch sind, entsteht die Mondsfinsterniß dadurch, daß eine große Katze ihre Pfote zwischen Mond und Erde halte. Während einer solchen Verfinsterung erwarten sie den Propheten. — Die meisten sterben bei ihnen an Zaubereien. Sie halten sehr viel auf Gelübde und auf Grisgris, die bald größer, bald kleiner, und mit arabischen Charakteren

oder mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben sind. Man näht dieselben in seidene oder lederne sauber genähete Beutel oder Futterale ein. — Der eine Grisgris hilft gegen Wunden, der andere gegen das Ertrinken, ein dritter gegen Gift, Gefangenschaft; andere dienen zum Glück auf der Reise, im Fischfang u. s. w. — Zwei bis drei Sklaven oder vier bis fünf Ochsen für Einen Grisgris zu geben, soll gar nicht selten seyn. Man trägt dieselben um den Kopf, über die Schultern, auf der Brust u. s. w. an fein geflochtenen ledernen Riemen, und Manche haben deren so viele, daß sie wohl an 30 Pfund schwer Gewicht haben. Selbst die Pferde werden damit versehen.

Uebrigens haben diese Negern auch ihre Horehs oder Geister und Gespenster, und ihren Mumbo Jumbo — eine Art Popanz für die Weiber, der sonderlich bei den Mandingos üblich ist, wo man auch geheimnißvolle Wälder und andere furchtbare Gaukeleien findet, unter welchen Knaben — und selbst Mädchen — zur Beschneidung vorbereitet werden.

Kommen die Weiber eines Mandingos in Streit, so ruft der Mann den Popanz zu Hülfe, welchen entweder der Mann selbst, oder einer von dessen Freunden macht, der sich in ein aus Baumfasern gefertigtes Maskenkleid hüllt. Kleider dieser Art haben mehrere Ortschaften öffentlich an einem Baume hangen. Gegen Abend verkündigt der Mumbo Jumbo durch lautes Brüllen und Rufen in den Wäldern seine Ankunft, kommt mit der Dunkelheit in das Dorf, und nimmt seinen Weg nach dem Bentang, wo sich Alles versammeln muß. Alle Weiber erscheinen, müssen erscheinen, und jede zittert. Sämmtliche Frauen beginnen einen Tanz, der bis Mitternacht dauert. Dann fängt der mit einer großen Ruthe bewaffnete Mumbo an, seine fürchterlichen Blicke auf die Schuldige zu heften, die entkleidet an einen Pfahl gebunden, und unter allgemeinem Gelächter entsetzlich mit der

Ruthe des Mumbo gepeitscht wird. Man bewahrt das Geheimniß dieses Popanzes so sehr, daß ein Negerkönig, dem eine junge Gemahlin dasselbe abgeschmeichelt hatte, dahin vermocht wurde, seine sämmtlichen Gemahlinnen hinrichten zu lassen, damit keine ausplaudern könne, was sie von der jüngern Mitgemahlin etwa erfahren hätte.

Was die Religion der nicht mahomedanischen Negervölker betrifft, so ist es wohl gewiß, daß die meisten ein höchstes Wesen annehmen, aber außerdem verehren sie eine Menge Götzen oder Fetische (Fetisse) (Manitus, Bossum), indem sie Alles zum Fetisch erheben, was auf ihre Phantasie einen Eindruck macht. Sie haben ihre Bäume, die man als Fetische verehrt, und welchen man Opfer bringt — die Hörner der geopferten Thiere hängt man an dem Baum auf — jeder Baum oder Felsen, ein Hühnerei, ein getrockneter Affenkopf, ein alter Bock, ein Horn von einem Thier, ein Dattelkern, Fischgräten, Holzstücken, Eidechsen, Schlangen und unförmlich geschnitzte Bilder — kurz, was sich jeder erwählt, das kann er zum Fetisch erheben. Die Akraneger geben vor: der Numbo, oder das höchste Wesen, sey zu vornehm, sich um die Menschen zu bekümmern. Er habe daher Untergottheiten bestellt, welches eben die Fetische seyen.

Um Sierra Leona sind diese Götzen sehr mißgestaltete, etwas Aehnlichkeit mit einem Menschen habende Thonbilder, die man gewöhnlich unter ein kleines Obdach von Blättern stellt, und denen man Opfer bringt, welche des elenden Götzen völlig werth sind, als alte Scherben u. dgl., doch bringt man auch wohl zuweilen Korallen, Ringe, Brantwein, Pagnen u. s. w., und die Gewissenhaftigkeit dieser Leute ist so groß, daß Niemand dem Fetisch die Geschenke hinwegnimmt. Ein Fetisch auf der Pfefferküste, eine ungestaltete Menschenfigur von braunem Thon, empfing alle Abende die Verehrung des

Königs und seiner Unterthanen. Bei gewissen Feierlichkeiten tanzen sie vor dem Fetisch, schmieren ihm das Gesicht mit Blut, pudern ihn mit Reißmehl u. s. w.

Der Hauptgötze am Senegal ist eine kleine Figur, welche Chine genannt wird, und den man bei allen Unternehmungen befragt. Auf der Elfenbeinküste hat jedes Reich seinen Hauptfetisch, und jedes Dorf einen besondern Schutzfetisch, der auf einem Altar von Schilf steht, und auf Kosten des Dorfs angeputzt wird. Fehlt es an Regen, so setzt man ihm einen Wasserkrug hin; will man Waffenglück, so empfängt er Dolch und Säbel; will man guten Palmwein, so legt man den kleinen Meißel hin, womit man die Einschnitte in die Palmbäume macht u. s. w. — In Akra bindet man weiches Gras unter das linke Knie, läßt die Enden davon herunterhangen, und schürzt Knoten mit Korallen hinein. Dies ist hier ein sehr geachteter Fetisch. — In Dahomei steht der Leopard in großem Ansehen — und zu Mesurado erhielt die Sonne sonst sogar Menschenopfer, jetzt hält man es für klüger, die Menschen an die Europäer zu verkaufen.

Manche Familien scheinen einen oder den andern Fetisch als ein Erbstück aufzubewahren (weil er ihnen, nach ihrem Bedünken, gute Dienste gethan hat), man hebt sie sorgfältig in Körben auf, man ruft sie um Schutz an, und man dankt ihnen für empfangene Wohlthaten. Ueberhaupt stehen manche Fetische ihrer Macht wegen in grössern Ansehen, als andere. Man hütet sich, den Besitzer eines solchen zu beleidigen; man sucht ihm seinen Fetisch abzukaufen, und bietet nicht selten große Summen dafür. Uebrigens trägt man auch die Fetische am Leibe, und ist nicht selten damit überladen. Alles Unglück kommt von dem Fetisch, und man muß ihn nicht nur durch Geschenke, sondern an vielen Orten auch durch Kasteiungen versöhnen. Doch trifft es sich auch, daß man den Fetisch geradezu ver-

säumt, und einen andern nimmt; dann nämlich, wenn er seinen Verehrern wenig genutzt hat.

Gewöhnlich wohnt in der Nähe eines Hauptfetisch ein Fetischeer oder Fetischmacher (ein Priester), der sich bei seinem Gewerbe ganz wohl befindet, indem Niemand den Fetisch umsonst befragt (doch gibt es Gegenden, wo man keine Priester zu haben scheint). Gold, Schafe, Kühe, Hunde, Pagnen muß man dem Fetisch zum Opfer bringen, besonders aber trinkt derselbe gern Brantwein. — Manche Opfer legt man auch dem Fetisch auf offenen Wegen hin, und meint, der Fetisch möge sich dieselben selbst holen. — Auf der Goldküste hat der Fetischeer eine eigene Gauklerkleidung, einen eigenen Rock, und einen Gurt von Hühnerknöchelchen darum, und Kniebänder aus Fasern. Bei dem Whidaneger sind die Bäume, das Meer, und der Agoye — eine unförmliche von schwarzer Erde gemachte Figur, die der Oberpriester in seinem Hause bewahrt — nebst einer zahmen, sanften und unschädlichen Schlangenart die Hauptfetische. Der Agoye wird vorzüglich bei allen Gelegenheiten befragt. Von den Schlangen wird Eine in einem großen Gebäude aufbewahrt, und hat Priester und Oberpriester zu Dienern. Bei diesem Fetisch kommt man nicht mit kleinen Gaben ab; denn die Könige selbst müssen bei bestimmten Gelegenheiten zu ihr wallfahrten, und Gold, seidene Stoffe, Vieh, köstliche Speisen und europäische Waaren bringen. Ja, man nimmt jährlich junge Mädchen mit Gewalt hinweg, um sie mit dem Fetisch zu vermählen. Man tättowirt diese Mädchen am ganzen Leibe mit Griffeln, und unterrichtet sie in Tänzen, zu Ehren der Schlange.

Diese Art Schlangen sind zum Glück sehr nützlich, indem sie fast, wie unsere Hauskatze, Mäuse, Ratten und andere nachtheilige Thiere verfolgt. Kommt eine derselben in ein Haus, so wird das für ein großes Glück gehalten; sie wird mit Milch gefüttert, und ihr auch wohl

ein kleines Haus gebaut, in welchem sie ihre Jungen erziehen kann. Eine solche, aus Unwissenheit von einem englåndischen Kapitån umgebrachte, Fetischschlange erbitterte die Neger so sehr, daß sie den Kapitån mit allen seinen Leuten ermordeten und die Waarenlager verbrannten. — Um die Zeit, wo der Mais anfångt in die Höhe zu gehen, sendet man Leute aus, alle Schweine todt zu schlagen, die man auf Straßen und Feldern antrifft, indem diese gebornen Schlangenfresser nicht nur die Maisfelder verwüsten würden — welches der Neger wohl noch ertrüge — sondern die in den Feldern sich aufhaltenden Schlangen verzehren. Vor långer als einem Jahrhundert wåre es beinahe zum förmlichen Kriege gekommen, weil ein Schwein, im Angesicht der Neger, eine Schlange auffraß. Die Schlangenpriester brachten den Befehl beim Könige aus, daß såmmtliche Schweine umgebracht werden sollten. Wirklich zogen ganze Heerschaaren gegen die Schweine aus, mit Schwerdtern und Keulen; aber die Eigenthümer schützten ihre Thiere auch mit gewaffneter Hand, und der König mußte seine Befehle wieder zurücknehmen. — Zum Glück wird diese Schlangenart von einer andern Art Schlange verfolgt und gefressen, sie würde sich sonst viel zu sehr vermehren.

Außer seinen Schlangen hat der Whidaer noch 5 bis 6 Zoll hohe Fetische, die er auf die Felder, vor die Hausthüren, in die Ställe u. s. w. setzt. Sie werden aus rother oder schwarzer Erde gemacht, mit Blut besprengt, mit Palmöhl eingesalbt, mit Eiern beschmiert, und mit Federn aufgeputzt.

In einigen Gegenden Guinea's stehet eine Art Eidechsen in demselben Ansehen, wie in Whidah die Schlangen, so wie auch nicht blos hier, sondern auch an einigen andern Orten die Fetische ihre Tempel haben, z. B. um Sierra Leona, wo einige Baumstämme in einem Kreise umherstehen, und ein Dach von Blättern und Zweigen bil-

den, unter welchem ein Altar steht, (jedoch ohne Götzenbild) auf dem geopfert wird.

Die wichtigsten Dinge, Verträge, Eidschwüre u. s. w. werden unter Anrufung des Fetisch verhandelt. Man nennt dies Fetischmachen. — Man sagt: Fetischtrinken, d. h. trinken und den Fetisch anrufen, daß er sie tödte, falls sie nicht den Bund oder Eid halten. Man macht auch Fetisch aus Rache gegen einen Feind u. s. w. Bei diesen Handlungen ist allezeit ein Priester oder Fetischeer nothwendig.

So vielfältig und mancherlei als der Stämme der Negern sind, so verschieden ist auch ihre politische Verfassung. Man findet Monarchien neben Republiken; fürchterliche Despotien neben freien Leuten; gemilderte Demokratien, und verschiedene Gemische von diesem allen. Hier ist ein Dorfkönig, welcher nichts zu sagen hat, und dort sind Könige großer Reiche, die ebenfalls nichts vermögen, und von den Oberhäuptern der Dörfer und Distrikte abhangen, auf deren Berathschlagungen und Entscheidungen fast Alles ankommt.

Am Senegal ist die monarchische Regierung eingeführt, und die Könige befehlen unumschränkt, wiewohl sie sich von ihren Unterthanen nur darin unterscheiden, daß sie mehrere Häuser, Weiber und einige Stühle haben. Die Kinder eines solchen Prinzen müssen oft nach des Vaters Tode als Geometta, oder Matrosen, Dienste nehmen. Den Thron besteigt der Bruder oder Neffe des verstorbenen Königs, und in Ermangelung dieser einer der Söhne seiner vornehmsten Gemahlinnen, welcher in dem Rathe der Großen dazu ausersehen wird.

Um Sierra Leona, wo die Könige Väter genannt werden, hat jeder Distrikt seinen König, der durch die Wahl gewisser Oberhäupter ernannt wird. Ihm folgt

sehr oft sein erster Minister, wenn sich dieser Liebe zu erwerben verstand. Die königlichen Einnahmen bestehen in den Geschenken der Unterthanen, die in mancherlei Händeln des Beistandes des Königs benöthigt sind. Die Rechtsstreitigkeiten werden im Burrih, oder in öffentlichen Gerichten untersucht, wobei man auch Palaversprecher (Advokaten) hat, die mit einer bewundernswürdigen Geläufigkeit das Wort führen.

Viele von den kleinen Distriktkönigen auf der Goldküste würden gar nichts gelten, wenn sie nicht durch ihren Reichthum ein Ansehen hätten. Sie haben auch vor ihren Unterthanen keinerlei Art Auszeichnung, als zwei Knaben, deren einer den Stuhl, der andere den Degen des Dorfprinzen trägt; weswegen ihm aber keiner, der ihm begegnet, eine besondere Ehre erzeigt. Gehen sie aber in ein anderes Dorf, so suchen sie sich mit so vielem Glanz zu umhüllen, als nur immer möglich ist. Sie umgeben sich mit so vielen Leuten, als sie aufbringen können, und lassen Schilder und Sonnenschirm sich vortragen; bei solchen festlichen Gelegenheiten sind auch die Weiber köstlicher gekleidet. — Ein solcher König geht tagtäglich des Nachmittags auf den öffentlichen Versammlungsplatz, wohin selbst Sklaven kommen dürfen, wo man gemeinschaftlich schwatzt und erzählt, und sich in Palmwein berauscht. Keiner ist dadurch genirt, daß der König unter ihnen ist, der gleichwohl zuweilen einen Unterthanen zur Sklaverei, oder gar zum Tode verdammt. Doch muß dann der König sehr fest in der Gunst des Volks stehen.

Die bedeutenden Könige in Guinea haben ihre Kabosire oder Kabuscheer, welches Beamten verschiedener Art und Ranges sind.

In Dahomei ist nur Ein freier Mann — der König, und in dessen Händen Leben und Tod und Hab und Gut, des ersten Ministers ebensowohl als des gering-

sten Unterthanen steht. Auch der Minister muß sich vor dem König aller Zeichen seiner Würde begeben, die er außerhalb des Palastes führen darf. Einer der Minister wartet stets am Thore des Palastes, und, wenn er von einer der Frauen zur Audienz gerufen wird, kriecht er auf Händen und Füßen in den Audienzsaal, und bleibt demüthig auf seinem Bauche liegen. — Es müssen aber dagegen die Söhne des Königs, selbst der Kronprinz, die Minister knieend und mit Händeklatschen begrüßen. — Niemand, Europäer und die Weiber des Königs ausgenommen, darf in seiner Gegenwart sitzen.

Eine große Ehre ist es, wenn der König Jemand mit geistigem Getränk beschenkt. Der Geehrte legt sich rücklings auf die Erde nieder, der König mit der Bouteille füllt ihm die Flüssigkeit ein, und er darf nicht aufhören zu trinken, bevor nicht der König abzieht, oder die Flasche geleert ist. Den Weißen wird jedoch das Getränk in Gefäßen gereicht. Wiewohl die ganze Regierung höchst grausam und unmenschlich ist, und mehrere Menschen, nicht etwa um Vergehen willen, hingerichtet werden, sondern um die Größe und Macht des Königs zu beweisen, so kommt den Unterthanen doch kein Gedanke an Empörung ein, und der grausamste Befehl wird eben so willig als der mildeste befolgt. Aber der König steht auch dafür bei dem Volke in dem Ansehen einer Gottheit, die nie ißt (welches auch nie öffentlich geschieht), sondern nur trinkt.

Daß bei den Negern von bestimmten Gesetzen wenig die Rede seyn kann, läßt sich leicht erachten. Die Willkühr des Despoten und altes Herkommen vertreten meist die Stelle derselben. Der Ehebruch wird an den meisten Orten mit Sklaverei oder mit Geldbußen belegt. Am Senegal wird der vorsätzliche Mörder mit seiner ganzen Familie verkauft, falls er nicht Sklaven für sich stellen kann — der unvorsätzliche kann von dem Könige losgesprochen werden. Der Dieb wird hier, gleichviel

wie viel der Diebstahl betrage, auch zur Sklaverei verdammt — anderer Orten kostet es Wiedererstattung und Geldbußen. — Gold, Sklaverei und Tod sind immer die Hauptstrafen für Hauptverbrechen. Die letztere Strafe wird oft in eine der beiden andern verwandelt.

Statt der bösen Schuldner, die nicht zahlen wollen, sucht der Gläubiger von der Familie, oder von den Landsleuten des Schuldners so viele Personen gefangen zu nehmen, daß sie dem Betrag der Schuldpost gleichkommen. Dann läßt er dem Schuldner wissen, daß er auf ihn gefangen habe, und daß er seine Verwandte oder Landsleute durch Rückzahlung der Schuld lösen, oder erwarten müsse, daß dieselben in die Sklaverei verkauft würden. Es entstehen nicht selten aus solchen Vorfällen große Zwistigkeiten, nicht nur zwischen Familien, sondern auch zwischen benachbarten Distrikten und Oertern. — Viele Hauptübel sind auch in diesem Punkt durch die Bekanntschaft mit den Europäern, und durch die Begierde nach ihren Waaren veranlaßt, die sonst diesem Volke wohl mögen unbekannt gewesen seyn. Kleine Vergehungen sind groß geworden, Ungerechtigkeiten häufiger und die Strafen strenger, denn jedes kleine Vergehen wird mit Sklaverei bestraft, weil der Sklavenhandel viel einbringt, und tausend Raffinerien, einander zu verderben, sind in den Gang gekommen.

Man darf daher wohl die Gemüthsart der Neger nicht nach denjenigen beurtheilen, die seit langer Zeit in näherer Bekanntschaft mit den Europäern gestanden haben. Eben diese Europäer trafen die besten und gutmüthigsten Neger gewöhnlich nicht an den Küsten, sondern tiefer im Lande. — Dürften wir hier die edeln Züge von Gutmüthigkeit, Treue und Redlichkeit, von Großmuth u. s. w. sammeln, so würde es eine nicht unbeträchtliche Anekdotensammlung geben.

Der Neger, welcher nicht von Europäern verwöhnt ist, lebt unbesorgt, heiter und fröhlich. Es kümmert ihn nicht am Morgen, was der Abend bringen wird. Alles was ihn belustigt, ist ihm angenehm. Tanz und Gesang begleitet seine Feste und füllt seine Abendstunden aus; und wenn er des Tages die schwersten Arbeiten gethan hat, so kennt er keine bessern Erholungen, als des Abends einige Stunden zu hüpfen und zu singen. — Bedarf er nichts, so arbeitet er nichts. Der Blick in die Zukunft ist ihm fremd, und daher denkt er nur, wie er die Vorräthe des Tages und des Jahrs erhalten möge, und läßt den nächsten Tag und das nächste Jahr für sich selbst sorgen. — An Beispielen gastfreundschaftlicher Aufnahme der Fremden, und namentlich der Europäer, fehlt es nicht. Man erfrischt Reisende ohne Unterschied mit Allem, was man hat, und wenn der erste Wirth nicht für den Aufgenommenen genug hat, entbricht sich das ganze Dorf nicht, für ihn beizutragen. Man hat Beispiele, wo Neger für den Europäischen Gastfreund beinahe das Leben aufopferten, wenn die übrigen Neger an dem Weißen das Verbrechen seiner Landsleute rächen wollten. Selbst von der Anhänglichkeit und Treue der Sklaven an ihre nur einigermaßen billige Herren, gibt es bewundernswerthe Beispiele, und eben so schöne von der Unzertrennlichkeit ihrer Freundschaften, von der Innigkeit ihrer Kindes-, Bruder- und Geschwisterliebe. —

Die Neger sind, wie alle roheren Nationen, noch Kinder; Alles was Kinder etwa anziehen könnte, zieht auch sie heftig und stark an, sonst würden die Europäer bei ihnen auch mit Glaskorallen und andern Kleinigkeiten nicht so viel ausgerichtet haben. — Um einer Grenadiermütze willen führten zwei kleine Negerkönige einen blutigen Krieg mit einander; und die Allongenperücke eines engländischen Rechtsgelehrten wurde so heftig von einem Negerprinzen begehrt, daß ihm in der That aus den Fa-

fern eines Schiffstaues etwas Aehnliches verfertigt werden mußte.

Des Tanzes und Geschwätzes wird der Neger, wie schon erwähnt ist, nie überdrüßig. Auf den öffentlichen Versammlungen spricht und erzählt Jeder, was er weiß, und erzählt es mit bewundernswerther Geläufigkeit. — Alles was ihnen gefällt, möchten sie auch gern haben, und freilich, wenn man es ihnen verweigert, so sind sie listig und geschickt genug, es durch mancherlei Künste an sich zu bringen, und einige Negerstämme stehlen mit den Zehen der Füße eben so geschickt, als unsere Taschenkünstler mit den Händen, oder sie sind dreist genug, durch wiederholtes Bitten zu erlangen, was man ihnen verweigerte.

Freilich hat auch der Neger seine b ö s e n S e i t e n. Wo ist die Nation, oder der Mensch, der sie nicht hätte? — Er ist sehr rachsüchtig, zumal gegen Europäer, deren Grausamkeiten und Mißhandlungen er auf eine fürchterliche Weise erfahren muß. Man hat Entsetzen erregende Beispiele von der Rache aufgebrachter Neger; er ist oft diebisch gegen die Weißen, und entschuldigt sich damit, daß diese ohnedies der hübschen Sachen so viele hätten, und daß man dem Reiz derselben unmöglich widerstehen könne. Große Herren, von welchen man aber nie den Charakter des Volks entnehmen muß, pflegen auf ihren Reisen häufig mit Gewalt zu nehmen, was sie haben müssen, und halten solchen Raub für rechtmäßig. Der Neger ist in den Gegenden dem Trunk ergeben, wo er die starken Getränke der Weißen kennen gelernt hat. Man wirft ihm auch Ausschweifungen in der Wollust vor, aber es möchte vielleicht darin schwerlich schlimmer mit ihm stehen, als mit den Europäern, und die große Zahl der Weiber bei den Vornehmen ist häufig mehr eine Folge der Prachtliebe, als der Begierde. — Ueber die Trägheit der Neger ist nur e i n e Stimme, aber diese trifft doch in der That nur die männlichen Neger, denn

die Weiber sind immer thätig und beschäftigt, da sie fast für alle Geschäfte sorgen müssen. Daß ein edler menschlicher Sinn noch nicht so weit ausgebildet bei ihnen ist, um den Wahn alter entsetzlicher Gebräuche zu vertilgen, beweisen die unmenschlichen, selbst bei so vielen friedlichen Gelegenheiten üblichen Menschenopfer, und die Schändlichkeit des Sklavenhandels, der jedoch noch mehr den Europäern zur Last fällt, von welchen bald noch etwas umständlicher die Rede seyn soll.

Der Neger ist übrigens nicht ohne natürliche Anlagen für Künste und Gewerbe und Wissenschaften. Die Negerkinder, welche in der Schule zu Philadelphia in Nordamerika unterrichtet werden, stehen den Kindern der Weißen keineswegs in irgend einem Fache nach, und es gibt Beispiele genug, die es gar nicht zweifelhaft lassen, was aus dem Neger gemacht werden könne. Man hat Neger gehabt, die als Aerzte nicht unbedeutend waren; die im Rechnen außerordentlich waren, wie der bekannte Thomas Fuller; man hat Proben von ihrem Dichtertalent, die gar nicht zu verachten sind; Züge von Witz und Scharfsinn, die Bewundern erregen, und es ist bekannt, daß die Neger in den westindischen Kolonien zu allen Arten von Künsten angestellt werden. — Es gehört nicht hieher, dies Alles mit einzelnen Beispielen, die ohnedies nur einzelne Fälle blieben, zu beweisen.

Der Sklavenhandel ist jetzt längs den Küsten der Negerländer gangbar, und die Negerfürsten bedienen sich aller nur möglichen Niederträchtigkeiten, angrenzende Völker, der geringfügigsten Ursachen wegen, zu bekriegen, um Gefangene als Sklaven verhandeln zu können; ja, man hält in den Staaten der eigenen Unterthanen eigene, unter dem Namen des großen und des kleinen Raubs, sattsam bekannte Jagden, Menschen einzufangen und dann zu verkaufen.

Der Sklavenhandel wird durch die Slatihs oder Händler betrieben, die man an den größern Oertern der Küstengegenden, aber im Binnenlande auch in den kleinern Dörfern findet. — Diese bereisen dann die größern Salz- und Sklavenmärkte, die im Innern liegen, handeln Sklaven ein, und führen sie den Küsten zu.

Der Preis der Sklaven im Binnenlande ist sich nicht stets gleich, denn Kriege und Hungersnoth setzen ihn herab, und größere Nachfrage an den Küsten erhöhet ihn. Am Ende des vorigen Jahrhunderts galt in manchen Gegenden des Binnenlandes ein Sklave der besten Güte gegen 10 Dukaten; eine Scheibe Salz von drittehalb Fuß Länge, bei 14 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke, halb so viel; ziemlich den gleichen Preis hatte eine Flinte; ein Pferd kostete 10 bis 17 Dukaten, und ein Ochse nur 1 Dukaten. Aber, wie gesagt, diese Preise sind sehr veränderlich, und an dem Gambia wurden einmal 40 Sklaven für ein einziges tartarisches Pferd hingegeben; und der berühmte Neger Gustav Wasa ward im Innern von Benin als Knabe mit 172 Kauris, also höchstens mit 6 Gr. bezahlt.

Ein Schiff, das auf den Flüssen den Sklavenhandel treibt, bezahlt, nach Maaßgabe seiner Größe, die Erlaubniß mit Eisen, Flinten, Pulver, Brantwein, Leinwand, Pagnen, mit Kupfer, messingenen Schalen und Becken, Korallen u. s. w.

Die im Innern von den Slatihs aufgekauften Sklaven bindet man mit starken Lederstricken, je vier und vier zusammen; des Nachts legt man ihnen sogar noch eiserne Ketten an, und überdies fesselt man gewöhnlich das rechte Bein des einen Sklaven an das linke des andern. Den Unbändigen legt man schwere Klötze an, oder legt Ringe von geflochtenen Stricken um ihre Köpfe, und an den Stricken ist ein langes herabhangendes Holzscheit befestigt. Selbst den Gebrauch der Hände läßt man den

Armen nicht frei, sondern sie müssen dieselben durch die beiden Oeffnungen eines Brettes stecken, welche man dann durch einen Riegel verschließt.

Ein solcher Zug aus dem Innern nach dem Gambia, wie ihn ein Europäer sahe, hatte vorauf 5 bis 6 Sänger oder Dschillis, theils die Karavane aufzuheitern, theils durch ihren Gesang die Ortschaften, durch welche man hindurch kam, zur Aufnahme der Karavane willfährig zu machen. Da, wo die Karavane still hielt, sangen sie laut und öffentlich die Geschichte derselben ab. Nach den Sängern folgen die freien Männer, hinter ihnen die Sklaven selbst, vier und vier zusammen gebunden, jeder mit Nahrungsmitteln und Kleidern belastet, und zwischen je vieren ein freier mit einem Speer bewaffneter Mann; hierauf kommen die Haussklaven der Slatihs, und zuletzt das Frauenzimmer.

Unterwegs sterben der armen Schlachtopfer viele. Die ungewohnte Bürde, die Traurigkeit von der Heimath und den Verwandten zu scheiden, die elende und sparsame Kost und die fortdaurenden Anstrengungen verursachen, daß neun vom Hundert auf solchen Karavanen daraufgehen. Die Angst und der Mißmuth, welche mit jedem Tage mehr steigen, je näher sie der Küste kommen, sind wohl mehr noch Schuld an ihrem Verderben; denn sie wissen, daß sie nach Amerika kommen, und fürchten das Schrecklichste davon. Sie lassen es sich nicht ausreden, daß sie von den Weißen gefressen, daß sie zerhackt und zerstoßen, aus ihren Knochen Schießpulver, und aus dem Fette ihres Körpers Oehl gemacht werde.

Auf den Schiffen sterben aber von diesen Unglücklichen weit mehr, denn auf der Reise. Der elende Brei von Saubohnen und Reiß (Dab a Dab) mit welchem sie beköstigt werden, höchstens mit etwas Tunke von Palmöhl, Wasser und Pfeffer zugerichtet; die dürftige Quantität Wasser (höchstens ein halbes Nößel auf die

Mahlzeit, welches oft noch verdorben ist) und der überaus enge Raum, in welchem die Unglücklichen zusammengeschichtet sind, verursachen viele Krankheiten ansteckender Art (besonders heftige Ruhren) und große Sterblichkeit. Das Elend in einer Sklavenkammer ist schrecklich, und die Hitze darin oft so groß, daß der Wundarzt kaum einige Minuten daselbst ausdauern kann. — Natürlich, daß die gefesselten Neger Aufstände erregen, über Bord zu springen, und sich selbst auf vielfältige Weise das Leben zu nehmen suchen, was ihnen denn auch nicht selten gelingt. Die Unglücklichen ahnen ihr trauriges Schicksal, und thun das Möglichste, demselben zu entgehen.

Es ist sehr merkwürdig, daß sich an mehrern Orten Spuren von geheimen Ordensverbindungen bei den Negern vorfinden. Schon was wir von dem Mumbo Jumbo erzählt haben, scheint eine Art solcher Verbindung vorauszusetzen, aber weit auffallender ist der Purrah, welcher bei den fünf Völkerschaften der Fulhas Susus, zwischen dem Sierra Leona Fluß, und dem Cap Monte Statt hat. Diese fünf Völkerschaften leben in einer republikanischen Verfassung, die unter einer gemeinschaftlichen Direktion, welche eben dieser Purrah ausmacht, mit einander verbunden sind.

Jede Völkerschaft, oder Bezirk, hat seinen eigenen Purrah, und aus den Aeltesten des Purrahs aller fünf Völkerschaften bildet sich der große oder oberste Purrah, der den Oberbefehl über alle 5 Nationen hat.

Man muß 30 Jahr alt seyn, um in einen der Bezirkspurrahs aufgenommen zu werden, und funfzig, um in den großen Purrah einrücken zu können. Will Jemand in einen kleinen Purrah treten, so müssen sich alle bereits im Bunde stehende Verwandten für ihn verbürgen. Sie schwören dem neuen Mitgliede den Tod, falls

es nicht die Probe besteht, und seine Ordenspflichten, namentlich die Verschwiegenheit, bricht.

In jedem Distrikt gibt es einen Wald, in welchen man denjenigen bringt, welcher dem Orden will einverleibt werden. Hier empfängt er einen Monat lang von verlarvten Personen seine Nahrung, darf nicht sprechen, und nicht ohne Todesgefahr die angewiesenen Grenzen überschreiten. Erst hierauf nehmen die unbekannten Proben den Anfang, wobei die Wälder von furchtbaren Tönen wiederhallen, große Feuer entstehen, die in verschiedenen Richtungen den Wald durchlaufen sollen. Sind diese Proben überstanden, so wird das neue Mitglied eingeweiht, und schwört Verschwiegenheit und den unbedingtesten Gehorsam. Bricht er je das Gelübde, so trifft ihn der Tod, wo er es am wenigsten erwartete, vielleicht mitten im Schooße seiner Familie, durch einen verlarvten Krieger, welcher die Worte spricht: der große Purrah sendet dir den Tod — Worte, bei welchen Alles ohne den Versuch eines Widerstandes zurückweicht.

Ein Bezirkspurrah soll aus 25 Personen bestehen. Aus jedem Bezirkspurrah werden 5 Personen gewählt, aus welchen der Oberpurrah gebildet wird. Die ersten schlichten, was bei ihrem Stamme vorgeht, aber der große Purrah kommt nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten, bei den Kriegen der Völkerschaften, oder wenn Jemand Geheimnisse verrathen hat, zusammen.

Der Oberpurrah läßt den kriegführenden Stämmen wissen, daß er nicht zugeben könne, daß sich Brüder und Verbündete mordeten, und daß man alle Feindseligkeiten sogleich einstellen müsse, deren Grund er schon untersuchen wolle. Bei Todesstrafe darf von diesem Augenblick an kein Blut mehr vergossen werden. Einen Monat lang untersucht der große Purrah den Grund der Fehde, und zieht indessen aus den neutralen Völkerschaften Krieger

zusammen, zur Bestrafung des schuldigen Theils, die gewöhnlich in viertägiger Plünderung besteht, wobei alle Krieger verlarvt, mit brennenden Fackeln und Dolchen bewaffnet, in Rotten von funfzig bis sechszig vertheilt, vor Tagesanbruch in die strafbaren Oerter einbrechen, den Befehl des Oberpurrah ausrufen, und dann plündern. Es flüchtet sich dann Jedermann in die Hütten, denn wer auf den Straßen gefunden wird, wird niedergemacht. — Den Ertrag der Plünderung erhält zur Hälfte der leidende Theil, die andere Hälfte nimmt theils der Oberpurrah, theils bekommen sie die Krieger. — Oft plündert man auch einzelne Familien, die zu mächtig werden könnten, und man nimmt ebenfalls verkleidete Krieger dazu. Weh dem Familienhaupte, das sich widersetzen wollte; man führt es in die Wälder, und es verschwindet auf immer.

Unter den Quoschaern, im Innern der Länder an der Pfefferküste, gibt es auch eine Verbindung, die Brüderschaft des Belli, die aber, was sie thut, für Wirkungen der Jananin, oder Geister, ausgibt. Eine der Untreue verdächtige Frau muß einen heiligen Schwur ablegen, daß sie schuldlos sey; wird sie dann eines falschen Schwurs überzeugt, so führt sie ihr Mann Abends auf den Markt, wo die Mitglieder des Ordens sitzen, welche die Jananin anrufen, ihr dann das Gesicht verdecken, ihr einen Verweis geben, und sagen, daß, weil es das Erstemal sey, so ließen sie die Jananin noch los. Es gibt dabei ein verwirrtes Getöse, so daß die Frau glauben soll, dies werde von den Jananin erregt.

Fehlt die Frau zum zweitenmal, und wird überwiesen, so wird sie, unter dem Getöse einer Art Fidel, des Morgens auf den Markt geführt; muß unter einem grossen Getöse dreimal rings herum gehen, damit jeder der Verbündeten — denn kein Anderer wagt es sich blicken zu lassen — Alles, was vorgeht, sehen könne. Dann wird

die Verbrecherin in den heiligen Wald des Belli geführt, und man hört nichts weiter von ihr. Die Uneingeweihten sagen, sie sey von den Jananin geholt, die ihrem Bedünken nach in den Wäldern wohnen, und bei jeder Gelegenheit angerufen werden, jedoch nur von Männern, denn das weibliche Geschlecht und Kinder dürfen nicht hinein, weil sie sonst gleich von den Jananin getödtet werden würden.

Die Mitglieder dieses Belli-Ordens haben große Vorrechte, und sind die Priester der Religion und Räthe und Richter des Volks. Der König ist der Erste des Ordens, der im Besitz geheimnißvoller Beschwörungen und des Reinigungstrankes ist, und durch die Jananin (das ist durch seine Mitglieder) die Verbrecher aus dem Wege räumen läßt (von den Jananin holen). Alle 20 oder 25 Jahre werden neue Mitglieder aufgenommen, und man nimmt die vorzüglichsten Jünglinge dazu. Es wird ihnen eingebildet, als würden sie fast ganz verbrannt, und hierauf würden sie ganz umgewandelte höhere Menschen. — Man bringt diese Novizen auf 4 bis 5 Jahr in die Einsamkeit eines Waldes, dem sich Niemand nähern darf. Hier werden sie unterrichtet, und empfangen nachmals das Ordenszeichen — gewisse Schnitte des Halses, welche vernarbt so aussehen, als wären Nägel ins Fleisch gedrückt. Die Jünglinge lernen hier, neben manchen nützlichern Dingen, eigene Gesänge und Tänze, wovon sie nachmals öffentliche Proben ablegen müssen. Manche andere Gebräuche und Sitten hierbei würden zu umständlich zu erzählen seyn. Uebrigens ist der Belli, von dem der Orden den Namen hat, in der That nichts andres, als ein Fetisch, den der Oberpriester aus einem Teig knetet, und der nicht immer dieselbe Gestalt hat, aber bei dem Volke in unglaublichem Ansehen steht.

Einen andern Bund, Nesogge, haben hier die Weiber, es ist aber dabei nichts Geheimnißvolles; doch

werden die Novizen einige Monate in die Einsamkeit eines Waldes gebracht, wo ihnen eine Art Schule gehalten wird, indem sie Tänze und Lieder lernen müssen, die eben nicht ehrbar seyn sollen. Man scheert ihnen zuletzt die Köpfe, wäscht und badet sie, und sie kommen endlich sehr geputzt (welches auch bei den Belli-Eingeweihten der Fall ist) zu den Ihrigen wieder zurück.

In beiden Orden werden die Einzuweihenden von den Ihrigen beköstigt, wiewohl sie ihnen die Speisen nicht selbst hinbringen dürfen; sie wohnen in Hütten, und müssen während der Schul- und Prüfungszeit nackt gehen. Uebrigens ist der Hauptgegenstand des Belli-Ordens — die Staatskunst zu erlernen, des Nesogge-Ordens aber die Beschneidung. (Man vergesse nicht, daß alle diese Nachrichten nicht bestimmter seyn können.)

Seltener fast, als solche geheimnißvolle Orden, sind unter den Negern Ehrenorden, von welcher Art sich wohl nur in Benin allein ein Beispiel an dem Korallenorden findet, welchen der König seinen ersten Beamten, mittelst einer Korallenschnur, ertheilt. Doch bekommen auch Kaufleute öfters diese Schnur. Wer sie empfangen hat, muß sie stets um seinen Hals tragen, und läßt er sie sich rauben oder verliert sie, so gilt es sein Leben. Es wurden einmal fünf Menschen darüber hingerichtet, weil ein Neger seine Schnur verlohr. Er selbst, der Dieb, und noch drei, die darum gewußt hatten, büßten das Leben ein. — Der König selbst hat diese Korallen (oder Agrien) im Besitz, und verfertigt die Schnüre daraus.

Wir erwähnen zuletzt, gleichsam als Anhang, noch Einiges über die Art sich zu begrüßen.

Die Art, auf Sierra Leona sich zu begrüßen, ist verschieden. Ein Sklave beugt vor seinem Herrn das

rechte Knie, indem er den rechten Arm mit geballter Faust ausstreckt, und die linke unter den Ellenbogen der rechten stützt. Freunde legen die rechte Hand auf die Brust, umarmen sich auch wohl, schütteln sich die Hände, und schlagen sich gegen einander sogar Schnippchen. Man ist hier so höfisch bedenklich, daß, wenn sich ein auswärtiger Freund zuvor nicht melden läßt, man ihn kalt aufnimmt. — Kommt ein Sohn nach einiger Abwesenheit nach Hause, und die erste Begrüßung ist vorüber, so legt er sich zu der Mutter Füßen hin, läßt sich das Ungeziefer absuchen, und erzählt indessen seine Abentheuer.

Die meisten Neger längs der Küste grüßen, indem sie Finger und Daumen des Fremden zwischen ihren Händen schnappen oder knacken lassen, wozu eine eigene Lage erforderlich ist; die Neger am Sestro sagen dazu: Aquio (Ihr Diener). — Auf der Pfefferküste faßt man sich erst bei den Schultern, und sagt: Towa; dann wird erst mit den Fingern geknackt und gefragt: „Wie befindest du dich, Freund?"

Die Goldküstenbewohner sprechen bei diesem Fingermanöver Auzi, oder auch Bere (Friede). Bei Besuchen der Vornehmen dieser Küste bringen die Weiber nach den ersten Begrüßungen Wasser, Palmöhl und eine Art Schmeer, damit sich die Fremden waschen und salben mögen. Besuchen sich benachbarte Könige, so gibt es viele ceremoniöse Umstände, die mehrere Stunden dauern können. — Die Frauen schlagen ein Schippchen, ziehen den Kamm aus den Haaren, und stecken denselben aus, indem sie mit dem rechten Fuß einen Kratzfuß machen.

Das umständlichste Volk in Höflichkeitsbezeugungen mögen wohl die Whidaer seyn, und es sind hier so strenge Gebräuche, daß sie fast mit den Chinesen wetteifern könnten. — Das Klopfen in die Hände ist bei

ihnen ein Zeichen großer Ehrerbietung, welches der Geringere gegen den Vornehmern nicht versäumen darf.

Von den Negern in Niederguinea

sind die Nachrichten noch viel dürftiger und zerstückelter, als von den Oberguineanegern, und müssen es freilich seyn, da diese Länder weit weniger von Europäern bereiset worden sind, und die Portugiesen, die dahin reisen, Nachrichten zu geben von jeher nicht sehr gewohnt sind.

Die Bewohner des nördlichsten Theils von Niederguinea sind große wohlgebauete Leute mit starken Gliedmassen. Sie werden als wollüstige, versoffene, geizige (habsüchtige wohl vielmehr) und sehr faule Menschen beschrieben, welche den Weibern die meiste Arbeit aufbürden. Mit dem Geiz scheint es jedoch nicht so arg zu seyn, denn sie sind sehr gastfrei, und lieben übrigens den Gesang und das Geschwätz, welches sie mit ausdrucksvollen Gebehrden begleiten. Ihre Gemüthsart ist sehr sanft.

Von einem französischen Schiffe, welches auf der Küste von Loango scheiterte, retteten sich einige Matrosen durch Schwimmen, und kamen in das Dorf Lubu, wo man sie gütig aufnahm, und ganz ohne Ersatz ihren Unterhalt besorgte. Sie mußten nur am Gestade umherspazieren, und auf die etwa vorbeisegelnden Schiffe Acht haben. Drei Jahr waren die Matrosen bei diesen Leuten, und fielen ihnen nicht zur Last. Ein anderes französisches Schiff scheiterte ebenfalls an dieser Küste, und einige Personen retteten sich auch, und wurden gleichfalls von den Einwohnern sehr gut aufgenommen. — Da sie nach einem langen Aufenthalte nach Buali reisen wollten, gab man ihnen die Versicherung, sie würden keinem zur Last fallen, möchten sie auch noch so lange bleiben. In

allen Dörfern, durch welche sie kamen, nahm man sie freundschaftlich auf.

Die Neger in Kongo sind mittlerer Größe, die Lippen nicht sehr aufgeworfen. Das krause Haar ist bei einigen roth. In Freundschaft, Geschwätzigkeit und Liebe zum Trunk sind sie wie die vorigen. Ihre Eitelkeit macht, daß sie sich alle den von den Portugiesen angenommenen Titel Don oder Donna geben, und gegen Geringere sehr vornehm thun.

Wenn Jemand seinen Freunden einen Schmaus gibt, so führen ihn die dankbaren Gäste öffentlich durch die Straßen und schreien: Dies ist der König von Kongo! —

Die vornehmen Damen in Kongo machen eine Salbe aus Oehl und mancherlei rothen und gelben Färbestoffen, und bestreichen sich recht oft damit; denn diese Schminke wird des Abends nicht wieder abgenommen, sondern muß eine Weile vorhalten, und so fest auftrocknen, daß man sich unbeschadet derselben waschen kann. — Die Männer scheeren den Kopf bei mancherlei Gelegenheiten mit einer Muschelschale oder Glasscherbe, und behängen ihn dann mit Vogelfedern, mit kleinen Hörnern von Gazellen, mit Knochen von Hühnern, oder auch nur mit Baumblättern. Vielen ist ein Blatt vom Eibabaum Hut und Sonnenschirm.

Wie es mit dem Christenthum dieser Leute aussehen möge — denn Christen wollen sie seyn — läßt sich daraus erachten, daß einer der Vornehmen zu den Missionarien in die Kirche kam, und mit vieler Selbstzufriedenheit erzählte, daß er einem sterbenden Kinde die Himmelsthür geöffnet habe, denn er habe es getauft. — Er hatte aber, wie sich ergab, dem Kinde Salz in den Mund gesteckt, und es damit statt des Wassers im Namen des Vaters u. s. w. getauft.



Der Sanga Tanz in Congo.

Die Einwohner in Angola sind denen in Kongo größtentheils ähnlich. Das Volk ist in vier Klassen getheilt: Edelleute, freie Unterthanen, geborne, und durch Krieg und andere Unfälle gemachte Sklaven.

Diese Neger sollen kühn und tapfer, in der Provinz Loanda sehr träg, voll Ueppigkeit, und große Hundefleischfresser seyn. Hundefleisch ist ein Leckerbissen, welches auf den Märkten verkauft wird, und in solchem Preise steht, daß ein Bullenbeißer vormals für den Preis von zwei und zwanzig Sklaven verkauft wurde.

Diese Neger stehen unter dem Druck der Portugiesen, deren es hier eine nicht unbedeutende Anzahl gibt, die theils als Beamte, Obrigkeiten und Geistliche, theils aber als Verbrecher zu Soldatendiensten hieher gesendet sind. Die Abkömmlinge der Weißen, entweder von zwei weißen Aeltern hier erzeugt (Kreolen) oder von einem weißen Vater und einer schwarzen Mutter (Mulatten) sind die ausgeartetsten aller Menschen, und dienen nicht zur Verbesserung der armen Neger, wiewohl die christliche Religion die herrschende ist.

Wie es jetzt stehen möge? — Wer weiß das?

Die Bewohner der Provinz Bembe sollen einen im übrigen Niederguinea sehr unverständlichen Dialekt haben; ihre ganze Bekleidung soll eine Schlangenhaut seyn, durch welche sie nur ein Loch machen, um den Kopf hindurch zu stecken (wo bleiben die Arme?). Die Männer scheeren, bis auf einen Haarschopf auf dem Wirbel, den Kopf kahl, die Weiber aber schmücken die Haare mit mancherlei Kunst. Beide Geschlechter salben Kopf und Körper mit demselben Talg und Fett, womit sie auch die Speisen bereiten.

Sie führen mancherlei Waffen, besonders Streitkolben, die aus einem zwei Fuß langen Stock bestehen, und

am Ende eine Kugel mit vielen eisernen Zacken haben. Diese thun ihnen in der Schlacht gute Dienste, indem sie mit ihren Gegnern bald handgemein zu werden suchen. Eben darum sind ihnen Bogen und Pfeile weniger nützlich. Die Kriegsgefangenen werden an die Europäer verkauft.

Die Neger in Benguela sollen höchst thierische Menschen seyn. Für blaue Glaskorallen geben sie das Beste hin, was sie besitzen; kleiden sich in Thierhäute; führen eiserne Wurfspieße, Bogen und Pfeile. Die Weiber tragen Pagnen von Baumbast; am Halse einen schweren kupfernen Ring; kleine Armbänder von demselben Metalle und gleiche Fußringe. Runde, den Bienenstöcken ähnliche Hütten, inwendig mit Matten behängt, sind ihre Wohnungen. — Manche derselben sollen frei, wild und nackt in den Wäldern wohnen, und zum Theil das Menschenfleisch lieben. Einige der Uferbewohner halten auf die Beschneidung, die man überhaupt in ganz Afrika da und dort antrifft, und die auch an mehrern Orten in Niederguinea üblich ist. Die Eingebornen selbst wissen nicht, woher diese Sitte gekommen seyn möge.

Der Benguelaneger will zwar ein Christ seyn — verkauft aber Vater, Mutter und Geschwister um Brantwein, oder um solcher europäischen Kleinigkeiten willen, welche ihm lieb sind.



Art der Vornehmen in Angola, zu reisen.

10.

Kafferländer.

Man rechnet alle Länder dazu, welche südlich Mozambique bis zum Hottentottenlande, und bis an die Westküste Afrika's sich ausdehnen. Von eigentlicher Angabe der Grenzen ist hier nicht die Rede. Man nimmt an, daß sich diese Länder angeblich 300 Meilen Länge, bei eben so viel Breite, vom 16ten bis 35sten Grad südl. Br., ausdehnen, und schätzt sie auf 70,000 Q. M. Nach dem neuesten Reisenden, Herrn Lichtenstein, liegen die Kafferländer vom 20 bis 35 Grad südlicher Breite, haben in Nordosten ein großes Gebirge, Fura, welches sich nach Monomotapa hinzieht, und das Schneegebirge. Aber auch in Osten, Westen und Süden sind hohe Gebirge. Mit den breiten und tiefen Flüssen dieser Gegenden verhält es sich, wie mit denen am Cap der Hoffnung. Man nennt den Lorenzo, Markes, Makumbo und Tumbo. Die Gebirgsarme schließen fruchtbare Thäler ein, aber es fehlt noch weniger an grossen Steppen und dichten Wäldern. Die erstern sind sehr wasserarm.

Die Produkte des Landes sind großentheils die schon bei Niederguinea erwähnten. Man baut Reiß, Hirse, Bohnen, Erbsen, Weizen, Wassermelonen rc., und hat wohl so ziemlich die meisten Gewächse der Kaplande. Unter zahmen Thieren hat man das Rindvieh; unter den wilden nennt man Rhinozerosse, Giraffen, Antilopen und das räthselhafte Einhorn, dessen Daseyn eben so wenig ganz bewiesen ist, als sein Nichtdaseyn; Elephan-

ten, Giraffen, Löwen, Tiger, selbst Bären und Wölfe, Hyänen, Schakals, Zebras, Strauße u. s. w.

Man vermuthet in den Ländern dieser Gegenden besonders viel Gold; wenigstens soll das Gold verschiedener Orten sehr leicht im Sande zu finden seyn, ohne daß man tief darnach grabe. — (lauter Angaben ohne Grund!) Silber hat man wenig gefunden, aber wohl etwas Eisen, und Ambra an den Küsten, wenn ein Sturm gewesen ist.

Jeder Kaffernstamm hat sein eigenes Oberhaupt, dessen Würde wohl nicht allemal und überall erblich seyn dürfte. Der innern Kriege sollen viel seyn. Die Könige empfangen Abgaben in Naturalien.

Es hilft nichts, die verschiedenen Namen der Stämme, so viel ihrer bekannt sind, aufzuzählen. Im südöstlichen Theile wohnen die Koosa, und im innersten südlichen Punkte die Betjuanen; an der Westküste die großen und kleinen Namaquas, die Makassen u. a. m. Sie sollen Städte von 10,000 E. haben, Ackerbau und Viehzucht treiben, auf Elephanten reiten, Zugbüffel und europäische Fabrikate haben. Eine Mission unter ihnen hat 636 E., in deren Nähe die Matschappäer wohnen, und in Eisen und Kupfer zu arbeiten anfangen, Rauch- und Schnupftabak überaus lieben, und die Hauptst. Liteku, mit 1500 Häus. und 7500 E., haben. Aber diese Stadt ist zerstört, und der König läßt eine neue, Rampampam genannt, erbauen, hinter welchem Orte sich 20 Stämme mit Betjuanensprache finden, welche tausend Dörfer bewohnen.

Die westliche Grenze der Koosa ist der Fischfluß, der vier große Ströme aufnimmt. Man rechnet sie zu 30,000 Köpfen.

Die Barrolus grenzen an die Betjuanas, und sollen schon in Künsten Fortschritte machen, viel Vieh,

Getreide, grüne Waaren und selbst außer den Sklaven Lohngesinde haben.

Die nomadisirenden Koranen sollen ein weiches, wollüstiges, muthloses Volk seyn. Sie haben die St. Goigua mit 2900 E. und einer Missionsanstalt.

Die Moßequejos, am Aequator, sollen sehr wild seyn, und so fettes Rindvieh haben, daß man es durch öfteren Aderlaß gegen das Ersticken verwahren muß. Das Blut trinken sie. Wer eine Würde haben will, muß den Kopf eines Feindes bringen. Viehzucht ist ihr Hauptgewerbe.

11.

Das Hottentottenland oder die Kapländer.

Man rechnet diese Länder von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis etwa den 28sten oder 30sten oder 32 Grad südlicher Breite, wo sie mit den Kafferländern grenzen.

An der äußersten Spitze, oder am Cap, ist das Land nicht sehr fruchtbar, aber tiefer landein finden sich viele Gegenden mit sehr fruchtbarem Boden, häufiger aber noch große Sandstrecken, und keine so lieblichen Wiesen mit Blumen und Kräutern, wie in andern Gegenden; häufig Mangel an Holz, wiewohl da und dort große Waldungen sind; sehr wenig Quellen, von denen noch viele im hohen Sommer versiegen; Flüsse zwar genug, die zur Regenzeit mächtig anschwellen und Alles überfluthen, aber im Sommer oft bis auf die letzten Tropfen vertrocknen. Landseen und Bäche fehlen ganz.

Die Gebirge laufen gegen das Meer zu aus, und bilden mehrere Vorgebirge. Die Hauptgebirgsstrecken gehen von Nordwest nach Südost in parallelen Gebirgszügen oder Reihen, welche wegen ihres nähern oder weitern Abstands engere oder weitere Thäler einschließen. Manche Berge sind mit immerwährendem Schnee bedeckt, und viele derselben ganz kahl und waldlos.

Auf diesen Bergen entstehen die Flüsse, die ins atlantische oder indische Meer fallen. Da dieselben im Sommer vertrocknen, so kennt man nur solche Fische, die aus dem Meere kommen, und nur unfern der Mündungen der Flüsse. (Daher auch Fischessen mehrern Landeseingebornen dieser Gegenden eine Art Greuel ist.)

Buchten und Baien sind an den Küsten häufig, und die nordwestlichen die bekanntesten.

Die Jahreszeiten sind denen in Europa entgegengesetzt, und es ist dort Winter und Sommer, wenn hier Sommer und Winter ist. Der Sommer fängt im September an, und dann herrscht der Südostwind, welcher kalt, trocken und häufig sehr stürmisch ist, und solche Massen von Sand und Staub aufhebt, daß die Luft verdunkelt wird, und Niemand ausgehen kann. Der Winter geht im März an, und dann herrscht der Nordwestwind, mit welchem die Regen kommen, die aber mit heiterem Wetter abwechseln. Zuweilen gibt es eine dünne Eisrinde auf dem Wasser.

Man findet Löwen, Panther, Hyänen, Wölfe, wilde Hunde, Rhinozerosse, Elephanten, Giraffen, Büffel, Flußpferde, Zebras, Affen und eine große Menge von Antilopenarten. Verschiedene Vögel, unter welchen wir den Strauß, den Flamingo, den Secretair, den Honigkukuk, den Spottvogel nennen, nicht zu gedenken vieler andern, die an Pracht des Gefieders den unsrigen weit vorzuziehen, aber an Gesang ihnen nachzusetzen sind. Viele Arten Schlangen, Schildkröten, und viele Fische in den Baien und Buchten des Meeres. Wilde Bienen sind nicht selten; sehr häufig die Ameisen, und höchst verderblich die Heuschrecken, die in solchen Zügen kommen, daß der Tag verfinstert wird, beim Niederlassen meilenlange Strecken einnehmen und Alles verzehren. — Europäische Haus- und Zuchtthiere halten die Kolonisten in großen Heerden. Ochsen dienen zum Feldbau, wiewohl es an vielen Orten nicht an Pferden fehlt, die zuerst aus Persien eingebracht wurden.

Das Pflanzenreich hat nicht nur die europäischen Getreidearten, sondern auch die meisten europäischen Küchenkräuter und Gewächse, die nebst Wald- und Gartenbäumen aus Europa eingebracht sind, und, Pflaumen

ausgenommen, gut fortkommen. Die einheimischen Pflanzen sind ebenfalls von großer Mannichfaltigkeit. Dennoch ist, der großen öden Strecken wegen, der Anblick des Landes nicht erfreulich; Gras und Pflanzen stehen auch gewöhnlich nur dünn; das Brennholz ist rar, vorzüglich in den Gegenden des Kaps; das Nutzholz muß größtentheils aus Europa gebracht werden. Wir führen mehrere Arten Aloen und Euphorbien an, eine Amaryllis, mit deren Zwiebeln der Hottentotte seine Jagdpfeile vergiftet, die Wollblume, aus deren Bast er Stricke macht, eine große Art Hasenöhrlein, dessen Blätter mit einem zottigen Faserwerk überzogen sind, deswegen man Mützen daraus macht; aus den Stengeln macht man Strümpfe und Handschuhe, die wie sämisch Leder aussehen; eine Art Riethgras, woraus man Matten flechtet; einige Arten Doldengewächse, aus welchen die Hottentotten einen berauschenden Trank machen; einige eßbare Zwiebel- und Wurzelgewächse; ferner das Stinkholz, welches seinen Geruch an der freien Luft verliert, und zu Geräthen verarbeitet wird; den Hassagaibaum, woraus die Kaffern die Schäfte der Hassagaien, und die Kolonisten Wagendeichseln machen; den Bukustrauch, mehrere Eschen und eschenartige Bäume, den wilden Feigenbaum, den Löffelbaum, aus dem man Teller, Löffel u. s. w. schnitzt, einige Arten Oehlbäume, woraus man jedoch nur Stühle u. s. w. fertigt, aber kein Oehl preßt, viele Arten Silberbäume und Sumach, der Ricinus- oder Wunderbaum, und am häufigsten Mimosenbäume.

Von Mineralien findet man Kupfer und Eisenstein, welche aber nicht benutzt werden; Bergpech, Salz, welches sich an der Sonne in Krystallen ansetzt. Heiße Bäder sind häufig. Die eisenhaltige Thonsteppe Karroo soll 1000 Q. M. allein halten. Nur Mesembryanthemen halten sich hier in trockner Zeit, aber in der nassen blüht und grünt Alles.

Bis an den großen Fischfluß (nördlich), und bis an den breiten Fluß oder Bredafluß (östlich), steht das Land unter den Engländern, und soll etwa bei 1800 (6035) Q. M. 65000 (81,000) Einwohner haben, worunter 26,000 Sklaven und 15,000 Hottentotten seyn sollen. Es könnten ihrer weit mehr seyn, wären die Hottentotten menschlicher behandelt. — Die eigentlichen, sonst den Holländern zugehörigen, jetzt aber von den Engländern besetzten Kaplande, wurden in fünf Landdrosteien eingetheilt, nämlich in den Capdistrikt, in Stellenbosch, in Drakenstein, in Swellendam und in Graaf Reinette. — Jetzt in 8 Distrikte *).

Der Capdistrikt macht die eigentliche südlichste Spitze Afrika's. Die Tafelbai ist der Meerbusen, in welchen die Schiffe einlaufen. Sie hat zur Zeit der Ebbe 2 Meilen Umfang, und ist bei der Einfahrt durch die Robbeninsel in 2 Theile getheilt. Robben oder Seehunde sind aber jetzt hier nicht mehr vorhanden. Südöstlich der Bai liegen der Tafel-, der Teufel- und der Löwenberg, die aber eigentlich nur einen Berg ausmachen. Man sieht zur See den erstern, als den höchsten, in einer Entfernung von 15 Meilen, und gibt seine Höhe zu 3300 Fuß an.

Die Capstadt, entstanden aus einem angelegten Fort, ist die einzige Stadt des Landes, und liegt am Fuße des Tafelbergs, hat 1200 Häuser, und mag ohne Malaien und Negersklaven, deren hier sehr viele gehalten werden, an 10,000 Einwohner haben (nach Andern 6000 weiße und 12,000 schwarze Einwohner). Die Straßen sind regelmäßig und breit, zum Theil mit Eichen besetzt, und von Kanälen durchschnitten, und die Häuser sind auf europäische Art gebauet. Einige Kirchen, das Rathhaus und die Kasernen, das Schiffswerft mit dem Schiffsmagazin, sind die vorzüglichsten Gebäude der Stadt, nebst dem Lazareth oder Hospital, welches allein im untern

*) Die Engländer müssen zur Erhaltung dieser Länder noch bedeutenden Zuschuß, vielleicht von einigen Mill. Thalern machen.

Stockwerk für 400 Kranke Platz hat. — Dem Hospitale gegenüber ist das Sklavenhaus, worin einige hundert Sklaven der Regierung wohnen. — Die meisten Gärten der Einwohner liegen unter dem Teufels- und Tafelberge außerhalb der Stadt, und werden mit dem von den Bergen herabkommenden Wasser bewässert. Der sogenannte Compagnie-Garten (denn jetzt gibt es keine ostindische Kompagnie mehr) hat 1000 Schritt Länge bei 260 Schritt Breite, ist in 44 Quartiere abgetheilt, und liefert nicht nur für Gouverneur und Hospital, sondern auch für die ankommenden Schiffe, grüne Waaren.

Oestlich der Stadt liegt die Festung, dicht am Strande. Die Wohnungen des Gouverneurs und der Besatzung; die Magazine, Packhäuser, und die Werkstäten vieler Arbeiter sind durch dieselbe eingeschlossen.

Der Handel wird hier fast von Jedermann, sowohl mit den nach Indien gehenden, als von daher kommenden Schiffen um so mehr getrieben, da dabei so viel zu verdienen ist. Die europäischen Waaren stehen in einem unglaublich hohen Preis.

Viele Einwohner der Stadt sind Deutsche, die übrigen meistentheils Holländer und Franzosen. Man ißt viel fettes Schöpsenfleisch, hält viel Sklaven, pflegt der Ruhe, und ist ziemlich geradezu.

Constantia, unweit der Stadt, ist ein Landsitz, wo der theure Constantiawein erbaut wird, zu dem die ersten Reben aus Persien, die nachmaligen aus Spanien und von dem Rhein kamen. Man hat rothen, aber noch mehr weißen Constantia. — In der ganzen Gegend wird viel Wein erbaut, wiewohl an Güte dem eigentlichen Constantia sehr ungleich.

Der Distrikt Stellenbosch hat seinen Namen von dem Gouverneur von der Stell, der zuerst eine Kolonie von 30 Familien gründete, welche 8 Stunden von der Capstadt liegt. Die Einwohner sind Landwirthe und Handwerker. — Eine sehr fruchtbare Landschaft in diesem Distrikte ist Hottentottes-Holland, wo es an Weide und Wasser nicht fehlt, und, nächst Constantia, der beste Wein erbaut wird. — An der Südostseite des zwarten (schwarzen) Bergs ist ein heißes Bad, wo einige Zimmer für Badegäste eingerichtet sind. In der Nähe sind mehrere warme Bäder.

Mehrere Hottentotten-Dörfchen (Kraale) finden sich in diesem Distrikte.

Swellendam ist ein rauhes Gebirgsland, wo die Kolonisten kaum das Nothwendigste erbauen. Ihre Gehöfte sind oft meilenweit von einander entfernt. Es ist seiner Kälte wegen nur wenig angebauet. Eben so wenig bebaut und sehr unbekannt ist der Distrikt Graaf Reinette.

Uitenhage, mit einem neu angelegten Fort und der Mission Bethelsdorp, mit 1170 E., meistens Hottentotten, die für die Kolonisten Holz fällen, Weizen und Hülsenfrüchte bauen, etwa 2000 Stück Hornvieh halten, und überdies Schaafe, Ziegen und Schweine; Salz und Seife sieden; Kohlen brennen; Körbe und Matten flechten; zum Theil etwas lesen und schreiben können; Kirche und Schule fleißig besuchen.

Georgtown, ist eine neue Kolonie mit breiten mit Bäumen besetzten Straßen, 2 Stunden vom Meere.

Es sind jetzt 12 Missionen, die immer tiefer ins Land einzudringen suchen. Sie hangen von der Londoner Missionsgesellschaft ab.

In den meisten dieser Distrikte trifft man nur ein Paar Dörfchen; denn die Kolonisten, oder sogenannten Bauern, wohnen einzeln und weit von einander entfernt. Die ihnen dienenden Hottentotten wohnen in der Nähe. Die freien Hottentotten ziehen da und dort umher, und verändern ihre Kraale, wie es ihnen gefällt.

Die Kaffern,

wenigstens die sonst von den Holländern Tarrekanen genannten, und an der Lagoabai (Küste Natal, s. nachher) Wohnenden, sind ein starker Menschenschlag von schönem Wuchs, von gelbbrauner Farbe und krausem Wollenhaar, worauf sie stolz sind. Man tättowirt das Gesicht, trägt Schnüre von Korallen oder Kupferringe um Hals, Arme und Finger; die Männer zur Schambedeckung blos ein Binsenkörbchen, und die Frauen einen rothen oder blauen Tuchlappen, eine halbe Elle ins Gevierte haltend, womit man sich für hinlänglich bedeckt halten.

Die Frauen sind kleiner am Wuchs, und bemahlen sich Gesicht und Leib. Zuweilen tragen sie eine Mütze, die sie aus Stricken (Schnüren) künstlich zu flechten wissen.

Die Wohnungen sind kugelförmig rund mit Schilf überflochten, und Wände und Boden mit einem Mörtel von Lehm und Kuhmist überworfen. Man kocht auf dem Boden der Hütte, und neben dem Feuer schläft man auf Matten. Die Schlafstelle ist etwas erhöht, das Kopfkissen aber ein Stück Holz. — Außer einigen Körben, ihre Bohnen, und den nützlichen Saamen eines Gewächses, den Pombesaamen oder Parsade (Sorgosaamen, Kafferkorn, Moorhirse) aufbewahren, kennt man kein Hausgeräth.

Die Frauen, welche schöner sind, als die Hottentottinnen, verrichten die meisten Arbeiten. Sie verrichten die Feldarbeiten, sammeln die Erndte, fällen das Holz im Walde, zerstoßen, wenn sie nach Hause kommen, den Pombesaamen in einer Art hölzernen Mörser; wobei sie noch die kleinsten Kinder in einem Thierfelle auf dem Rücken tragen, und die langen Brüste ihnen über die Schulter zum Saugen hinreichen. Sie backen auch Brodt aus dem zerstoßenen Pombesaamen, indem sie den aus demselben bereiteten Teig in Pisangblätter schlagen, und in Erdgruben, über welchen das Feuer angemacht wird, sehr gut backen. Auch macht man durch Gährung ein Getränk daraus, welches berauschend ist, und sehr unmäßig getrunken wird. — Einige Horden berauschen sich durch Hanfrauchen, wie die Hottentotten, und benutzen das Mark einer Palmart, um mit Milch einen Brei davon zu machen. Auch die Wurzeln von Schwerdtlilien und mancherlei Beeren dienen zu ihrer Nahrung.

Die meisten Speisen verschlingt man halb roh. Die Eingeweide einer Kuh, Gedärme und Pfoten werden

nur ein wenig auf dem Feuer geröstet, um einen köstlichen Genuß daran zu haben; Hühnerdärme werden mit dem Unrath verschlungen; umgefallenes Aas läßt man nicht unbenutzt, falls es auch schon in Fäulniß übergegangen wäre; Heuschrecken röstet man ein wenig.

Man versteht aus Eisen Nägel, Tabakspfeifen, Ketten, Knöpfe und Lanzenspitzen zu machen. Ein großer Stein vertritt die Stelle des Amboses, ein kleiner dient statt Hammer; Kalbfelle wissen sie so zuzubereiten, daß sie fast wollig werden. Ein glattes Stück Eisen dient als Pfrieme, und die Rückensehnen der Thiere statt Zwirn. Man verfertigt Rohrkörbchen, selbst wasserdichte, hölzerne Schüsseln, Löffel, Wurfspeile oder Hassagaien, Netze, Stricke, Fischleinen von Binsen; man schneidet eine Kerbe in ein Stück Holz, legt trocknes Gras oder Elephantenmist hinein, und dreht ein kleineres Holz in dieser Kerbe herum, um Feuer zu bekommen.

Der größte Reichthum besteht in Viehheerden und in Weibern, deren Manche 10 bis 12 nehmen. Jede derselben hat ihre eigene Hütte, die nach ihrem Tode mit Allem, was darin ist, verbrannt wird. Stirbt der Mann, so gehört die Frau nebst den Kindern dem Bruder des Verstorbenen. Die Frauen, welche oft erst 11 bis 12 Jahr alt sind (Männer heirathen im 13ten oder 14ten Jahre) müssen gekauft werden. Zehn Böcke und eine Kuh ist ein gewöhnlicher Preis. Die Kuh aber wird geschlachtet und verzehrt.

Die Kinder kommen ganz weiß zur Welt, und nur um den Nabel ist ein schwarzer Ring. (Auch bei den Negern soll das Statt haben.) Werden Zwillinge geboren, so bringt man den einen um.

Diese Kaffern scheinen größtentheils ein friedliches Volk zu seyn. Sie theilen ihren Landsleuten mit, was

sie haben, helfen einander ohne Lohn bei den Arbeiten, und wer reisen will, kehrt ein, wo es ihm gefällt, und ist einer guten Aufnahme gewiß. Man singt und tanzt gern, vorzüglich, wie bei den Negern, zur Zeit des Neumonds und Vollmonds; die Musik macht ein Hackebrett und eine Art Schalmei oder Flöte. Die Kaffern gehen nie ohne ihre Hassagaien aus, aus Furcht vor wilden Thieren. Mit diesen werfen sie von den Bäumen herab die Elephanten, und jagen das verwundete Thier durch ihr Geschrei so lange, bis es sich verblutet. Der König schneidet hierauf ein Stück von der Schnauze und vom Schwanze ab, und segnet das Thier; dann wird das Fleisch getheilt. Man fängt jedoch den Elephanten auch in Gruben, in welchen man ihn mit Hassagaien ersticht.

Sie haben Oberhäupter oder Könige, die aber wenig zu befehlen haben, und meistens wohl nur als Kriegsanführer gelten. Die Aeltesten berathschlagen sich in außerordentlichen Fällen, was zu thun ist.

Den Europäern verhandeln sie Elfenbein, etwas Ambra und Gold, und tauschen dagegen Kattun, Korallen u. s. w. ein.

Götter, Tempel und Priester findet man wenig, und von einer Religion sollen sie keinen Begriff haben — doch hat man in neueren Zeiten Zauberer bei ihnen getroffen — die Sonne nennen sie den großen, den Mond aber den kleinen Kapitán. Der kleine Kapitán, meinen sie, gäbe ihnen den Regen. — Ueber jede Unternehmung werfen sie das Loos, und fällt dieses nicht günstig aus, so gehen sie auch nicht einmal an diesem Tage über einen Fluß. Der größeste Theil ihres Aberglaubens scheint sich vorzüglich auf Gesundheit und Krankheit zu beziehen.

Ein höchst wichtiges Fest scheint bei ihnen die Beschneidung zu veranlassen, welche im 8ten oder

10ten Jahre, allemal im Mai, vor sich geht. Man bauet den beschnittenen Knaben eine große Rohr- oder Strohhütte, fast wie eine Scheune, in deren kleinern Abtheilungen, bis 25 an der Zahl, sich die Beschnittenen aufhalten, abgesondert von den Eltern und aller andern Gesellschaft. Man bereitet ihnen das Essen, und erlaubt ihnen auch wohl, sich selbst Wurzeln zu suchen. Sie sind mit Binsen am Leibe bekleidet, und tragen eine tonnenförmige Binsenmütze. In der Mitte Septembers ist erst dieser Aufenthalt geendigt. Dann kommen die Weiber und tanzen bis spät in die Mitternacht; es kommen die Eingebornen und die benachbarten Fremden, der Kapitän oder das Oberhaupt der Horde geht mit seinen Leuten nach der Hütte, und aller Unrath um die Hütte herum, alle Eß- und Trinkgeschirre werden nun in dieselbe hineingeworfen; dann tanzt man bis 8 Uhr Abends, und hierauf führt man die jungen Leute fort, hinter welchen die Hütte an 4 Ecken angezündet wird. Sie dürfen sich aber nicht umsehen, sonst würden die Genesenen wieder krank werden. Tags darauf werden die Beschnittenen ganz früh in einen Wald gebracht — Haufen von einigen Tausenden begleiten sie — und erhalten ihre Lagerstäte unter einem großen Baum auf Matten. Dann kommt das Oberhaupt und der Arzt (Zauberer, welcher die Beschneidung verrichtet hat), die Knaben werden mit Korallen und Hassagaien beschenkt, und dadurch gleichsam unter die Krieger aufgenommen. Hierauf bewirthet man die Neuaufgenommenen mit Pombetrank. Die Mütter kommen alsdann mit Freuden zu ihren Kindern herbeigelaufen, werden aber von diesen mit Stockschlägen empfangen; anzuzeigen, daß diese nun Männer, und der Aufsicht der Mütter entwachsen sind. — Singen, Tanzen und Pombetrinken beschließen die Feierlichkeit.

Die Kaffern, welche le Vaillant kennen lernte, tragen in der kältern Jahrszeit eine Bekleidung von

Thierfellen, und die Weiber puzen sich sehr wenig im Vergleich mit andern benachbarten Völkern. — Beide Geschlechter verfertigen irdene Gefäße aus Thon.

Die Hütten hatten die Gestalt von Halbkugeln; das Gerippe derselben ist ein festes Gitterwerk von Holz, und die Oeffnung so enge, daß man auf dem Bauche hineinkriecht. — Wenn nicht Zufälle es ändern, so behalten sie ihre Wohnungen, die größtentheils an den Ufern kleiner Bäche und Flüsse liegen. — Viehzucht macht ihren Hauptreichthum. Der Ackerbau besteht darin, das Feld mit Hacken ein wenig aufzukratzen, und den Samen einzustreuen.

Sie haben einen sehr hohen Begriff von dem Welturheber, glauben ein künftiges vergeltendes Leben, haben keinen Gottesdienst, kein Gebet, keine Priester, aber Zauberer (welches ja aber bei rohen Völkern mit Priestern und Aerzten einerlei ist).

Die Verstorbenen begräbt man nicht, sondern man legt sie in eine offene der ganzen Horde angehörige Grube, in welcher die Leichname ein Raub wilder Thiere sind. Blos Könige und Anführer werden begraben, und ihre Körper mit einem Haufen von Steinen bedeckt.

Die Beetjuanen, mit welchen uns Herr Lichtenstein bekannt gemacht, scheinen zu den gutmüthigsten Kaffern zu gehören, und den Ackerbau ernstlicher als die andern zu betreiben. Die jüngste Gemahlin des Königs war 15 Jahr. Die Tänze, Weiber und Männer untereinander, werden von widrigheulendem Gesang begleitet. Mit der Keuschheit der Mädchen nimmt man es gar nicht genau. Es finden sich geschickte Schmiede unter ihnen. Sie leben von ihren großen Heerden und von der Jagd. Fische und Amphibien werden verabscheut. Schafe hält man nicht, obwohl man das Fleisch derselben sehr liebt. Die Kleidung sind Thierfelle, und mit dem Putzwerk verhält es sich wie bei den andern Kafferstämmen. Nur alte

Personen tragen Pelzmützen, jüngere gehen im bloßen Kopf. Priester und Zauberer mit alten Arten Aberglauben fehlen keineswegs. Der König bestraft, wenn bei ihm geklagt wird, nach Gutdünken. Er bekommt seinen Antheil von geschlachteten und erlegten Thieren, die Elephantenzähne, und die Felle der Leoparden und Löwen. Ihre Häuser sind häufig von Holz und ziemlich fest. Wer nach einem Siege ein Stück Bauchhaut nebst dem Nabel eines Feindes vorzeigen kann, hat Theil an dem Feste, wo das gebratene Fleisch der Feinde verzehrt wird, welches man jedoch ungern thun soll. Der Priester macht jedem Sieger einen Einschnitt mit der Hassagaie von der Hüfte bis zum Knie. Solcher Heldenzeichen hatten manche an 11. Die Kriegsgefangenen sind leibeigen. Sie kennen ein höchstes Wesen, haben aber keine Zeichen zu dessen Verehrung.

In vielen Stücken sind die Koossa diesen Kaffern sehr ähnlich. Bejde haben ziemlich einerlei Sprache. Der Koossa ist aber rauher, stärker und kräftiger, und geht fast ganz nackt.

Einen Stamm der Kaffern machen die Makossen, deren Land schon unter Niederguinea aufgeführt ist, und von welchen uns nur Ein Reisebeschreiber Nachricht gibt, der sie als schwarze, wohlgebildete und gutmüthige Leute schildert, die so starke Viehzucht haben, daß eine Heerde von einigen Tausend Stück Rindvieh nicht viel bedeuten will, sich in Ochsenhäute kleiden, selbst gegen die Schaggas sehr tapfer, und in der Hauptsache den bisher beschriebenen Kaffern sehr ähnlich sind. — Ihre Hütten bestehen aus Baumzweigen, und sind mit Matten bedeckt. Alle zwei Jahr sollen sie der Weide wegen die Wohnplätze verändern. Sie nähren sich von Milch und einer Art Brodt. Fische verabscheuen sie. Das Brodt wird aus dem zerriebenen Saamen einer unbe-

kannten Pflenze gemacht, die schnell 10 Schuh hoch erwächst. Aus einem andern zerriebenen Saamen machen sie durch Aufguß ein berauschendes Getränk.

Der Diebstahl von Kupfer oder Eisen, welches ihre höchsten Kostbarkeiten sind, wird sehr gelinde, höchst hart aber und allezeit mit dem Tode der Raub eines Ochsen oder eines Schafes bestraft; denn da sie so viel Vieh haben, so meinen sie, müsse der Versuchung dasselbe zu stehlen leicht zu widerstehen seyn.

So gutmüthig sie sonst sind, so barbarisch scheinen sie im Kriege zu seyn, denn sie machen Alles ohne Unterschied nieder, und treiben nachmals das erbeutete Vieh fort.

Die Jünglinge bleiben drei Monat nach der Beschneidung auf einem Berge, wo sie beköstigt werden. Kein Frauenzimmer darf zu ihnen. Will Jemand heirathen, so begleiten ihn alle Jünglinge seines Dörfchens zum Dorfe der Braut. Die Hochzeitlustbarkeiten sollen 4 bis 5 Wochen auf Kosten des Bräutigams dauern. Mancherlei Gebräuche sollen dabei seyn, unter welchen wohl das Verzehren eines gebratenen Ochsens der gewisseste ist.

Wenn es regnet, blitzt und donnert, oder wenn die Winde stürmen, so treten sie vor ihre Hütten heraus, verwünschen das böse Wesen, welches die Ungewitter verursacht, bedrohen es, werfen Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und, wenn das Gewitter vorüber ist, so glauben sie, das sey die Wirkung ihrer Drohungen.

Ihre Todten beerdigen sie in Gruben, die sie mit Erde und Steinen füllen, und oben mit Reisern bedecken. Die Hütte des Verstorbenen wird umgerissen, und eine neue aufgebaut. Sie glauben, wie einige Neger, daß sie nicht leicht sterben würden, wenn sie nicht getödtet oder vergiftet würden, welches wohl mit ihrem Abscheu vor dem Todten zusammenhängen mag. Die Strafen eines

solchen vermeintlichen Vergifters sind schrecklich. Eine Frau, die man dieses Verbrechens beschuldigte, wurde auf den Rücken gelegt, die beiden auseinandergesperrten Beine an zwei Pfähle gebunden. Die beiden Arme hingen bis an den Ellenbogen in zwei Löcher, und waren mit Steinen und Erde so eingepreßt, daß sie dieselben nicht in die Höhe ziehen konnte. Hierauf bekam sie dreißig Stockschläge, dann setzte man ihr schwarze Ameisen, welche sehr heftig beißen, in Augen, Ohren, Mund und Nase; ja, auf den ganzen Körper. So lag sie den ganzen Tag in dem Sonnenbrande. Des Abends wurde sie losgemacht, aber am andern Morgen wieder in diesen Zustand gesetzt. Drei Monat duldete sie diese fürchterliche Marter, ehe sie den Geist aufgab.

Das Weib lebt bei ihnen, wie überall bei rohen Völkern. Der Mann faullenzt, und geht auf die Jagd der Löwen, die seinen Heerden so gefährlich sind.

Einige Tage des Jahres sind zu feierlichen Gebräuchen bestimmt.

Die Kaffern der Küste Mozambique gegenüber sind mit den vorherbeschriebenen im Bau, Lebensart und Sitten sehr ähnlich. Sie sollen vorzüglich in Goldarbeiten sehr geschickt seyn. Bei der Hütte eines Todten erheben sie ein großes Geheul, und setzen Speisen auf das Grab desselben. Sie sollen ein höchstes Wesen erkennen, haben aber ebenfalls keinen Gottesdienst und keine Priester. Sie führen Bogen und im Kriege vergiftete Pfeile, haben Trommeln, Pfeifen und mancherlei andere musikalische Instrumente, und tauschen von den benachbarten Portugiesen auf Mozambique grobe baumwollene Zeuge und Glaskorallen gegen Gold und Elephantenzähne ein.

Von manchen Kafferstämmen ist es durch neuere Nachrichten gewiß, daß sie Zauberer haben, die von dem Kranken den Teufel austreiben, ja, denselben, um ihm die Rückkehr zu verleiden, über Berg und Thal jagen, und sogar zuletzt mit einem Speere erstechen müssen. Gelingt das nicht, so kommt der Teufel wieder, und mit dem Kranken wird es nun ärger, als zuvor.

Glaubt man, es sey keine Hülfe mehr, so wird der Kranke außerhalb des Kraals oder Dorfes aufs Feld gebracht, damit nicht die Krankheit großes Unheil im Kraal stifte. Erholt sich derselbe so weit, daß er in seine Hütte zurückkehren kann, so wartet man einige Tage auf seine völlige Genesung; wenn aber diese nicht bald erfolgt, so wird er wieder vors Dorf gebracht. Wollte er ohne sichtlich völlige Genesung zum zweitenmale zurückkehren, so würde man ihn in seine Hütte einsperren, und der ganze Kraal würde sich einen andern Platz suchen. Stirbt ein solcher Verstoßener, so kümmert sich Niemand um sein Begräbniß, sondern überläßt Wölfen und Füchsen den Leichnam. Nur der König erhält in dem Kraal, und zwar da, wo die Ochsen stehen, eine Beerdigung, und außer ihm werden die Leichname der Kinder beerdigt, indem man dieselben in die Höhlen der Ameisenfresser einsetzt.

Wie geneigt auch der Kaffer ist, an Zaubereien eben so gut zu glauben, wie andere rohe Völker, davon fand sich im Jahre 1780 ein neuer Beweis. Es war an der Mündung des **Keiskamaflusses** vor mehrern Jahren ein Schiff gescheitert, von welchem noch ein Anker vorhanden war. Ein Kafferkönig schickte einen Menschen dahin, um ein Stück davon abzuschlagen. Der Mensch vollzog diesen Auftrag, starb aber bald nachher. Seit dieser Zeit kam der Anker in ein großes Ansehen; man hielt ihn für ein sehr mächtiges Wesen, welches besonders über das Meer Gewalt habe. Niemand ge-

trauete sich, ihn nur schеel anzusehen, geschweige denn anzurühren, und jeder Vorbeigehende grüßte ihn mit der tiefsten Ehrerbietung.

Die Kaffern, welche der Engländer Barrow in der Nähe des Hottentottenlandes kennen lernte, färbten ihre Haare mit rothem Ocker. Ein Anführer derselben hatte eine Stirnbinde, aus metallenen Kugeln verfertigt und mit herabhängenden Metallketten versehen. — Die meisten trugen Mäntel von Kalbfellen und elfenbeinerne Ringe an der obern Hälfte des linken Arms; am Handgelenke und oberhalb des Knies kupferne und eiserne Ringe und Bänder. Glaskorallen hingen um den Hals; zuweilen hatten sie auch Stacheln vom Stachelschweine im Ohr. Die Weiber der Oberhäupter hielten viel auf Putz. Sie trugen Mützen von Fellen, welche an den Seiten oder hinten herabhingen, und reichlich mit Ringen, Knöpfen und Korallen besetzt waren. In einem Ohre saß oft ein Knopf, in dem andern hing eine Schnur Muscheln oder Glasperlen; an Arm und Bein trugen sie Ringe; die Mäntel waren mit Knöpfen besetzt, und am Halse hing eine kleine Schildkrötenschale herab statt Kapsel, um darin etwas Ocker zu bewahren, und ein Stückchen Leder, den Ocker ins Gesicht einzureiben. Die Kunst, sich zu tättowiren, war diesen Kafferdamen sehr bekannt, und wurde vorzüglich an Brüsten und Armen angewendet. — Kleinere Kinder liefen aber auch hier ganz nackt, und hatten nur einen Büschel Haare am Kopfe, die vom Bauche des Springbocks genommen waren.

Es ist übrigens schon an einem andern Orte erwähnt, daß man unter dem Namen Kaffern Völkerschaften begreift, die in Ursprung und Sprache sehr von einander abweichen mögen.

Nach einer allgemeinen Angabe, die aber wohl schwerlich allgemein passen möchte, sind die Kaffern zwar groß und stark an Gliedern und gutgewachsen, aber doch so schwach am Körper, daß ein kleiner magerer Hottentott mehr trägt und ausrichtet als er. Die Farbe ist braun, das Haar schwarz und wolligkraus, die Backenknochen hervorstehend, der Bart schwach, die Stimme weich und wohlklingend; Schriftzeichen fehlen. Sie sind kriegslustig und grausam im Kriege, verabscheuen aber vergiftete Waffen, lieben Reinlichkeit, Putz und eheliche Treue. Vielweiberei ist allgemein. Rindviehzucht ist das Hauptgewerbe, Milch die Hauptnahrung. Ackerbau wird wenig getrieben. Sie sollen einen unsichtbaren Gott glauben, haben aber kein äußeres Zeichen zu seiner Verehrung. (S. Betjuanen).

Anmerk. Manche Einzelnheiten, die hier noch gesucht werden könnten, s. Nr. 12. bei der Küste Lagoa.

Die Bewohner der Kaplande europäischer Abkunft

sind, außer den Bewohnern der Kapstadt, größtentheils Kolonisten oder Bauern, wie man sie gewöhnlich nennt, welche in dem weitläuftigen Kaplande zerstreut, familienweise leben, und sich vom Getreidebau und Viehzucht, aber auch nebenbei von der Jagd nähren. Sie sind größtentheils holländischer Abkunft, und von jeher die Peiniger und Tyrannen der sanftmüthigen Hottentotten gewesen. — Jetzt sind sie entweder Weinpflanzer (doch nur in der Nähe der Kapstadt), oder Getreide- oder Viehbauern; letztere sind die rohesten.

Es ist nicht selten, in der Kapstadt Familien zu finden, die sich 12 und mehr Sklaven halten. Sonst wenigstens hatte jeder kleine Knabe einen eigenen Sklaven (Malaien, Neger, Hottentotten) zu seiner Bedienung, der sich von

dem kleinen Unmenschen prügeln, raufen, stoßen lassen mußte. Man lernte demnach von Kindheit auf unmenschlich seyn.

Die Bauern, die sich noch Sklaven aus den Hottentotten für ihre Feldarbeiten und Heerden halten, haben durch ihre Mißhandlungen dieses Volk beinahe vernichtet. Auch wenn die Regierung der Kapstadt wirklich ernstlichen Willen dazu gehabt hätte, würde sie doch nicht immer den Barbareien haben Einhalt thun können. — Man peitscht und geißelt einen Hottentotten, um kleines Versehens willen, mit Riemen aus Rhinozeroß- oder Wallroßhaut, die tief ins Fleisch einschneiden — und das gilt als eine gelinde Strafe. Wo der wüthende Bauer, der hier den Richter und Kläger macht, strenger ist, schießt er dem Hottentotten mit einer Flinte Schroot in die Lenden, und schlägt ihn zuweilen gar todt, ohne daß darüber eine Klage entsteht. — Die Prügel, welche bei kleinen Vergehen Statt haben, zählt man nicht, sondern man mißt die Zeit, aus Mangel an Uhren, nach Tabakspfeifen. Während der eine seine Pfeife in größester Gelassenheit raucht, prügelt der andere.

Nach den Gesetzen sollte ein Hottentotte, dessen Vater Sklav ist, im 25sten Jahre frei seyn. Der Bauer verhindert aber, daß der Befreiete sein Alter erfährt; aber, erführ' er es auch, was hülf' es ihm? er kann seine Freiheit nicht nützen, denn er hat nichts, ein Hauswesen anzufangen. Seine ganze Habe ist sein Kroos, sein Schaffell, welches ihn bekleidet, und zum Bette dient. — Hottentotten, welche sich blos bei Bauern vermiethen, haben es wenig besser, als wenn sie Sklaven wären. Sie erbauen sich in der Nähe des Bauerngehöftes kleine Strohhütten, und verdienen des Jahrs nicht leicht über sechszehn Thaler. Kommt aber von der ihnen anvertrauten Heerde ein Ochse, ein Schaf weg — hier in diesen Wildnissen, wo Löwen und Panther so häufig sind — so zieht man es

dem armen Hüther am Lohne ab. Und wenn auch kein Unfall Statt gefunden hätte, am Jahresschluß hat doch der Bauer für gelieferten Tabak und Brantwein so starke Gegenrechnungen, daß der Hottentotte nichts bekommt. Daher können diese Leute auch ihre Kinder nicht erhalten; sondern die Bauern füttern sie mit der schlechtesten Kost auf, und behalten sie als eine Art Eigenthum dafür. — Es läßt sich erachten, wie man mit ihnen umgehen mag, wenn man weiß, wie man mit dem eigenen Vieh umgeht. Wollen die Ochsen an Stellen, wo Fortkommen unmöglich ist, an steilen Bergen, bei ganz erschöpften Kräften, nicht mehr ziehen, so peitscht man nicht nur entsetzlich, sondern sticht die Thiere mit Messern in den Leib, und schneidet sogar große Stücken Fleisch heraus.

Es ist eine eigene Lebensweise, die der holländische Pflanzer führt, voll Trägheit und Unbeholfenheit. Er hat Rindvieh im Ueberfluß, und macht beinahe von Butter und Milch keinen Gebrauch; er könnte sich guten Wein erbauen, und er legt dazu eben so wenig Hand an, als zu einem Obst- und Gemüsegarten. Er bleibt in seiner alten Gewohnheit und Bequemlichkeit. (Diejenigen Pflanzer etwa ausgenommen, welche in der Nähe der Kapstadt wohnen, die man aber hieher überhaupt nicht rechnen muß.) Er lebt fast nur allein von Hammelfleich. Seine Pfeife zündet er gleich beim Aufstehen an, und legt sie nur beim Mittagsessen weg, nach welchem er sein Soopje (ein tüchtiges Glas Brantwein) ausleert und Mittagsruhe hält.

Die Häuser, in welchen die Kolonisten wohnen, sind fast ohne Ausnahme elend und verfallen, und Wind und Regen können oben und an den Seiten eindringen. Man belegt die unbehauenen rohen Stangen des Dachs mit Rasen; man läßt Spinnen und Skorpionen und allen beschwerlichen Insekten und Würmern freien Spielraum; man ist selbst vor Schlangen nicht sicher. Man hat Fen-

sterrahmen, aber selten Glasscheiben. Einige Kisten und Kasten sind oft alles Hausgeräth, und dann einige elende verfallene Stühle mit Ochsenhaut beschlagen, wenn man nicht statt der Stühle etwa einige Bretter über die Kasten legt. Bettstellen sind selten; man schläft auf dem Fußboden, der weder gedielt, noch mit Gips übergossen ist, und bedeckt sich mit rohen Schaffellen, deren Geruch sehr unlieblich seyn mag.

Aufgewachsen in Wildnissen und unter Hottentotten, ist hier auch das weibliche Geschlecht ziemlich Hottentottisch geworden, und kennt weibliche Feinheit und Bildung nicht. Die Hausfrau sitzt in sorgenloser Unthätigkeit den ganzen Tag lang vor ihrer lieben Kaffeekanne, genirt sich vor keinem Fremden in ihrer Behaglichkeit, und läßt sich nach hiesiger Sitte in Gegenwart derselben die Füße waschen, welches alle Abende auf eine ekelhafte Weise geschieht, indem das nämliche Wasser für die Füße aller Hausgenossen hinreicht. Freilich, das Fußwaschen selbst ist wohl nöthig, indem Schuh und Strümpfe, selbst bei ziemlich strenger Kälte, sehr selten sind. — Daß ein weibliches Wesen lesen oder gar schreiben könnte, ist unerhört, außer etwa in der Nähe der Kapstadt. Man kennt aber auch hier überhaupt fast keinen Unterricht. Schulen hat man gar nicht, Kirchen sind für manche Gehöfte mehrere Tagereisen weit entfernt. Manche Hausväter halten sich allenfalls einen alten Soldaten zum Lehrer ihrer Kinder, der aber auch am Ende zur Wirthschaft angestellt wird. Wozu auch das Lesen? Man hat keine Bücher, als etwa ein Paar alte Gebet- und Gesangbücher, und man lebt von der gebildeten Welt ganz abgesondert. Kann der Knabe gut schießen, mit einer ungeheuer langen Peitsche knallen, und einen Wagen mit Ochsen bespannt fahren — denn Pferde hat man nur zum Reiten — so ist seine Bildung vollendet. — Die Mädchen brauchen gar nichts zu wissen. — Sie wer-

den dennoch verheirathet, und werden Mütter einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Den Feldbau betreibt man sehr träge und nachlässig, wiewohl der Boden da, wo er bewässert werden kann, wohl funfzigfältig die Aussaat wiedergibt. Freilich kostet es auch viel Beschwerde, das erbauete Getreide abzusetzen. Man muß wochenlang durch die unwegsamsten Gegenden reisen, ehe man in der Kapstadt anlangt. Aus diesem Grunde wahrscheinlich treiben die ganz tief im Lande wohnenden Pflanzer gar keinen Feldbau mehr. Viehzucht ist überhaupt die wichtigere Angelegenheit. Ein mit Vieh und Weide nur mäßig versehener Landmann mag doch wohl leicht an 2 bis 3000 Pfund Butter gewinnen, die er nebst Schaftalg und Häuten nach der Stadt bringt. Hieher bringt er sein Vieh, wenn er es nicht an herumziehende Viehhändler verkaufen kann.

Mit der Rohheit halbwilder Völker haben diese Pflanzer doch auch die Tugend derselben — die gastfreundliche Aufnahme der Fremden. Wer auch kommen mag, ist willkommen, und aufs beste beherbergt. Der Fremde steigt von seinem Pferde oder Wagen ab, geht ins Haus, drückt den Männern die Hand, küßt das Frauenzimmer und setzt sich. Man deckt den Tisch, und er setzt sich ohne Umstände hin. Ist ein Bett im Hause, so empfängt er es, und legt sich ohne Komplimente hinein; fehlt ein solches, so muß er mit einer Bank, oder mit Schaffellen zufrieden seyn. Er nimmt des Morgens sein tüchtiges Frühstück und sein Schlückchen oder Soopje, und nimmt eben so Abschied, wie er gekommen ist.

Die Hottentotten,

unter welchem Namen man mehrere Völkerschaften befaßt, die an Stamm und Sprache einander nicht gleich sind, sollen eigentlich Quaiquá heißen, und dieser Name soll



Eine Hottentottin.

noch unter ihnen gangbar seyn. Die Zahl derselben ist freilich so groß nicht mehr, wie ehedem. Wo die Europäer hingekommen sind, haben sich die Landeseingebornen vermindert.

Der Hottentott ist stark gelbbraun, und wird in spätern Jahren immer dunkler, wegen des Sonnenbrandes und des Einschmierens mit Fett und Ruß. Sein krauses, aber längeres Wollenhaar ist schwarz wie Ebenholz. Die Augenbrahnen sind fast kahl, die Backenknochen hervorstehend, das Auge groß, die Nase flach, der weite Mund mit weißen kleinen Zähnen besetzt, das Gesicht ohne Bart, und der Wuchs gibt an Länge dem europäischen nichts nach. Hände und Füße sind sehr klein. Auffallend ist die Bildung des Hottentotten der des Chinesen ähnlich.

Der Hottentott ist harmlos und gutmüthig. Die Holländer kauften einst diesen unbefangenen Menschen mit etwas Brantwein, Tabak, Eisenstückchen und Spielsachen große Landstriche und ganze Heerden ab, und am Ende nahm man ihnen Alles mit Gewalt. — Die jetzigen Hottentotten sind die alten nicht mehr. Doch mag sich bei einigen, die sich in weite Entfernungen zurückzogen, noch alte Natur und Sitte erhalten haben.

Noch vor wenigen Jahren fand man eine kleine Gesellschaft von vier Männern, die noch ganz die alten Sitten hatten. Sie führten Bogen und Köcher mit vergifteten Pfeilen. Der Bogen bestand aus einem glatten Stück Holz, und die drei Fuß lange Sehne desselben, die in eine Schnur zusammengedreht war, aus den Rückenmuskeln des Springbocks. Die Köcher waren aus Aloeholz, die Pfeile aus Rohr gemacht, in deren Spitze die Knochen eines Straußschenkels gesteckt waren. Ein scharfes dreieckiges Stückchen Eisen war mit einer Darmsehne am Ende des Knochens befestigt, zwischen deren Faden ein Gift enthalten war, welches die Konsistenz eines Firnisses hatte. Zugleich war an der Sehne ein Stück von einem

Kiel befestigt, nach hinten scharf gespitzt, wahrscheinlich um statt eines Widerhakens zu dienen. — Diese Hottentotten hatten mit solchem Pfeil ein Thier erlegt, das noch eine Stunde nach seiner Verwundung umhergelaufen war. Dann hatte man, wie man auch noch jetzt thut, das Fleisch um die Wunde her ausgeschnitten, und das Blut aus dem todten Körper herausgedrückt, um es ohne Gefahr verzehren zu können.

Der Hottentott ist friedfertig und sanft, aber auch träge und gefräßig. Man hungert lieber tagelang, ehe man eine Viertelstunde weit nach einem Hammel oder Schaf geht. Hat man aber Lebensmittel, so hört man nicht auf zu essen. Zehn Hottentotten hatten in 3 Tagen ziemlich einen Ochsen verzehrt. — Ein großes Stück Fleisch von einem erlegten Thiere wird in einige Fuß lange Streifen oder Riemen zerlegt. Eigentlich zerlegt man fast das ganze Thier in solche Streifen, die man an Bäumen und Sträuchern aufhängt. Man wickelt dieselben, wenn man essen will, zusammen, bratet sie auf heißer Asche, und verzehrt sie zugleich mit der daran hängenden Asche (die etwa statt Salzes dient), wenn auch das Fleisch kaum erst halb gebraten ist. Der eigene Körper, an welchem man die Fettfinger abwischt, dient statt Serviette. Daher schon ist derselbe immer mit einer schmierigen Rinde überzogen. Nur Hände und Gesicht sind zuweilen ein wenig reiner, weil man diese dann und wann mit Rindermist abreibt.

Die Speisen des Hottentotten sind Wurzeln, Kräuter und Wild. Vieh schlachtet man nur, wenn es ein lebensgefährlicher Unfall betrifft, oder wenn es vor Alter unbrauchbar wird. Man ißt sonst kein Fleisch, außer dem, welches die Jagd liefert, und etwa bei feierlichen Gelegenheiten einen Hammel. — Mancherlei Arten Hunger oder Durst stillende Wurzeln und Gewächse sind ihnen bekannt, und unter andern die Kannawurzel, die zugleich berauscht, wenn man sie lange kauet.

Man ißt fast alle Arten Thiere, Hasen und schuppenlose Fische ausgenommen, und selbst im Nothfalle die Häute der Thiere; Heuschrecken werden getrocknet in grosser Menge genossen, und manche Arten Raupen sind ein Leckerbissen. Trinken und Tabakrauchen sind zwei angenehme Dinge für Jung und Alt beider Geschlechter. Man raucht oft statt des Tabaks die Blätter einer Art Hanf, und im Nothfall selbst getrockneten Rhinozeroßmist, den man mit dem Tabakssaft aus den Pfeifen erst getränkt hat.

Ihre Dörfer oder Kraale sind gewöhnlich in einem Kreise in der Nähe der Flüsse erbauet. Ihre Hütten haben die Gestalt eines Bienenkorbes, und mögen kaum 5 Ellen im Durchmesser, und in der größten Höhe kaum Platz genug haben, daß Jemand aufrecht darin stehe. Der Eingang, welcher sehr klein ist, dient statt Fensters und Rauchlochs. Das Gerippe der Hütte besteht aus dünnen Stäben, die unter einander verbunden und mit Thierfellen oder mit Matten belegt sind. In dieser Hütte liegt der Hottentotte, ohne von dem Rauch beschwert zu werden, in seinem Schafpelze, zusammengerollt wie ein Igel, um den erhöheten Feuerheerd umher. Leicht ist diese Hütte abgebrochen, wenn man den Wohnplatz verändern will.

Ein Kroß, eine Art Mantel von Schaffell, ist die einzige Bekleidung des Hottentotten, die er im Sommer auf der Schulter flattern läßt, und bei kalter Zeit dicht um sich schlägt. In großer Wärme trägt man die Haarseite inwendig, oder trägt den Mantel zusammengerollt auf der Schulter. Bei kaltem Wetter und unterwegs vertritt derselbe die Stelle einer Bettdecke, unter welcher man dicht zusammenkriecht. Die Weiber haben an ihrem Mantel nur einen längern Kragen, welcher eine Vertiefung bildet, worin man die Kinder trägt; überdies drei lederne Schürzen übereinander, deren größeste und

oberste höchstens eine halbe Elle ins Gevierte, die unterste aber kaum eine Hand Breite hält.

Mützen trägt der männliche Hottentott nur bei übler Witterung. Sie sind von Leder, und haben bei den Frauen eine kegelförmige Gestalt. Mancherlei Arten Putz werden an denselben angebracht; bei den Männern die Blasen erlegter Thiere; bei den Frauen Porcellanschnecken. Trägt der Hottentott Schuhe, so befestigt er sie, die Haarseite des Leders nach inwendig, mit Riemen an die Füße.

Alle Arten Putz scheint dieses Volk zu lieben. Die Kleinigkeiten, welche ein Mädchen von einem Europäer empfängt, weiß sie sogleich mit vielem Geschick zu ihrem Putz anzuwenden. Mitten um den Leib tragen beide Geschlechter gern einige Schnuren Glaskorallen, besonders rothe, die gut gegen ihre Haut abstechen, (überhaupt gefällt die rothe Farbe Kindern und Wilden am meisten). Die Gonaquas-Hottentottinnen, in höchster Galla, hatten sich mit so vielen Korallen geschmückt, als sie aufbringen konnten. Halsbänder, kleine Schneckenhäuser und eine Art Muscheln an Riemen aufgereihet, sind ein vorzüglicher Putz. Diese Muschel, weiß mit schwarzen Flecken, hat den Preis eines Schafs; denn man findet sie nur an einigen Theilen der Kafferküste. — Mützen aus gestreiftem Zebrafell und Halbstiefeln aus Schilf sind bei einigen Hottentottenstämmen in großem Werth. — Ringe, an Armen vorzüglich, wiewohl auch an Beinen, ziemlich einer Federspule dick, werden von Leder, aber lieber noch von Eisen, Messing und Kupfer getragen, und diese sucht man immer recht blank zu halten. — Mädchen dürfen erst im mannbaren Alter Ringe tragen.

Beide Geschlechter schmieren den Körper mit Ruß und Fett ein, und bestreuen sich mit dem Bukupulver, welches aus mehrern Arten wohlriechender Wurzeln gemacht wird. Das weibliche Geschlecht schminkt sich auch mit Ockererde roth.

Auf Reisen führt man ein Stäbchen mit dem Schwanz eines wilden Thieres, sowohl um sich den Schweiß oder Staub von Gesicht und Augen abzuwischen, als auch Insekten damit zu verjagen.

Der Hottentotte macht sich Feuer, wie die meisten Wilden, durch Reiben zweier Hölzer, deren eins in dem andern herumgedreht wird. Die Hottentottin verfertigt sehr unförmliche irdene Töpfe aus Thon. Man bereitet Felle für die rauhere und wärmere Jahrszeit; die Zubereitung der letztern, die sehr weich und schmiegsam sind, erfordert viel Mühe; die Gedärme der Thiere dienen statt Drahtzwirn, und irgend ein spitzer Knochen, am liebsten von einem Strauß, statt Pfrieme, wenn man anders nicht eine eiserne Ahle haben kann.

Die Hauptgeschäfte des freien Hottentotten sind Viehzucht und Jagd; die Fischerei zieht ihn wenig an. Man bedenke aber auch, daß die meisten Flüsse im Sommer vertrocknen. Das Vieh wird des Nachts in große Verzäunungen in der Nähe des Kraals getrieben, um gegen die Anfälle wilder Thiere, zu deren Jagd sich ganze Kraale vereinigen, nothdürftig gesichert zu seyn.

Die wenige Milch, welche hier eine Kuh gibt, wird in einen Schlauch gefüllt, dessen Haarseite nach innen ist. Hier säuert sie sehr bald. Will man (nicht zum Genuß, sondern um sich damit einzuschmieren) Butter machen, so wird die Milch in einen engern Schlauch gefaßt, und von zwei Leuten hin und her geschüttelt. Doch nimmt man lieber das Fett der dicken Hammelschwänze zum Einsalben.

Den Ochsen gebraucht man als Last- und Reisethier. Während er noch jung ist, durchbohrt man ihm die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern, und steckt einen schuhlangen und zollstarken Stock durch die Oeffnung, an welchem zu beiden Seiten der Riemen befestigt wird, der den Zügel ausmacht. Man gewöhnt das Thier von seiner ersten Lebenszeit daran, Gepäck zu tragen, indem man zu-

erst nur mit dem Auflegen eines leichten Felles den Anfang macht. Die Last wird mit starken Gurten befestigt — der Trab des Ochsen soll sehr sanft seyn.

Die Hassagaien, deren der Hottentotte nur Eine trägt, sehen einer Lanze ähnlich, und sind 6 Fuß lang. Die Spitze ist, wenn man k... Eisen bekommen kann, oft nur im Feuer gehärtet. Pfeile macht man aus Rohr sehr künstlich mit einer kleinen knöchernen, locker ins Rohr eingesteckten Spitze, an welcher oft noch ein Widerhaken befestigt ist. Man überzieht den Knochen zuweilen auch mit Gift, und bringt wohl noch an der Spitze ein scharfes kleines dreieckiges Eisen an. Der Hottentotte braucht diese Pfeile nur, um Thiere zu erlegen, deren Blut sogleich von dem Gifte gerinnt. An der Stelle, wo die Wunde ist, schneidet man das Fleisch aus; das Uebrige wird ohne Schaden genossen. Der Bogen wird aus Olivenholz, die Sehne aus Därmen gemacht, und der Köcher ist ein langer Sack von Elephanten- oder Antilopenhaut. Jedoch macht man dieselben auch aus leichtem Holze, indem man das Mark inwendig aushöhlt, und trägt sie mit zwei Bändern über den Schultern. Fünf Pfeile haben in dem Köcher Platz.

Die Hottentotten haben einige musikalische Instrumente, unter welchen der Rumpeltopf (ein Hammelfell über einen ausgehöhlten Baumstamm ausgespannt) weit gehört wird. Die Ravekinge oder t'Guthe ist eine Art Zither mit drei Darmsaiten, die man auf einem dreieckigen Brette, oder auch auf einer Kalebasse über einen Steg zieht; die Gura oder Gomgom hat die Gestalt eines Bogens, an dessen einem Ende eine plattgedrückte Federkiele von zwei Zoll Höhe, und von der Gestalt eines Dreiecks befestigt ist, und mit dem Munde geblasen wird. Nur zwei Töne bringt man dadurch hervor. Die Gesänge, die sie wohl meistentheils selbst aus dem Stegreif dichten mögen, dauern Nächte lang fort. Maul-

3r Bd



Hottentotten an der Mündung des Orange Flusses

trommeln, womit le Vaillant seine Hottentotten beschenkte, schienen überaus zu gefallen, und es wurde die ganze Nacht Konzert darauf gemacht.

Will ein junger Mensch heirathen, so geht er mit seinen Verwandten in die Hütte der Erwählten, bietet der ganzen Gesellschaft Tabak oder Dacha (eben jenen erwähnten Hanf) an. Einer bringt das Anliegen des Freiers vor, und gewöhnlich ist man in einigen Minuten einig. Die Hochzeit erfolgt sogleich. Man verzehrt einen Hammel oder Ochsen; die Eltern statten das neue Paar mit einigem Vieh aus, und dieses baut sich noch des nämlichen Tages seine Hütte, und zieht ein. — Der Hottentotte hat nur Eine Frau, von der er sich nicht scheiden kann, ohne daß die Aeltesten des Kraals seine Gründe billigen. Die Weiber sind auch hier die Lastthiere.

Sind Zwillinge geboren, so schafft man nur dann eins aus der Welt, wenn man beide nicht ernähren zu können fürchtet. — Von seiner Geburt an kommt das Kind auf den Rücken seiner Mutter, wo es in einer Art Jagdtasche am Kroß, blos mit dem Kopfe hervorragend, sitzt, möge die Mutter zur Arbeit oder zum Tanz gehen. Die jungen Kinder gewöhnen sich bald an den Tabaksdampf aus der Pfeife der Mutter, und freuen sich, wenn sie bei dem Springen und Tanzen derselben dahin und dorthin geschleudert werden. Nach einem halben Jahre legt man die Kinder vor die Hütte auf die Erde, wo sie kriechen, und von selbst sich aufrichten und gehen lernen.

Bis zu dem achtzehnten Jahre bleiben die Knaben unter der Aufsicht der Mutter, dann werden sie unter Feierlichkeiten, bei welchen der ganze Kraal mitschmauset, unter die Männer aufgenommen, und achten der Mutter nun nicht weiter, sondern höhnen und spotten sie zuweilen. Der Jüngling wird von den Aeltesten mit Fett und Ruß wohl eingeschmiert, mit Bukupulver gepudert, und ist

nun ein Mann, der selbst nicht mehr mit Mutter und Schwester essen und trinken darf.

Die Hottentotten theilen sich in verschiedene Stämme, deren einige sich weit genug zurück gezogen haben, um von den Kolonisten unangefochten zu bleiben. Die vorzüglichsten der freien Hottentotten sind die großen und kleinen bei den Kaffern erwähnten Namaquas und die Gonaquas. Ein Theil der erstern steht noch unter den Europäern. — Man trifft unter den Namaquas Rohr- und Binsenhütten, in welchen mehrere Familien leben. — Die Gonaquas haben einen schönern Wuchs, als alle übrigen, machen ihre Krosse von Kalb- und Kuhfellen. Die Weiber putzen sich überaus gern mit Ringen und Korallen, und bemahlen sich Leib und Gesicht.

Sehr zahlreich sind schon jetzt die Mestizhottentotten in den Kolonien, d. i. diejenigen, welche einen weißen Vater, und eine hottentottische Mutter gehabt haben (auch diejenigen, welche einen Neger zum Vater haben, führen diesen Namen, dahingegen die von einem kafferischen Vater, Hottentottenkaffern heißen). Diese weissen Bastarde sind frei, heller gelb, länger, am Haar krauser als der Hottentotte, und stärker und muthiger als dieser, auch arbeitsamer, aber bei weitem nicht so gutartig und treu, als die seltenen von Negern erzeugten Bastarde, die schön und lang gewachsen sind.

Wir erwähnen hier noch ganz eigends

der Buschmänner.

Sie sind nichts andres als Hottentotten, die sich vor den Verfolgungen der Holländer in die elendesten und armseligsten Gegenden des Landes geflüchtet haben, und ein sehr kümmerliches Leben führen. Entlaufene Sklaven mögen sich auch wohl zuweilen zu ihnen gesellen. Hunger und Noth zwingen diese Unglücklichen Räuber zu werden,

und die Heerden der benachbarten Kolonisten und Hottentotten anzufallen, welche auch nicht anders, als in größerer Gesellschaft und stark bewaffnet durch die Gegenden reisen, wo die Streifereien derselben zu fürchten sind. Man fürchtet diese Menschen eben so sehr, als man sie verabscheut und haßt. Ob diese große Furcht gegründet sey, darüber findet man wenigstens keine gewissen Anzeigen. Wie aber die Kolonisten gegen dieselben gesinnt seyn mögen, erhellt daraus, daß sich einer prahlhaft rühmte, 300 derselben mit eigener Hand erlegt zu haben; und ein anderer erzählte so gleichgültig, als sprach' er von Repphühnern, daß er nur vier Buschmänner unterwegs geschossen habe. — Sonst zogen die Kolonisten in eigends veranstalteten Zügen gegen sie zu Felde.

Ihren Hauptsitz haben die Buschmänner innerhalb der nach Norden gelegenen Schneegebirge, wo sie wahrscheinlich weder Ackerbau noch Viehzucht treiben, und also von nichts, als den freiwilligen Erzeugnissen der Natur und vom Raube leben können. Sie treiben zuweilen in ganzen Heerden die Schafe den Nachbarn fort, und retten sich in Schlüfte und unzugängliche Gegenden, wohin sie keiner zu verfolgen wagt. Haben sie nicht das Fleisch zahmer Heerden, so stillen sie ihren Hunger mit dem Ertrage der Jagd, mit dem Fleisch der Elephanten, Löwen, Zebras, Paviane u. s. w., oder mit mancherlei Pflanzenwurzeln, Beeren, ja selbst mit dem Saamen einer Grasart (des Buschmannsgrases), mit Schlangen, Spinnen, Heuschrecken, weißen Ameisenlarven und den Larven anderer Insekten, mit mancherlei Gewürmen, und häufig mit dem Gummi der Mimosen, mit welchem sie sich oft Tagelang behelfen.

Ein in die Gefangenschaft der Kolonisten gerathener Buschmann hatte nur 4 Fuß 5 Zoll Höhe, und seine beiden Weiber waren noch um einige Zoll kleiner. Sie gehörten demnach zu den kleinsten Menschen. Der Mann stellte

den Zustand seiner Landsleute als höchst elend vor. Sie müßten mehrere Monate, wo Schnee und Frost sie an Streifzügen hinderten, unendlich an Hunger und Kälte leiden, Weib und Kinder verschmachten sehen, und, da sie leider wohl wüßten, wie sehr man sie hasse und auf ihren Untergang sönne, so glaubten sie schon, wenn ein Blatt rausche, wenn ein Vogel schrie, in Gefahr zu seyn. — Aber Rache gegen die Holländer sey auch der ewige Refrain ihrer Lieder.

Diese Rache üben sie denn durch ihre Räubereien, durch welche die Kolonisten der Schneeberge so in Furcht gehalten werden, daß keiner sich um tausend Schritt ohne Waffen vom Hause wagt. Mit den Waffen in der Hand pflügt, säet und erntet man hier, holt das Gemüse aus dem Garten u. s. w. — Doch mögen die Räubereien nicht so gar arg seyn, denn die Kolonisten der Schneeberge haben nie weniger als 3000 bis 4000 Schafe. — Man traf eine Bosjemannshorde, die heilig versicherte, nie die Kolonisten beraubt zu haben, wie man denn auch bei ihrem Lager keine andern Ueberbleibsel und Häute traf, als die von wilden Thieren — nur eine Frau unter der ganzen Horde, die einzige unter allen, hatte einen Schafspelz, und diesen führten die Kolonisten als einen schreienden Beweis an, daß sie von dieser Horde beraubt wären.

Diese Horde bestand aus 25 Hütten, deren jede eine zirkelförmige Gestalt hatte, etwa 3 Fuß hoch und 4 Fuß breit, und mit Grasmatten überdeckt war. In der Mitte war der Boden der Hütte ausgegraben, und Gras hineingestreut — dies war das Bette, wo man sich, wie eine Katze zusammengewickelt, hineinlegt. — In einer solchen Hütte wohnte eine ganze Familie, etwa 6 Personen stark. Die ganze Horde bestand aus 150 Personen.

Außer Hunden mit langen Spitzköpfen fand man bei dieser Horde kein Hausthier. Diese Hunde waren sehr



Die Wohnungen der Buschmänner.

fett, wahrscheinlich von den Heuschrecken und von weißen Ameisenlarven, die in diesem Lande häufig und an deren Genuß sie gewöhnt waren. — Man fand kein anderes Nahrungsmittel in den Hütten außer diesen Larven, als einige Zwiebelarten.

Eine **eigentliche Kleidung** fand man bei diesen Leuten nicht. Ein Gürtel von Springbockshaut, der an den Enden in lange schmale Streifen zerschnitten war, war Alles, was man Bekleidung nennen konnte, und etwa noch eine Kappe von Eselshaut, die wie ein Helm aussahe. — Auch diese armseligen Menschen hatten Putz — Stückchen Kupfer, Schalen, Knöpfe hingen am Halse herab, und waren an kleinen krausen Haarbüscheln befestigt. Die Nasenknorpel der Männer waren durchbohrt, und ein Stück Holz oder ein Stachelschweinstachel in die Oeffnung hineingesteckt.

Der längste Mann dieser Horde maaß 4 Fuß 9 Zoll; die längste Frau 5 Zoll weniger. Sie waren viel thätiger als die Hottentotten; sehr geübt von Klippe zu Klippe zu springen, und auf unebenem Boden und bergan so schnell zu laufen, daß sie mit einem Pferde nicht konnten eingeholt werden.

Der Bosjemann hält sich des Tags über in seiner Hütte ruhig, wird aber, wie die Raubthiere, des Nachts thätig, und tanzt im Mondenschein. Die größte Lust ist das erste Gewitter, welches Sommers Anfang verkündet. Dann zerreißen sie ihre lederne Schurze, werfen sie in die Luft und tanzen mehrere Nächte hintereinander.

In der Nähe eines Kraals ist gewöhnlich um der Wurzeln willen die Erde aufgescharrt. — Man fängt das Wild in überdeckten Gruben, oder treibt es in eingehegte Plätze. Nur im äußersten Nothfalle scheint man zu rauben; aber aus Rache scheinen sie Alles zu mißhan-

deln, was einem Kolonisten angehört. — Ein Hottentott derselben muß mit den qualvollsten Martern sterben; man reißt ihm die Eingeweide aus, die Nägel und die Haut ab. — — Doch sind dies vielleicht nur ungegründete Beschuldigungen von Seiten ihrer Feinde, wiewohl sie der Gemüthsart roher Menschen nicht unähnlich sehen.

Auf seinen Zügen hat der Buschmann in einer um den Kopf gehenden Binde seine Pfeile. Bogen und Köcher haben schon die kleinsten Knaben. — In den letztern soll Raum für 80 Pfeile seyn, zugleich aber auch für einige Pinsel, mit welchen man das Gift auf die Pfeilspitzen trägt, für einige Stückchen Eisen, rothen Ocker, Schenkelknochen vom Strauße, und für einige Stäbe hartes Holz zum Feueranmachen.

Hat Einer in einer Horde Ueberfluß, so schmausen sie alle; bringt Einer eine Heerde Vieh, so wird alles geschlachtet, und man hat so großen Ueberfluß, daß durch die Fäulniß unerträglicher Gestank entsteht, durch welchen Schaaren von Geiern herbeigelockt werden, die den Kolonisten ihren Aufenthalt oft verrathen. — Ein Schaf, welches man Abends 3 Buschmännern verehrt hatte, war Morgens schon aufgezehrt, und die dünnen Bäuche waren wohlbeleibt geworden. — Nachdem dem Schafe die Kehle abgeschnitten, wurde der Bauch geöffnet; das Blut mußte zwischen den Eingeweiden hinlaufen, die man mit einem Messer zerschnitt; dann schüttete man Wasser hinzu, welches man mit dem Blute wohl durchrührte, und dann — trank.

Haar und Gesicht bei diesen Leuten waren mit rothem Ocker berieben, und bei einigen das Gesicht schwarz gefärbt mit dem Kern einer im Feuer angebrannten Nuß, deren Oehl zum Einreiben in die Gelenke gebraucht wird. Bei jeder Krankheit wird ein äußerstes Gelenk eines Fingers abgeschnitten — der Anfang wird mit dem kleinen

Finger der linken Hand gemacht *). — Ihre Pfeile waren sehr künstlich — ihre Körbe, mit welchen sie Fische fingen, von Weiden gemacht, und Schilfrohr dazwischen geflochten. Stricke und Matten verfertigten sie von einer Grasart, und längs der Flußufer waren viele Gruben, um Seekühe zu fangen.

*) S. die Südseeinsulaner im 4ten Bande.

Die Länder der Ostküste.

Die Länder dieser Küste sind niedrig, und werden vom Meere überschwemmt. Der Flüsse sind viel, auch der Sümpfe und Moräste. Das Klima ist feucht, heiß und ungesund. Die Wälder sind groß. Die Erzeugnisse ergeben sich aus dem Folgenden. Die Einwohner sind Mauren und Kaffern, einige Portugiesen, Neger und Mulatten.

12.

Die Küste Lagoa oder Natal,

welche zum östlichen Kaffernlande gerechnet wird, erstreckt sich vom Hottentottenlande bis zur heil. Geistbai.

Die hiesigen Flüsse, deren es viele gibt, fallen südlich ins Meer. Man nennt mehrere ungewisse Flußnamen, unter welchen der heil. Geist-Fluß wohl der bekannteste ist, der allein auch beim Ausflusse süßes Wasser behält. Der Jahreszeiten gibt es zwei. Die Hitze ist in der Regenzeit bis zum März ungemein groß, doch sind die Nächte häufig kühl. Vom März bis Oktober ist das Wetter trocken und zuweilen gar kalt. In den großen Wäldern halten sich Elephanten und Nashörner, Löwen, Panther, Wölfe, Füchse, Zebras und Affen auf; große Viehheerden sind häufig; Strauße, viel wildes, aber auch zahmes Geflügel, Schlangen, Skorpionen u. s. w.; eine Menge wilder Bienen, die einen reichen Honigertrag geben, sind vorhanden; aber auch Heuschrecken kommen mit dem Sep-

tember aus den Sandwüsten des innern Afrika, und verheeren ganze Gegenden. — Man hat Baumwolle, Tabak, Reiß, Ananas, Pisang und noch viele andere Gewächse. — Im Innern des Landes soll es ein vortreffliches Kupfer geben, welches die Eingebornen höher als Gold schätzen. Zinn und Eisen soll auch vorhanden seyn.

Die Einwohner,

von den Holländern Tarletanen genannt, durchstreichen das Land nur in sparsamen Horden, und mögen größtentheils Kaffernstämme seyn, mit Hottentottenstämmen untermischt. Man spricht von Hambonas, Tambukis und Mambutis. — Lauter ungewisse Dinge! Das Wichtigste ist schon bei der Beschreibung der Kaffern und Hottentotten vorgekommen.

Doch erwähnen wir noch Folgendes:

Die Männer sollen stark und schön gewachsen seyn, die Haare putzen, und ein Antilopenhorn als eine Pfeife zum Signalgeben am Halse tragen. Die Weiber sind kleiner und schminken sich. Beide Geschlechter sind gewohnt, sich zu tättowiren, und die Schaamtheile, die Männer mit einem Binsenkörbchen, die Weiber mit einem Tuchlappen — mit einem rothen, wo möglich — zu bedecken.

Ihre Gemüthsart ist die leidenschaftliche Gemüthsart aller rohen Völker.

Man weiß Eisen zu bearbeiten, Rohrkörbchen zu flechten, hölzerne Schüsseln, Löffel und Kähne zu machen. Die schwersten Arbeiten, Feldbau, Holzfällen, Kornstampfen sind der Weiber Sache.

In den meisten übrigen Dingen sind diese Menschen den Hottentotten gleich.

Die Todten werden in einer aufrechtsitzenden Stellung in einer Grube begraben. Zur Trauer werden die Haare geschoren.

Insonderheit sollen die Tambukier ein Wald- und Gebirgsland bewohnen; jetzt fast nur, seitdem sie durch Kriege um ihre Heerden gekommen, sich vom Meergrase (fucus?) nähren, in Höhlen wohnen und in Metallarbeiten sehr geschickt seyn.

Die Hambonas sollen heller gefärbt, Acker- und Gartenbau treibend seyn, und unter einem Fürsten stehen; nämlich wohl einem solchen, der seinen Acker selbst bebauen wird müssen, wenn er Etwas erbauen will.)

15.

Das Reich oder die Küste Sofala (oder Cephala oder Sena),

zwischen der Lagoabai und der Spitze Luabo, soll größtentheils ein gesundes, fruchtbares, nicht zu heißes Land seyn, und wichtige Goldminen haben, deren Goldsand in der Gegend von Manica, 50 Meilen sündwestlich von dem Hauptort Sofala entlegen, von den Botangos, einer uns unbekannten Nation *), gesucht, und mit Wasser ausgeschlämmt wird. Darum soll es denn das alte Ophir seyn! In andern Gegenden will man Goldadern in Steinmassen finden. — Gold ist das Hauptprodukt des Landes; nächstdem werden große Viehheerden angeführt.

Die Küsten sollen voller Sandbänke und Untiefen, und die Bewohner derselben sehr große, furchtbare Menschen seyn, die die auf die Küste kommenden Fremden umbrächten, die Todten ihres Stammes nicht begrüben, sondern an ihre Nachbarn zum Zerstücken und Auffressen verschenkten (was doch treue Nachbarschaft halten hieße), ihre Kriegsgefangenen aber selbst aufzehrten, nackt einhergingen, glattes Gesicht und krauses Haar hätten. — Man kann davon nach Belieben glauben, was man will!

Die gangbare Sprache soll mehr arabisch, als Kaffernsprache seyn. Die erste ist durch die Mauren hieher gekommen, welche hier schon einen nicht unbedeutenden

*) Nun wissen wir doch recht genau, wo? es eigentlich gesucht wird!

Handel trieben, als die Portugiesen hieher kamen, von welchen jetzt der in dem mit einem Hafen versehenen Sofala wohnende König des Landes abhängig seyn soll. — Die Einwohner fertigen feine Baumwollenzeuge, die sie aber nicht zu färben verstehen, oder vielleicht aus Mangel an Farbestoff nicht färben können.

Der Strich zwischen dem Cap Correntes und dem heil. Geist-Flusse hat große Viehheerden, ist gänzlich holzlos, und die Einwohner feuern mit Viehdünger, kleiden sich in Thierhäuten, und leben in Dörfern, deren jedes sein eigenes Oberhaupt hat.

Die Portugiesen haben hier zwei kleine Forts.

Anmerk. Es wird hier von mehrern Königreichen viel Wichtiges gemeldet, nämlich der Name.

14.

Das Reich Monomotapa.

Dieses sogenannte, zu der Küste Sena gerechnete, und keck zu 7000 Q. M. geschätzte Kaiserthum (?) hat im Innern große Gebirge, nämlich den Fura und Lupata, zu dessen beiden Seiten es liegt, und daher mehrere große Flüsse, besonders den Zambese, (Zimbaoe) und den Manika oder heiligen Geist-Fluß. Der erste ergießt sich durch vier Mündungen ins Meer, nachdem er sich vorher in 2 Hauptarme, Kuama und Luabo, getheilt hat.

Das Klima ist gemäßigt, und das Land umher fruchtbar. Die schon öfters erwähnten Thiere Afrika's finden sich auch hier; namentlich viele Krokodile in den Flüssen. Man bauet Reiß und Getreide und Baumwolle; man hat Obst, und längs der Flüsse vieles Zuckerrohr. An Gold scheint das Land sehr reich, und daher für Portugals Handel sehr bedeutend, welches daher auch viele Niederlassungen an den Flüssen hat. Auch Silber, Kupfer und Zinn soll vorhanden seyn. Salz wird aus dem Meerwasser bereitet.

An den Flüssen ist das Land am meisten bewohnt, und hier findet man mehrere Dörfer. — Die Portugiesen haben am Fluß Zambese einen Strich Landes erhalten, wofür sie jährlich dem König ein rothsammtnes Kissen, einen prächtigen Sessel, und einige ähnliche Kleinigkeiten entrichten! Der Hauptsitz des portugiesischen Gouverneurs ist zu Senna (2000 E.), welches zugleich eine Art Fe-

stung ist. Der König des Landes residirt zu Zimbaoe am Fl. Mansoro.

Der Haupttheil der Einwohner ist wahrscheinlich eine Kaffernnation (nach Andern aber Neger), die schwarz, stark und beherzt seyn sollen, keine Kleidung haben, als einen Schurz um die Lenden und Armringe von Elfenbein; mit Bogen, Pfeilen, Wurfspießen und Dolchen fechten; sich vom Reiß, Hirse u. s. w. Kuchen bereiten, aber auch verfaultes Fleisch nicht verschmähen; blos Wasser und säuerliche Milch trinken — ausgenommen den Monomotapa, oder Kaiser, der nebst den Vornehmen auch Palmwein trinkt. Die Kähne sind ausgehöhlte Baumstämme mit Segeln von Palmblättern. — Die Frauen haben 3 Löcher in den Lippen, in welche sie Stückchen Zinn stecken.

Die Mokaranji sollen das vornehmste Volk, sehr friedfertig, dennoch mit Bogen, Pfeilen und Hassagaien versehen seyn, und keine Götzen und Bilder haben.

15.

Die Küste und Insel Mozambique

wird von der Insel Madagaskar durch einen großen klippenvollen und für die Seefahrer gefährlichen Kanal getrennt.

Die Küste hat viele Flüsse und einige hohe Gebirge, mehrere Beherrscher und ist reich an Gold, dessen Feinheit aber nicht besonders ist, an Elephanten, Rindvieh und an den meisten Dingen des Unterhalts; ist aber durch ihre niedrige, und daher sumpfige Lage, ungesund.

Die Einwohner sind schwarze, kurzhaarige Leute, mit großem Gesicht, dicken Lippen und weißen Zähnen; ihre Kleidung ist ein Schurz um den Leib, und ihr Putz sind kleine Knochen und ähnliche Dinge, welche durch die Lippen gesteckt werden. Den Leib bemahlen sie mit Thon.

Die Insel Mozambique ist nur klein, kaum eine Stunde lang, und nur eine halbe Stunde vom Lande entfernt, sehr dürre, und hat kein anderes, als in Zisternen gesammeltes Wasser, denn es ist eine todte Sandbank, bringt jedoch mancherlei edle Früchte und auch Kokosnüsse, und, was das Wichtigste ist, sie liegt zum Handel sehr bequem. Die Luft ist ungesund, daher auch manche Verbrecher von Portugal aus hieher verbannt werden.

Der Hauptort Mozambique, mit 350 steinernen Häusern und 3000 Einwohnern (Portugiesen, Kreolen, Schwarze, Abkömmlinge von Arabern), hat einen sehr guten Hafen und ein Fort, welches den Hafen bestreichen kann.

Die ganze Insel steht unter Portugal, und ist der Mittelpunkt ihres gesammten Handels in diesen Gegenden. Alle Waaren von den ostafrikanischen Besitzungen werden hieher gebracht, um nach Indien oder Europa zu gehen, und die Waaren aus Europa und Indien, die man an den ostafrikanischen Küsten braucht, werden hier ausgeladen. Die Schiffe, welche nach Indien gehen, können hier anlegen, ihre Beschädigungen ausbessern und Erfrischungen nehmen, nur leider kein Wasser.

Anmerk. Es werden noch an dieser Küste das von einer arabischen Nation bewohnte Reich Mongallo, das Land der Macuaer und die Querimba-Inseln genannt, welche sehr reizend und gesund liegen sollen.

Die erstern sollen gute Sklaven liefern, die zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet sind. — Von dem Lande derselben soll das Königreich Angoscha (wer kennt es?) eingeschlossen seyn.

16.

Die Küste Zanguebar

ist eine niedrige, sumpfige, ungesunde, mit undurchdringlichem Gehölz besetzte, vorgeblich 200 Meilen lange Küste. Eine Menge Flüsse, Sümpfe und andere stehende Wasser zerschneiden dieselbe in mehrere Inseln.

Die Hauptflüsse sind der Magadasho, der Quilmanci und der Coave, und die Produkte sind mit denen in Guinea fast ganz gleich.

Das Innere soll reich an Gold, Reiß, Holz, Rindvieh, Schafen und anderm Vieh seyn.

Es sind mehrere Reiche und Länder, die auf dieser Küste liegen.

1) Das Reich Magadoxo, welches unter seinem eigenen König steht, ist sehr fruchtbar. Es hat Reiß und Getreide und viel zahmes Vieh, namentlich auch Pferde. Es werden hier Bären erwähnt, und die Schafe haben ein röthliches Haar.

Die Stadt Magadoxo hat steinerne Häuser mit platten Dächern, mehrere Moscheen und den Palast des Königs. Sie liegt nicht weit vom Meere.

Die Einwohner mögen aus mehrern Völkern bestehen, denn sie sollen theils schwarz, theils olivenfarbig, theils weiß seyn, meistentheils Arabisch sprechen, und sich als Waffen vorzüglich vergifteter Wurfspieße bedienen. Feuergewehre haben sie erst in neueren Zeiten kennen gelernt. Das Volk soll träge, aber gutmüthig seyn, nur gegen die Europäer mißtrauisch und hart, wie in so vielen

andern Gegenden, wo man die Ungerechtigkeiten derselben erfahren hat. Jagd und Fischfang sind ihre Arbeit und ihr Vergnügen. Reiß, Früchte, Bataten u. s. w. sind die Speise des gemeinen Mannes; die Vornehmen genießen auch Ochsen- und Schöpsenfleisch, auch wohl Wildpret, Fische, Geflügel, alles aber stark mit Oehl, Pfeffer und Salz gewürzt. Man bereitet die Speisen auf öffentlicher Straße, denn man fürchtet sonst, bei der großen Hitze des Klimas, die Häuser leicht in Brand zu stecken. Eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matte ist Tisch und Tischtuch, und dient auch wohl als Bette. Messer und Gabeln kennt man nicht.

Gemeine Leute gehen so gut als nackt. Vornehme sind von der Brust bis auf die Füße bekleidet. Das Zeug dazu wird von Fasern der Bäume gemacht. — Die Königin trägt ein Kleid, wodurch sie von allen Frauen sich unterscheidet, nämlich ein purpur- oder grünfarbiges Seidenkleid, und einen Kopfschmuck von vielfarbigen Federn.

Die **Religion** des Volks ist ungewiß. — Die Todten werden verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt, und in Begräbnißplätze beigesetzt. — Tempel mit Götzenbildern sind vorhanden.

Der **König** herrscht unumschränkt, hält aber keine Hof- noch Leibwache, eben so wenig als die Königin, die ohne Begleiterin ausgeht. Auf Reisen reitet der König auf einem Elephanten, und wird von seinen Hofleuten begleitet. Zu Gericht sitzt er selbst; einige seiner Räthe dienen ihm als Beistand. Gibt es einmal einen Verbrecher, welches doch in einem Lande, wo man so wenig begehrt und so viel hat, selten ist, so wirft man ihn den wilden Thieren vor, oder schlägt ihn mit einer Keule todt.

Merkwürdig sind die von der mit Mauern, Hafen und Moscheen versehenen Stadt **Magadoxo**, beinahe eine Stunde entlegenen Begräbnißplätze der königlichen Fami-

lie, deren 29 sind. Die Begräbnisse sind von schwarzem und weißem Marmor, jedes mit einer Kuppel versehen, auf welcher eine prachtvolle Pyramide steht. Fünf und vierzig Urnen von Gold enthalten die Asche eben so vieler Könige, und 16 goldene Lampen hangen rings umher. Der königliche Begräbnißplatz enthält 80 Fuß im Quadrat. Der Platz der Königin hält 50 Fuß im Quadrat, mit 56 goldenen Urnen, um welche die Lampen auf marmornen Fußgestellen stehen. Die übrigen Plätze sind für die Prinzen und Prinzessinnen, für die Vornehmen, und auch wohl für die Priester. (Freilich sind das etwas alte Nachrichten!)

2) Die Maracaten wohnen südlich von Magadoxo. Es soll eine zahlreiche Völkerschaft seyn, die ein großes Gebiet einnimmt; die Einwohner weniger schwarz, als die andern Küstenbewohner, am Körper wohlgebaut, sehr verschmitzt, und noch mehr treulos, diebisch und verrätherisch als die Mauren.

3) Die Machidas wohnen hinter den Maracaten tiefer ins Land hinein, und sollen Mahomedaner seyn, deren König von dem Königsstamme von Habesch herstammen will, und mit diesem Stammlande im ewigen Kriege lebt.

Anmerk. Tiefer ins Land hinein kommen die schon erwähnten Gallas-Nationen, und andere uns gänzlich unbekannte Völker, die Bresomas, Aruidas u. s. w. vor.

4) Brava oder Berua, an der Küste, steht vermuthlich unter einem Schech oder Scheik, wird aber auch eine Republik genannt. — Die Stadt und der Hauptort gleiches Namens wurde von den Portugiesen genommen und zerstört. Sie machten große Beute an Gold und Silber. Nachmals wurde die Stadt wieder von den Flüchtlingen, die sich gerettet haben, aufgebauet. — Die Einwohner sind Nachkommen der Araber, und handeln mit Sklaven, Gold, Elfenbein und Ambra.

5) Das Königreich Jubo, am Aequator, hat einen eigenen König, und wird vom Flusse gleiches Namens durchströmt. Bei dem ehemaligen Handel mit Portugal exportirte man Ambra, Seekokosnüsse, Goldstaub, Elephantenzähne und Sklaven. Vom Ambra hatte man grauen, braunen und schwarzen, der am wenigsten geschätzt wurde. — Man findet die Küste überreichlich mit Löwen, Leoparden u. s. w., Elephanten, Hirschen, Gazellen, Affen und mit Schlangen versehen. Im Kopf der letztern will man einen dem Bezoar ähnlichen Stein finden, von der Größe eines Eies.

6) In der Nähe des Ausflusses des Stroms Pate liegen mehrere kleine Völkerschaften, Staaten und Reiche. In vier Stunden fand ein Reisender älterer Zeit (aus neueren Zeiten weiß man nichts) 10 bis 12 verschiedene Nationen.

Die Mosseguejos (bei den östlichen Ländern der Kafferei erwähnt), wohnen tiefer landeinwärts, und sollen sehr rohe Menschen seyn. Den achtjährigen Knaben macht man eine Mütze von Erde (Thon), und wie die Knaben heranwachsen, setzt man mehr Erde hinzu, bis das Gewicht der Mütze 8 bis 10 Pfund macht. Eine solche Mütze wird auch die Nacht nicht abgelegt; und die Knaben erhalten erst dann eine Anstellung, wenn sie den Kopf eines Feindes aus der Schlacht bringen. Die Nation lebt von Viehzucht, und zwar nicht blos von der Milch, sondern auch vom Blute der Kühe, denen man oft zur Ader läßt.

Die vom Ausfluß eines großen Stroms gebildeten Inseln Ampaza, Pate und Lamo, dienten sonst den Portugiesen zu großen Faktoreien. Auf den Inseln waren Städte, mit deren Königen die Portugiesen sehr grausam umgingen. Von dem jetzigen Zustand weiß man nichts. Pate scheint jetzt noch (seit 1692) ein arabischer Staat.

7) Zanguebar hat Gold, Elfenbein, Ambra und Lebensmittel, sehr viele Küstenflüsse, daher die sumpfige Beschaffenheit der ganzen Küste im Allgemeinen, hier insbesondere gilt. Die Einwohner sind Araber und Mahomedaner. Im Rücken des Landes liegt das hohe Gebirge Lupata. Mehrere Staaten sind auf der Küste.

Das Königreich Melinda, mit arabischen und landseingebornen Einwohnern. Die erstern sind olivenfarbig, leben im Wohlstande, und kleiden sich, dem vornehmen Theile nach, in Seide und Baumwolle. Der obere Theil des Körpers bleibt nackt; der Kopf ist mit einem Turban bedeckt, und die Frauen tragen einen goldgestickten Schleier. — Die Eingebornen sind schwarz, stark an Gliedern, lockig am Haar und wohlgebaut.

Der König ist ein Mahomedaner — seine Hofleute tragen ihn auf der Schulter, wenn er ausgeht, und parfümiren die Straßen. Kommt er in eine Stadt, so empfangen ihn junge Mädchen mit Blumen und Gesängen; die Priester opfern, und Weihrauch wird angezündet.

Man führt Gold, Ambra, Elfenbein und Wachs aus.

Melinda, die vornehmste Stadt auf Zanguebar, mit einem großen, aber an der Einfahrt mit gefährlichen Klippen besetzten Hafen, liegt in einer angenehmen Ebene, hat gute Straßen; die Erdhäuser sind mit platten Dächern gebaut. Die Portugiesen haben hier mehrere Kirchen. Rings um die Stadt her liegen Palmen- und Orangenwäldchen.

8) Mombaza (Ambaza) — eine durch einen Fluß gebildete Insel mit einer Stadt gleiches Namens. Die Stadt, deren Einwohner größtentheils Araber sind, hat einen Hafen, steinerne Häuser und starke Ausfuhr an Elfenbein, Honig und Wachs. Ehedem war sie im Besitz der Portugiesen.

Außer Melinda liegen noch auf dieser Küste die Insel Zanzebar oder Zangibar, welche ziemlich groß und fruchtbar seyn soll.

Pemba und Monfia, deren mahomedanische Einwohner guten Handel mit ihren kleinen offenen Kähnen treiben. Sie fahren Lebensmittel nach dem festen Lande, und holen dagegen aus Mombaza, Sofala und Madagaskar seidene und baumwollene Zeuge, Gold und Silber. — Jede der beiden Inseln hat ihren eigenen Schech oder Scheik.

Die Insel Quiloa ist reich an Palmen, Orangen, Reiß, Mais und mancherlei Gewächsen. Man findet hier die nämlichen Thiere, wie in Spanien, und ein vortreffliches Wasser.

Die Stadt Quiloa liegt an der Mündung des Coave, hat steinerne plattgedachte Häuser und schöne Gärten. Die Einwohner handeln auf eben die Weise, wie die zu Pemba, sind Mahomedaner und sprechen Arabisch.

17.

Die Küsten Adel und Ajan

sind uns nur aus alten Berichten noch bekannt; Abkömmlinge von Arabern, Kaffernstämme und Gallaer sollen die Einwohner ausmachen.

1) Die Küste oder das Königreich Adel, auch Zeila genannt, geht von der Straße Babelmandeb bis zum Vorgebirge Gardafui in einer Länge von 120 Meilen hin, wird von dem aus Habesch kommenden Hawasch bewässert, außer welchem es nur noch kleine Bäche hat, und ist längs der Küste ein unfruchtbares, trocknes sandiges Land; im Innern hat es Getreide, Myrrhen, Honig und Wachs, Heerden von Rindvieh und Schafen, Elephanten u. s. w. Die Schafe sind sehr groß, breit geschwänzt, weißhaarig und glänzend schwarz am Kopf.

Die Stadt Zeila ist klein, hat steinerne Häuser, und verkauft Elfenbein, Myrrhen und Gold. Sie hat einen Hafen. Ihr Seehandel mit den Christen soll selbst dann nicht unterbrochen werden, wenn sie mit denselben in Krieg lebt.

Die Einwohner, welche nebst ihrem Oberhaupte oder Könige meistentheils Mahomedaner seyn mögen, werden als grausame Menschen geschildert. Sie sind olivenfarbig, groß und hager und von starkem Knochenbau. Sie tragen ein Paar lange Hosen, oder statt deren ein grobes Tuch um die Lenden; ein vorn offener, ärmelloser Rock (Kamlin) und ein Turban von Callico darf nicht fehlen.

2) Die Küste Ajan ist ihrer Beschaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern nach, wie Adel. Die Küste

selbst ist von Arabern bewohnt, aber im Innern finden sich auch die eigentlichen Landeseingebornen — es sind Schwarze und Fetischdiener.

Anmerk. Von den meisten dieser an Afrika's Ostküste liegenden Ländern würden wir Manches mehr wissen, wenn die Portugiesen entweder nicht zu träge wären, oder aber uns Nachrichten ertheilen wollten.

Nordwärts von Adel liegt das kleine Königreich Dankali, welches jetzt ebenfalls im Besitz der Gallas seyn soll.

Ganz unbekannt ist das Ländchen Asum am Kap Guardafui. Man sagt, es sey fruchtbar.

Wie schon erwähnt: Hier ist überall Ungewißheit und ganz ordentliche Unordnung.

18.

Afrika's Inseln an der Ostküste.

1) Die Gruppe der Amiranten (Admiranten), und der Sechellen oder Mahe-Inseln, sind größtentheils unbewohnt.

Die Amiranten, welche die Portugiesen als ihre Besitzung ansehen, haben frisches Wasser, Palmen, Turteltauben, die überaus zahm sind, und Fische. — Bekannt ist der Ort Kebella.

Die Sechellen, nordöstlich der Amiranten gelegen, werden von den Franzosen als Eigenthum angesehen. Sie haben die Inseln Mahe und Praslin besetzt, und daselbst seit 1780 Muskat-, Zimmt- und Gewürznägeleinbäume gepflanzt, welche man mit List von den holländisch-ostindischen Inseln bekommen hatte. Die Pflanzungen sollen gut gediehen seyn.

Die Hauptinsel Mahe oder Sechelles hat Gebirge, welche bis zum Gipfel mit Holz bedeckt sind, vortreffliches Wasser, Schildkröten von 300 Pfund, und einen vortrefflichen Hafen.

Die maldivische Nuß, welche auf den Sechellen, und namentlich auf Praslin (Palmeninsel) wächst, oder die Seekokosnuß, die in Ostindien bei den Fürsten und Vornehmen in so großem Ansehen stehet, ist dem Baum nach vieles anders, als die eigentliche Kokospalme; aber die Früchte sind um vieles anders, als die gewöhnlichen. Die Bäume stehen an den Ufern der In-

sel, und die Früchte werden durch einen Meeresstrom an die Maldiven (s. Asien) getrieben, dort als ein Erzeugniß der See aufgelesen, und als ein kräftiges Heilmittel und sicheres Gegengift sehr theuer verkauft.

2) Die Comorro-Inseln, an der nördlichen Einfahrt in den Kanal von Mozambique gelegen, sind an der Zahl vier.

Man hat Rindvieh, Ziegen und Federvieh, Wildpret, Fische, Reiß, Granaten, Pomeranzen, Kokos, Ananas, Zuckerrohr ꝛc. Auf Groß-Comorro fehlt es an frischem Wasser. Der Einwohner, die meistentheils arabische und theils olivenfarbige Mahomedaner, theils schwarze heidnische Eingeborne sind, mögen wenig seyn. Die erstern sind unter ihrem Sultan die herrschende Nation.

Die Insel Mosilla oder Mojella ist gut bevölkert, und reich an obigen und noch mehrern Erzeugnissen. Die Einwohner sind, wie auch auf Comorro, schwarz und kraushaarig, tragen einen Gürtel, weiße Röcke und, als Mahomedaner, Turbane. Man handelt mit Europäern am liebsten gegen baares Geld.

Die Insel Majotta ist am unbekanntesten. Am wichtigsten und bekanntesten aber ist

Die Insel Anjuan (Joanna, Hinzuan), deren Einwohner man auf 30,000 schätzt. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks, und ist bis auf die Bai der nordöstlichen Seite, in welcher man landet, mit Korallenriffen umgeben. Ihr Umfang mag gegen 18 Meilen betragen. Andere Angaben lauten auf 35 Q. M.

Der Boden der Insel ist gebirgig, aber bis auf die höchsten Bergspitzen fruchtbar, und die Luft lieblich und mild. Die Areka- und Kokospalmen, die Bananen, Orangen, Zitronen, Ananas, und lieblich duftende Kräuter und Blumen, unter welchen die Flüsse hinfließen und

Wasserfälle bilden, erhöhen die Lieblichkeit der Insel; die Ebenen sind mit Viehheerden und mancherlei zahmen Geflügel, die Wälder mit Affen und großen Eichhörnern belebt, und die See liefert Fische in Menge. Giftige Thiere gibt es nirgends, und es würde auch keine beschwerliche geben, wenn nicht Muskitos so häufig wären. Der Anblick der ganzen Insel von der Bai aus soll entzückend seyn.

Man rechnet 200 Dörfer auf der Insel, deren Oberhaupt ein Sultan ist.

Der Hauptort ist Domoni, wo der Sultan mehrere Häuser hat. Andere nennen Maschadu als den Sitz des Sultans. In Matsamudo sind mehrere Moscheen, und die Hauptmoschee hat den höchsten Minaret oder Thurm. Einige Prinzen besitzen hier Gärten, die aber schlecht unterhalten werden. Nahe bei diesem Orte liegt Bantani, welches fast für eine kleine Stadt gelten kann.

Die Landeseingebornen sind schwarz, wohlgebaut und stark. Die Araber aber, welche das Land im 16ten Jahrhunderte eroberten, sind von dunkler Olivenfarbe. Gemeine Leute tragen eine Mütze von Zeug und um die Lenden einen Gürtel. Vornehme haben ein Oberkleid mit Aermeln, fast wie ein Hemd, lange Hosen darunter, und ein Kamisol, welches, wie es die Jahreszeit erfordert, von dichterem oder leichterem Stoff gemacht ist. Wer angesehen ist, trägt einen Turban, läßt die Nägel an Händen und Zehen wachsen, färbt sie mit Alhenna, und trägt große Dolche in den Gürteln, deren Griffe zuweilen von Silber und Achat, meistentheils aber von Holz sind.

Die Frauen tragen ein kurzes Mieder, Schürze, weiten Mantel, und Schleier über das Gesicht, Armbänder von Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Glas, je nachdem Rang und Vermögen verschieden sind. Mit Ringen und Ketten werden nicht nur die Finger, sondern auch Lenden und Zehen versehen; die Ohren sind so sehr mit unächten

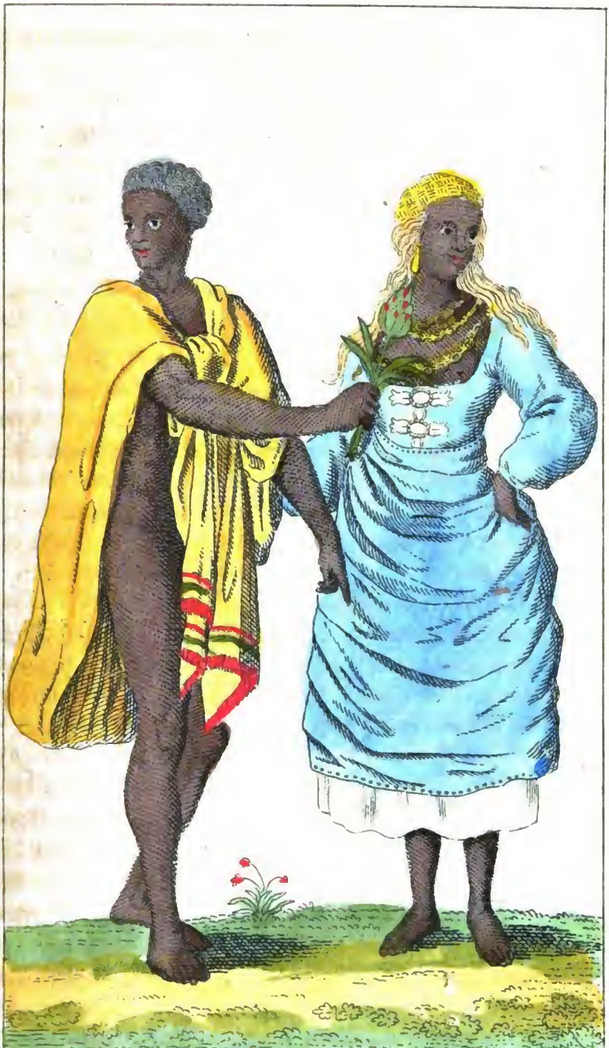
Juweelen und anderm metallenen Schmuck beladen, daß die Läppchen ausgedehnt und heruntergezogen werden, welches als eine Schönheit gilt.

Sinnenlust und Trägheit werden durch Klima und Fruchtbarkeit des Bodens, wie durch den Mahomedanismus befördert. Die größte Arbeit ist, aus einem eisernen Reifen einen Mörser, einen Stachel, die Ochsen zu regieren, oder etwas Aehnliches zu fertigen. Man lebt von Milch und Pflanzen; man bittet um das, was gefällt, aber man stiehlt es doch nicht.

Kommt ein Schiff an, so erhält es vom Fürsten die Erlaubniß, zu handeln, gegen eine Kleinigkeit an Pulver, einige Flinten, einige Ellen rothes Tuch u. s. w. Die Eingebornen bringen dann in kleinen Kanots Landesfrüchte. Weht der Wind zu stark, so werden die heimischen Fahrzeuge umgeworfen — man macht sich nicht viel daraus, entbehrt die kleine Ladung ohne Schmerz und schwimmt ans Land. — Man hat auch größere Boote, die man mit Harz ausgepicht und mit einem kleinen Mastbaum versehen hat. — Für die Kokosnüsse, Hühner u. s. w., die die Eingebornen den Schiffen zubringen, nahmen sie sonst Eisen, Glasstückchen u. s. w., wollen jetzt aber Geld, Feuergewehr, Schießpulver haben. — Ehe die Schiffe absegeln, verlangen sie ein Zeugniß darüber, daß dieselben eine gute Behandlung erfahren haben.

Häuser aus Stein und Lehm haben nur die Vornehmen. Gemeiner Leute Wohnungen sehen wie Scheunen aus; die Wände sind aus Rohr, und mit einem Gemenge von Thon und Kuhmist überstrichen, die Dächer aber aus Kokosblättern gemacht. Man bauet auch die besten Häuser nur Ein Stock. Fremde bekommen das erste Zimmer.

Die Gewalt des Sultans oder Schechs ist eingeschränkt. Nur mit Zustimmung der Oberhäupter kann er Krieg führen; denn diese geben dazu die Kosten her,



Die Madegassen oder Madagaskaren.

nehmen aber dafür alle Gefangene. Warum man hier Kriege führt, ergibt sich daraus, daß man einmal mit einer benachbarten Insel Feindseligkeiten anfangen wollte, weil es an Arbeitern zur nahen Ernte fehlte. Man hatte für diesen Zweck eine Flotte von 16 bis 17 Fahrzeugen mit 2500 Mann mit Flinten, Säbeln und Pfeilen bewaffnet.

Man handelt mit Mozambique und Madagaskar. Die Araber von Maskat bringen und holen Waaren. In diesem Handel haben die Eingebornen den Werth des Geldes kennen gelernt.

3) Die Insel Madagaskar (Madekasse) soll an 10,800 Q. M. (mit angeblich 4 Millionen, oder doch 2½ Million Einwohner) enthalten, und ist nur durch den einige 70 Meilen breiten Kanal von Mozambique, vom festen Lande getrennt. Es ist die größeste afrikanische Insel.

Es geht eine mit Waldungen besetzte Gebirgskette von Norden bis Süden, welche die Insel in zwei Hälften theilt, und vielen Flüssen und Bächen ihre Quellen gibt. Die höchsten Bergspitzen erheben sich über 1700 Klafter. Die Vorgebirge Maria oder Romania, Natal, Andreas und Bellona laufen von den Gebirgen aus.

Die Flüsse, unter welchen der Mananghare in sieben Mündungen sich ins Meer ergießt, durchlaufen die Insel nach den verschiedensten Richtungen, und tragen viel zur Fruchtbarkeit des Landes bei. — Andere bedeutende Flüsse sind der Mandrerei, der Dormouth u. a. m. Unter mehrern Seen nennt man den Antsianare von 25 französischen Meilen Umfang, aus welchem der Mangarow kommt, der einen Lauf von 160 Stunden hat.

Nur vier Monat dauert die Hitze, wo die heißesten Stunden, von 9 bis 3 Uhr, durch Seewinde abgekühlt

werden. In den übrigen Monaten des Jahres herrscht ein ewiger Frühling, und nur die Nächte sind hier kalt. — Manche Gegenden mögen ungesund seyn, welches aber gerade hier eine unnütze Bemerkung ist, da jedes Land von gleichem Umfange mehrere derselben hat.

Der Reichthum an mancherlei, zum Theil ganz unbekannten Thieren und Pflanzen mag bedeutend seyn. Auf den fetten Weiden gehen Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen. Man hat Ochsen mit und ohne Hörner, und auch mit Hörnern, die nur an der Haut befestigt sind, und daher locker und lose herabhängen. Alle haben zwischen Hals und Schultern einen Höcker von Fett. Wilde Ochsen finden sich truppweise in der Landschaft Mackikore. Die Ziegen werfen des Jahres dreimal, und bringen vier Junge auf jeden Wurf. Die sehr schmackhaften Fettschwänze der Schafe sind zuweilen an 24 Pfund schwer; man trifft wilde und zahme Schweine, Meerkatzen, Affen, unter welchen einige Arten sehr böse seyn sollen, große, Leoparden ähnliche und sehr wilde kleine kurzhaarige Hunde, Wölfe und Dachse, wilde Esel, Zibethkatzen, Stachelschweine, Wiesel, Ratten und Mäuse u. s. w. In dem Meerbusen findet man Wallfische, und in den Flüssen Krokodile. — Des Geflügels ist sehr viel. Die Wälder enthalten Hühner, Tauben, Fasanen und Papagaien; Gänse, Enten, Reiher und Störche sind auf den Ebenen und an den Flüssen, und noch manche andere Vögel bekannter und unbekannter Art. — Uebrigens sind Schlangen von verschiedener Art vorhanden, eine sehr große Menge verschiedener Fliegenarten, große und giftige Spinnen, Bienen, die zum Theil einen giftigen Honig aus den Blüten eines giftigen Baums machen, dagegen eine Art Ameisen einen gesunden und wohlschmeckenden Honig verfertigen soll. Seidenwürmer, Heuschrecken, die (ohne über Sandwüsten zu kommen) hier eben so verderblich sind, als in an-

dern Gegenden Afrika's. — Eine große Menge Austern und andere Schalenthiere, Fische und Landschildkröten liefert das Meer in Menge.

Das Pflanzenreich gibt nicht nur Reiß, Mais, Gerste, Hirse, Bohnen, Kokosnüsse, Tamarinden, Orangen, die sehr klein, jedoch höchst vortrefflich sind, dagegen man von Zitronen Früchte hat, zuweilen so groß als ein Kinderkopf, Granaten, Maulbeeren, Ananas, Bananen, Weintrauben, Bambus- und Zuckerrohr, weißen Pfeffer, Ingwer, Kardamomen, Baumwolle, Indigo, Tabak, Hanf u. a. m., sondern auch mehrere seltenere Gewächse, von welchen uns lange nicht alle bekannt sind. Wir erwähnen eine Art schwarzer Pflaumen, die an einem Busche wächst, und keinen Stein, aber dagegen 10 bis 12 Kerne hat; eine andere Art Pflaumen, auch mit Kernen statt des Steins, die den Geschmack der Feigen hat; die Anacomptis, deren fingerlange braun-aschfarbige Frucht eine süße Milch gibt; Amboutou, ein unserm Flachs ähnliches Gewächs, welches die Einwohner kauen, um schwarze Zähne und Lippen, und einen wohlriechenden Athem zu bekommen; viele Arten Gummibäume, die theils schwarzes, theils weißes, theils gelbes, mehr oder minder wohlriechendes Gummi geben; Yams von sehr verschiedener Art, Größe und Geschmack; den Drachenblutbaum, dessen Saft wie Blut aussieht, wenn er nach gemachten Einschnitten ausfließt; in der birnförmigen kleinen Frucht liegt ein Stein, in welchem der Kern Gestalt und Farbe der Muskatnuß, und fast auch den Geruch derselben hat; den Ravenbaum, oder das indianische Blumenrohr, dessen Blatt zu Flechtwerk, zu Bedachungen, zu Wänden und Verschlägen in den Häusern, zu Tellern und Schüsseln, und dessen Beere zu Mehl benutzt wird; aus den Hülsen macht man Oehl, das Herz wird wie ein Gemüse, fast wie die indianische Kohlpalme, gegessen; den Ravendsare,

dessen Rinde und Mark wie Gewürznelken schmecken, den Sandraha, dessen Holz Ebenholzschwärze und die Glätte des Horns hat. Das Holz des Finguerebaums brennt als Fackel; das Oehl des Guivau wird zum Essen und zu Haarsalben gebraucht; die Pflanze Sengou trägt eine an Gestalt und Geschmack den welschen Nüssen ähnliche Frucht, und färbt die Lippen schwarz; man hat Holz, das wie Kümmel riecht; Aepfel, die beim Reifen in vier Theile zerspringen; Früchte von der Größe der Erbsen, die zum Löthen des Goldes, statt des Borax, gebraucht werden, und von der kriechenden Voamene kommen.

Uebrigens hat die Insel Eisen und Stahl, vielleicht auch Gold und Kupfer in den nördlichen Gegenden; viele Arten Edelsteine, die aber keinen großen Werth haben, viel Salpeter und Steinsalz, mehrere mineralische Wasser, und an den Küsten findet man große Stücken Ambra, vorgeblich sogar an 100 Pfund schwer.

Die ganze Insel steht unter mehrern Königen oder Fürsten. Die Franzosen sowohl als die Engländer hatten hier Etablissements, welche sie aber wieder haben verlassen müssen. Das Innere ist uns leider gänzlich unbekannt; die Eintheilung des Landes aber in verschiedene Landschaften und Provinzen, wenigstens also sehr ungewiß. Von Städten und Oertern ist ohnedies kaum die Rede. — Zwar findet man in einigen Gegenden wohl Dörfer, in andern aber wohnt man in zerstreuten Hütten.

Einwohner.

Die Landeseingebornen sind Schwarze; die sogenannten Weißen aber (eigentlich kupfer- und olivenfarbige) sind Abkömmlinge von den Arabern, welche zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts hieher kamen, und seit dieser Zeit die Insel beherrschen. Die Schwarzen

sind wenig von den Negern des festen Landes unterschieden.

Die Weißen theilt man in verschiedene Stämme, die in die beiden Hauptstämme Zaffe Rahimini, zu welchen die Rohandrians, Anakandrians und Ontsatsi gehören, und Zaffe Ibrahim oder Abrahams Nachkommen, zerfallen, welche letztere aber nicht auf Madagaskar, sondern auf der Insel St. Maria und der anliegenden Küste wohnen, und Mahomed und seine Anhänger nicht anerkennen, wohl aber Noah, Abraham, Moses und David verehren. Die Beschneidung ist bei ihnen gebräuchlich; sie arbeiten des Sonnabends nicht, bringen Opfer von ihrem Vieh, behandeln ihre Sklaven sehr leutselig, und verheirathen sie mit ihren Töchtern, sind sehr gastfrei und sollen von brauner Farbe seyn. — Noch ein dritter Stamm von Weißen nennt sich Zaffe Kassimambu. Er hat die Zaffe Rahimini aus einer Provinz Madagaskars vertrieben, und behauptet, der Khalif von Mekka habe ihn hergeschickt, den Einwohnern Mahomeds Religion und Naturgeheimnisse zu lehren. In der That geben diese Kassimambu im Lesen und Schreiben des Arabischen Unterricht, stehen aber unter den übrigen Stämmen in keinem großen Ansehen.

Aus den Zaffe Rahimini wird der Ompiandrian, oder Anpansekabe, gewählt, welcher als König der ganzen Insel angesehen wird, und zwar aus den Rohandrians, welches die eigentlichen Fürsten des Landes sind, und (nebst den Anakandrians) das Vorrecht haben, die Thiere zu schlachten, und mit den übrigen Kasten nicht essen. Die Weiber aus der Kaste der Rohandrians essen nicht mit ihrem Mann, wenn dieser ein Anakandrian ist. — Die Anakandrians sind Abkömmlinge eines Rohandrians und einer schwarzen Frau. Die Ontsatsi sind wieder Bastarde von den Abkömmlingen der vorigen, sehen etwas röthlicher als die andern Stämme, dürfen blos Hühner schlachten, und sind insgesammt Fischer.

Alle diese Stämme mögen jetzt so unter einander gemischt seyn, daß sie schwerlich mehr genau zu unterscheiden sind.

Auch die Schwarzen werden in Klassen eingetheilt, in Voadziri, Lohavohit, Ontsoa und Ondeves (Endeves). Die Ersten sind die Reichen und Vornehmen, besitzen Dörfer, Sklaven, Vieh, und beherrschten das Land vor Ankunft der Araber. Sie dürfen, wenn kein Rohandrian oder Anakandrian da ist, Thiere schlachten. Ihre Abkömmlinge, die Lohavohit, halten viel Vieh, und ihre Unterthanen sind die Ontsoa, die Ondeves aber sind Sklaven.

Die Rohandrians nehmen alles Vieh, was ein Anakandrian, oder einer aus den drei ersten Klassen der Schwarzen, hinterläßt. Den Kindern des Verstorbenen bleibt nichts, als Grund und Boden, Reiß u. s. w. darauf zu bauen. Diese aber wählen sich nun einen Herrn, dessen Unterthanen sie seyn wollen, von dem sie beschenkt werden, der aber nach ihrem Tode ihre Habe ebenfalls nimmt.

Man nährt sich hier von Reiß, Yams, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen, Früchten und Wurzeln. Fleisch wird gern gegessen; aber die gemeinen Leute bekommen nur, was ihnen die Vornehmen abgeben. Bei Tische wird Fleisch und dicker Reiß zugleich aufgetragen. Ein zusammen gefaltetes Pisangblatt macht das Tischtuch, und dient auch als Löffel, den Reiß aus der Schüssel zu nehmen. Man würzt die Brühe zum Reiß mit Ingwer, Safran u. s. w. — Nach Tische trinkt man das Wasser aus den Töpfen, in welchen der Reiß gekocht ward. Man trinkt auch einen Honig- und Zuckerwein. Die Mahlzeiten hält man um 10 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags mit großer Mäßigkeit.

Eine Binde um die Hüften ist des Mannes Bekleidung; die Weiber tragen diese Binde so, daß sie wie

ein kurzer Rock aussieht, und überdies noch ein kurzes Leibchen, Brust und Rücken zu bedecken. Das Material dieser Kleidungsstücke ist Seide, Baumwolle oder der Bast von Bäumen.

Ringe trägt man um Hals, Arme, Handgelenke und Beine, und man hält viel auf Glaskorallen. Armbänder von Silber oder Kupfer trägt man wohl drei an Einem Arm, wenn man reich ist; goldene Ohrringe, die in den Oeffnungen so weit sind, daß man einen Finger durchstecken könnte. An den Halsketten, die oft bis auf den Magen herabhangen, hat man Zahnstocher, Ohrlöffel, kleine Zangen, die Haare aus den Nasenlöchern und an andern Orten auszuziehen.

Das Kopfhaar wird in viele dünne Flechten geflochten, deren jede einen Knoten hat. Diese Flechten legt man auf dem Kopf zusammen, und Schnuren von Glaskorallen dazwischen. In einigen Gegenden haben die Damen weibliche Friseurs, oder sie frisiren sich selbst, und bringen einen Tag lang mit ihrem Kopfputz zu, der dafür aber auch einen Monat hält. Uebrigens schmiert man das Haar mit Oehl und Fett, um langes Haar zu bekommen; welches hier sehr hoch geschätzt wird.

Die Häuser sind ein Stock hoch, und fast durchaus von dem Ravenbaum verfertigt. Der Feuerheerd am Ende der Hütte besteht aus Sand und Stein. Schornsteine kennt Niemand. Vornehme haben Häuser mit mehreren Sälen, und in kleinern Nebengebäuden wohnen ihre Weiber, Angehörigen und Sklaven. — Manche Dörfer sind mit Gräben und Pallisaden geschützt, und mit Wachen besetzt.

Das vornehmste Hausgeräth sind Matten aus Baumbast, Schilf u. s. w. geflochten; man belegt den Fußboden, behängt die Wände und deckt sich des Nachts damit zu. Man hat Körbe, um Kleidungen, Gürtel und Schmuck darin aufzubewahren. Tisch und Stühle kennt

man nicht, sondern nur große Teppiche, worauf man die erwähnten Pisangblätter ausbreitet; aber man kennt irdene Töpfe, hölzerne Schüsseln, Löffel und Eimer, Krüge zum Oehl und Honigwein oder Meth, Messer zum Schlachten, Gabeln, das Fleisch anzuspießen, und Mörser, den Reiß zu stampfen.

Es heirathet hier Jeder so viel Frauen, als er ernähren kann. Man schließt die Ehen leicht, und trennt sie auch leicht. Unverheirathete Personen scheinen keine Keuschheit zu kennen.

Stirbt Jemand, so wäscht man den Leichnam, putzt und schmückt ihn mit Armbändern, Ohrringen und Kleidern, aber es wird auch laut geheult; man rührt die Trommel, und die Frauenzimmer tanzen darnach. Des Abends wird ein gebratener Ochse verzehrt, des Morgens darauf die Leiche in einem Sarg von 2 ausgehöhlten Baumstämmen auf den Begräbnißplatz gebracht, unter einer Hütte 6 Fuß tief in der Erde beigesetzt, und neben das Grab ein Korb mit Reiß, Tabaksdose, Schüssel, ein Rauchwerksgefäß, ein Kleid und ein Gürtel hingestellt. — Man opfert viel Thiere, deren Köpfe auf Pfählen an der Begräbnißstelle aufgesteckt werden. Nach 8 bis 14 Tagen schicken die Verwandten dem Todten Speise. Die Kinder bringen hier Opfer, und fragen den Todten um Rath!

Der Aberglaube dieser Menschen geht weit, und ist grausam. Sie glauben an einen guten Gott und an einen bösen, und bringen dem letztern Opfer, damit er es nicht zu schlimm mit ihnen mache. Auch die große Zahl Geister, welche sie glauben, sind theils gute, theils böse. — Die Ombiassen oder Priester sind zugleich Aerzte und Zauberer, verkaufen Amulette, heilen Kranke und lehren zum Theil das Arabische verstehen und schreiben. — Die an unglücklichen Tagen gebornen Kinder werden umgebracht. Die Tage im März und April, der

Mittwoch und Freitag, und der letzte Tag jedes Monats sind solche Unglückstage. Die Kinder werden in Wälder ausgesetzt, ersäuft, Thieren vorgeworfen u. s. w.

Man hat unter den Madegassen doch schon Handwerker, man versteht Eisenerz zu schmelzen, und Aexte, Messer, Spaten u. s. w. daraus zu machen. Die Goldschmiede fertigen Armbänder, Ohrringe, Ringe aus Gold u. dgl. m. Die Töpfer machen Schüsseln, und überziehen sie mit einer Erde so gut, daß sie wie schwarzlackirt aussehen. — Man hat noch Drechsler, Zimmerleute, Seiler u. a. m. Die Weberei treiben nur die Weiber. Man verfertigt Hassagaien; man weiß mit Flinten einigermaßen umzugehen; man versteht sich auf Brettspiele, und man hat Instrumente zur Begleitung des Gesangs und des Tanzes, welcher hier in seinen Stellungen keinesweges anstößig ist, wie bei rohen Völkern. Man singt oder erzählt sich die Begebenheiten der alten Zeit, lacht und scherzt gern, ist sehr gutmüthig, nimmt Reisende gern auf, versorgt sie mit Lebensmitteln, und zeigt ihnen den Weg.

Der Blutеid wird zwischen zweien geschworen, indem sich Jeder in Gegenwart der Aeltesten des Dorfs Blut aus der Gegend der Herzgrube hervorritzt, und ein Stück Ingwer damit beträufelt, welches der Andere ißt. Mancher andere Gebrauch, namentlich ein geweihter Trank, welchen die Schwörenden trinken, und dann einander mit feierlichem Eide in Noth und Tod nicht zu verlassen, geloben, wird hier nicht weiter erwähnt.

Des Fürsten Wille wird für Gesetz gehalten, und nächstdem gelten die alten Gewohnheiten. Man darf auch an seinem Beleidiger selbst Rache nehmen, z. B. einen Dieb todtschlagen u. s. w. Diebstahl wird allezeit mit dem Tode bestraft, um so mehr, da die Häuser nicht verschlossen sind, und das Vieh ganz frei auf den Wiesen weidet.

Wir müssen noch erwähnen: daß nach den Aussagen mehrerer Reisenden, die aber freilich lange nicht hinlänglich genug haben beglaubigt werden können, ein eignes Zwergvolk, Quimos oder Kimos, auf den hohen Gebirgen des Innern der Insel leben soll, welche als geistreiche, muthige und verschlagene Leute beschrieben werden, die von Reiß, Wurzeln, Früchten u. s. w. lebten, und große Heerden Rindvieh und Schafe hielten. Die mittlere Größe der Männer sey 3 Fuß 5 Zoll; die Weiber seyen etwas kleiner. Sie seyen kraus- und wollenhaarig, der Körper dick und untersetzt, nicht so schwarz, als die Madegassen, führten Lanzen und Hassagaien, die sie selbst schmiedeten, verständen den Ackerbau gut, und, wenn sie bemerkten, daß Reisende durch ihr Land gehen wollten, so banden sie Ochsen an Bäume, und fügten noch andere Lebensmittel hinzu. Würden sie angegriffen, so trieben sie Jeden mit Gewalt von dem Thale ab, welches sie bewohnten, und welches schwer zugänglich sey. Sie zögen ihre Kinder mit Kuhmilch auf, indem die Frauen keine Brüste hätten. Ein Europäer will eine Kimosin besessen haben, die sehr lange Arme und Hände hatte, welche den Affenpfoten ähnlich waren. Man zeigt auch auf der Insel einen Steinhaufen, unter welchem eine Menge in einer Schlacht erschlagener Kimos begraben lägen.

Diese Zwerge sollen in dem Lande der Andranisajer wohnen, außer welchen noch viele andere Reiche und Völker genannt werden.

---

4) Die Mascarenhas oder die Inseln Reunion (Bourbon ehedem, und nachmals Isle Bonaparte genannt), und Isle de France sind zwei wichtige Besitzungen, deren Einwohner man auf 120,000 (140,000) annimmt, unter welchen allein auf Reunion 48,000 Negersklaven sind. Beide Inseln sind vulka-

nisch. Man rechnet auch noch die Insel Diego Ruiz oder Rodriguez hieher.

a) Bourbon (etwa 100 Q. M.), den Franzosen zuständig, ist ein Inbegriff von Bergen und Felsen, die sich nach der Mitte zu immer mehr erheben, wo die höchste Spitze, les trois Salasses, 4800 Fuß über die Meeresfläche erhöht ist. Ein Vulkan in dem südöstlichen Theile der Insel tobt noch zuweilen, jedoch ohne Verwüstungen anzurichten. Auf sechs Meilen umher ist die Gegend öde und wüste. Die ganze Küste ist steil und felsig, und nur an zwei Orten sind Rheeden für die Schiffe.

Eine Menge Bäche und kleiner Flüsse mit dem vortrefflichsten Wasser stürzen sich in Fällen die Berge herab. Der größte Fluß ist der Dabord an der Ostküste, an dessen beiden Ufern der schönste Theil der Insel liegt.

Eine liebliche, reine und immer heitere Luft macht den Aufenthalt auf der Insel sehr angenehm. Die Wärme ist gemäßigt; der Südostwind herrscht das ganze Jahr, ist aber nur von den Monaten Januar bis April oder Mai ganz beständig, und richtet dann durch seine Stürme manchen Schaden an. Jedoch hat man seit 1790 keinen Orkan gehabt.

Der Boden, wo er eines Anbaues fähig ist, ist überaus fruchtbar, und bringt Reiß, Mais, Manihot und Getreide, vortrefflichen Tabak und Kaffee (von letzterm 6 Mill. Pf. im J. 1799), Indigo, Baumwolle, weißen Pfeffer, treffliches Obst, Kokospalmen, Ebenholz, mancherlei Bäume und Gewächse mit wohlriechendem Harz, und trägt den Gewürznägeleinbaum, von welchem man die Ausbeute an 60,000 Pfund rechnet.

Man hat wilde und zahme Ziegen und Schweine, zieht Rinder, Schafe und Pferde, findet Geflügel und Fische mancherlei Art, und an den Küsten Ambra, Korallen, Seemuscheln und Schildkröten. Von den be-

schwerlichen Muskiten und verderblichen Ameisen, von Schlangen, Krokodilen u. s. w. weiß man auf dieser Insel nichts. Sonst kamen Heuschreckenschwärme, die den Pflanzungen sehr verderblich wurden, aber seit 1794 hat man keine gehabt.

Die Hauptörter der ganzen in 9 Kirchspiele eingetheilten Insel sind St. Denis und St. Paul.

Die Einwohner sind Weiße und ihre Abkömmlinge, die Kreolen, nebst den Negersklaven.

b) Die Insel Frankreich (Isle de France), jetzt Moritzinsel, den Engländern gehörig, deren Umfang man zu 35 Meilen annimmt (nach Andern 55 Q. M. Flächeninhalt), mit 65,000 Einwohnern (im Jahr 1800: 84,000 E.), ist nur im nordwestlichen Theile eben, übrigens Alles voll vulkanischer Unebenheiten und Trümmer. Südwestlich geht eine Bergkette, deren höchste Punkte an 2000 F. hoch sind. Höher als alle ist der Pieterboth (2500 F.), auf welchem ein 600 F. tiefer See ist. Die ganze Küste ist mit Korallenriffen umgeben, die zum Theil zur Ebbezeit so trocken sind, daß man darauf spazieren geht. Man hat nur zwei Hafen.

Kleine Flüsse und Bäche stürzen sich allenthalben von den Bergen ins Meer herab. In der trocknen Jahreszeit haben sie kein Wasser. Auf der Nordost- und Nordwestseite hat man überhaupt kein anderes, als Pfützenwasser. — Die meisten Bäche kommen aus Sümpfen in der Mitte der Insel.

Die Luft ist rein, mild und gesund, und die Wärme wird durch Südostwinde gemäßigt. Die trockne Jahrszeit fängt am Ende des Aprils an, und dauert bis in den November. In dieser Zeit weht der Südostwind, stark zwar, aber nicht verheerend. In der übrigen Jahreszeit, der sogenannten nassen, weht der regelmäßige Wind zwar schwach, doch kommen heftige Platz-

regen und Orkane. Die Hitze ist dann am größesten. Es regnet jedoch auch zuweilen in der trocknen Jahreszeit, und in der Mitte der Insel gibt es fast täglich Regen, indem sich die Wolken an den Gipfeln der waldigen Berge absetzen, daher auch hier selbst in der trocknen Jahreszeit Bäche und Teiche nicht vertrocknen. Am glühendsten ist die Luft im Dezember; dagegen im Julius kühl genug, um sich in Wolle zu kleiden.

Der Boden ist lange so fruchtbar nicht, als auf Bourbon, und es ist kaum der fünfte Theil — vielleicht nicht einmal der zehnte Theil angebaut. (Was jedoch mit obiger Angabe, von Umfang und Volkszahl, nicht übereinstimmen kann.) Weizen kann nur gepflanzt werden, da man des steinigen Bodens wegen nicht pflügen kann. Man baut dieselben Feldfrüchte, wie auf Bourbon; einiges Zuckerrohr und Indigo, mehr Baumwolle, ehedem auch Kaffee und Tabak, der schlecht ist. Europäische Gewächse, selbst Eichen, Tannen und Obstbäume gedeihen schlecht. Die Pflanzungen von Gewürznägelein und Muskaten sollen auch in keinem sonderlichen Zustande seyn; aber Zitronen, Orangen, Ebenbäume, und mancherlei andere Pflanzen haben hier ihren Boden. Man hat eine Grasart, die mit ihren Spitzen die Kleider durchsticht; stachlichen Spargel zu 12 Fuß hoch; ein Kraut, Korbkraut genannt, aus dessen Faden man Zeuge webt; eine Menge Lianen u. s. w.

Außer der Ziegen- und Schweinezucht ist die Viehzucht nicht sonderlich; die Kühe geben wenig Milch. Man lebt von Ziegen, Geflügel, Wildpret und Fischen. Man holt jährlich, um dem Fleischmangel abzuhelfen, einige Schiffsladungen Land- und Seeschildkröten von der 100 Meilen entfernten Insel Rodriguez. Die Wälder geben Hirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen, wilde Ziegen und Schweine. Die Affen nebst Ratten und Mäusen thun in den Pflanzungen vielen Schaden.

Heuschrecken verzehren ganze Erndten; Ameisen, Holzwürmer und mehrere andere Thiere sind höchst verderblich. Unter den hiesigen Fledermäusen gibt es einige Arten von der Größe junger Katzen.

Der Hauptort ist Port de la Montagne (jetzt wieder, wie sonst, Port Louis), mit einem Hafen, welcher der kleine genannt wird, und nicht der beste ist. Der Ort ist mit Festungswerken und mit Magazinen zu Ausrüstung einer Flotte versehen. Eine gute Stunde vom Hafen liegt der große Garten, in welchem man die Gewächse aus den vier Welttheilen in vier Quartiere vertheilt hat. Man gibt 6000 E. an.

Port de Fraternité (jetzt wieder, wie sonst, Bourbon) liegt an der östlichen Küste, und ist geräumiger und sicherer, als der vorige; aber das Auslaufen der Schiffe ist des Südostwinds wegen schwer.

Von den Einwohnern auf Isle de France erzählt man, daß sie ziemlich träge sind, an Künsten und Wissenschaften keinen Gefallen finden, nicht gepflasterte Gassen, ja selbst nicht einmal ordentliche Häuser, sondern elende Hütten ohne Fenster haben, die man auf Walzen von einem Ort zum andern schieben kann. — Sie bestehen aus Weißen und Mulatten, aus freien und aus Sklavennegern.

Anmerk. Kleinere hier zu erwähnende Inseln sind: Diego Garçia, mit wenigen Menschen, die für die Moritzinsel Schildkröten sammeln und Kokosöhl bereiten; Rodrigo, 4 Stunden lang, mit ein Paar Familien, die Reiß bauen und Schildkröten sammeln. — Die Inseln Johann von Lissabon, Marions, Krozets, Kerguelens-Eilande u. a.

19.

Die Inseln an der Westküste.

1) Die Insel St. Helena, den Engländern gehörig, ist nichts andres, als ein steil aus dem Meere hervorragender, 2½ Meilen langer und halb so breiter, nach Andern 12 Seemeilen langer und 6 dergl. breiter (5½ Q. M. haltender) Felsen, welcher überall mit einer Erdschicht bedeckt ist, einige südlich fließende Bäche mit schönem Wasser, und Berge und Thäler hat, die Gras, Wurzeln, stets blühende Pomeranzen, Limonien u. s. w., auch Ebenholz- und Gummibäume und andere Gewächse hervorbringen. Doch erbaut man kein Korn, sondern man legt sich mehr auf Viehzucht. Indessen hat man nur wenige Pferde, und diese nur zum Reiten. Man findet mancherlei wilde Thiere in den Gebüschen der Berge und Thäler, aber keine reißende, keine giftige, aber sehr viel Ratten. Die Küsten haben einen reichen Fischfang. Man erwähnt insonderheit braune Kanarienvögel, welche besser als die gelben singen sollen.

Das Klima ist gesund und mild.

Außer 200 brittischen Familien bestehen die Einwohner, deren angeblich 24,000 (7000) seyn sollen, nur aus Sklaven, deren man nicht viel hält. Für die engländischen Ostindienfahrer ist die Insel ein Hauptplatz, um sich mit gutem Trinkwasser und einigen Erfrischungen zu versehen; auch sind hier Niederlagen aller kostbaren Waaren Asiens.

Es ist bekannt, daß seitdem Bonaparte hier ist, kein Schiff ohne ganz besondere Erlaubniß landen darf. —

Zur Bewachung des theuren Gefangenen, durch Soldaten und Schiffe, ist ein Aufwand von mehr als 1 Mill. jährlich erforderlich.

Der einzige Ort ist das Fort St. James. Die übrigen in der Insel zerstreuten Einwohner kommen hieher, wenn sie in die Kirche gehen, oder mit den Seefahrern Handel treiben wollen.

2) Die Insel Ascension oder Himmelfahrtsinsel liegt näher nach Amerika, als nach Afrika, und ist völlig unbewohnt, da sie ein dürrer ausgebrannter vulkanischer Boden, ohne Wasserquellen und auch fast ohne alles Grün ist. Nur einige wilde Ziegen und geschmacklose Seevögel trifft man. Aber die Insel ist dennoch für manche zurückkehrende Ostindienfahrer wichtig, indem sie hier einen sichern Hafen und eine überaus große Menge der schmackhaftesten Schildkröten finden, deren manche die Größe eines kleinen Stiers haben sollen. 1816 wurde die Insel mit 200 Mann von den Engländern besetzt; auch ließen sich daselbst einige Familien von Helena nieder.

3) Die Inseln in der Bai von Guinea (Guinea-Inseln). Die Prinzeninsel (Ilha do principe) nebst der Insel Fernando del Po, und die Insel Annabon oder Boanno (Gutjahr), sind spanisch, aber die Insel Thomas ist portugiesisch.

Die Prinzeninsel hat 15 Meilen Umfang, 2500 Einw., und in der Mitte einen Berg, auf dessen Gipfel ein See ist, welcher von allen kleinen Bächen des Insellandes die Quelle macht, und vortreffliches Wasser liefert. Hier ist eine milde gesunde Luft, Wiese und Wald wechseln ab, Pomeranzen, Zitronen, Kokospalmen, Feigen, Yams gedeihen sowohl, als Reiß, Hirse und Mais; man zieht Hausthiere, sonderlich Ziegen und Schafe und viel Federvieh. Der sichere und bequeme Hafen ist durch ein

Fort geschützt; die dabei liegende Stadt gleiches Namens mit der Insel, hat 200 Häuser von Holz von zwei Stock hoch, und 2 katholische Kirchen.

Fernando del Po hat neun Meilen Umfang und 1200 E., ist rings mit Felsen umgeben, baut Reiß, Tabak, Baumwolle, Manihot u. s. w., vorzüglich für den Handel mit vorbeifahrenden Schiffen.

St. Thomas hat 30 Meilen (7 Q. M.) Umfang, viele Gebirge, unter welchen in der Mitte ein hoher Berg hervorragt, der mit immerwährendem Schnee bedeckt, und die Quelle vieler Flüsse ist, an welchen überhaupt die Insel nicht Mangel leidet. Der Boden ist unglaublich fruchtbar.

Die Hitze ist das ganze Jahr hindurch sehr groß, und das ungesunde Klima mit seinen dicken stinkenden Nebeln, die sich in den Bergthälern erzeugen, wär[illegible]e Europäer kaum erträglich, wenn nicht die Südost- und Südwestwinde des Julius und August die Luft erfrischten. Zweimal im Jahre hat man trockne, und zweimal nasse Jahreszeit; die letztere ist die heißeste und nebelvollste, und hat solche Regengüsse, daß Thäler und Ebenen davon überschwemmt werden.

Man zieht Pferde und Rinder, die sehr klein, Schweine, Ziegen, Schafe und Hammel, die trefflich sind, viel Geflügel, das sich sehr vermehrt. — Ratten und Ameisen sind überaus verderblich. — Man baut Pomeranzen, Zitronen, Feigen, Datteln, Kokos und ähnliche Früchte, auch Kolanüsse, ja, man will Zimmtbäume entdeckt haben. Mais, Hirse, Yams, Manihot Bataten, Melonen giebts im Ueberfluß; Zuckerrohr soll schon an 3 Millionen Pfund Rohzucker geliefert haben, und man rechnet 400 Zuckermühlen auf der Insel. Baumwolle wird viel gesammelt und verarbeitet.

Einwohner rechnet man 15,000, worunter nur 700 Weiße und Mulatten. Die Sklaven werden sehr

menschlich gehalten, werden unterrichtet und getauft, arbeiten nur mäßig und ums Lohn. Man hat 8 bis 9 Kirchen und Kapellen auf der Insel, die von schwarzen Priestern versehen werden. — Im Innern halten sich auch einige Maronneger — Neger, die ihrem Herrn entlaufen sind — auf.

Die Stadt St. Thomas oder Panoasan hat 500 hölzerne Häuser von zwei Stockwerk, mit 3000 Einwohner, 3 Kirchen, 2 Klöster, einen Hafen und ein Fort, und verfertigt baumwollene Zeuge.

Die Insel Annabon sieht in der Entfernung wie ein hoher Berg, der sich bei der Annäherung in mehrere Spitzen zertheilt, welche durch tiefe Thäler getrennt werden. Diese Thäler werden von frischen Bächen durchwässert, deren Ufer von Palmen, Bananen, Zitronen u. s. w. besetzt sind. Vierfüßige Thiere traf man bei der Entdeckung der Insel nicht; man hat sie erst hergebracht. Der Boden ist so fruchtbar, daß die Lebensmittel, sie mögen aus dem Pflanzen- oder Thierreich seyn, fast gar nichts gelten. — Ratten und Mäuse, die durch Schiffe hieher gekommen, thun vielen Schaden. Eine Art amerikanischer Hunde wird zu ihrer Verfolgung gehalten.

Nur Ein Flecken von 100 Häusern findet sich hier an der Rheede (einen Hafen gibt es nicht). Nur etwa 5 bis 6 Häuser und die Kirche sind von Holz, die übrigen von Binsengeflecht mit Palmenzweigen und Zuckerrohr bedeckt.

4) Die Cap Verdischen Inseln oder Inseln des grünen Vorgebirges. Man nimmt deren 10 an, mit 78 Q. M. und 36,000 E. Den Namen haben sie von den grünen Seegewächsen, die das Meer umher bedecken. Man könnte aber auch noch einige kleine Inselchen dazu zählen, welche jedoch mehr Klippen als Inseln sind, und deren etwa auch 10 sind. Sie gehören sämmtlich den Portugiesen.

Sämmtliche Inseln sind zwar sehr gebirgig, aber doch wasserarm, unfruchtbar daher, und haben überdies

noch eine heiße ungesunde Luft. — Es gibt, wie in allen Gegenden der Wendekreise, zwei Jahreszeiten, die aber hier nicht so feste Regel halten, als in andern tropischen Gegenden. Die Regenzeit soll im Junius eintreten, kommt aber oft erst Mitte Augusts mit Südwind. Dann sind die Gewitter am heftigsten, die Luft am ungesundesten und nebelvollsten. — Die Regen bleiben zuweilen 3 bis 4 Jahre aus, und dann ist die Hungersnoth schrecklich. — Mit dem November soll die trockne Jahreszeit eintreten, wo der Wind aus Norden weht.

Die Erzeugnisse der Inseln sind auf allen ziemlich gleich und dieselben, welche diesen tropischen Gegenden sonst eigen sind. Man zieht vorzüglich viele Schafe und Ziegen, wenig Rinder, ungemein viel Geflügel. Schildkröten werden jährlich in großer Menge von fremden Schiffen geholt. Uebrigens hat man Zucker, Baumwolle, Salz, Eisen.

Die Einwohner, unter welchen ein Weißer eine Seltenheit ist, sind doch meistentheils Abkömmlinge von Europäern und Negern, fast ganz schwarz, von häßlicher Statur, mit krausem Wollenhaar, dicken aufgeworfenen Lippen. Sogar Gouverneur und Priester sind in einigen Inseln von dieser Race. — Sämmtliche Inseln stehen unter einem Obergouverneur, der von allem, was an Schiffe verhandelt wird, die Hälfte bekommt, und ohne dessen Erlaubniß keine wilde Ziege geschossen werden darf. Freilich, diese Vorrechte machen seine Haupteinnahme.

San Jago (Sanct Jacob), die größte unter allen diesen Inseln, ist jetzt sehr menschenleer, da sie nach dreijähriger Dürre (1775) durch eine Hungersnoth fast alle ihre Menschen verlor. Ihr Umfang wird zu 45 Meilen (36 Q. M.) angegeben. Die Insel erzeugt Pferde, Esel, Rinder, Ziegen, Rehe, Affen, Perl-

und Repphühner, Wachteln, Fische an den Küsten, Palmen, Pisangs, Feigen, Affenbrodtbäume, Getreide, Manihot, Zuckerrohr, Wein. Außer St. Jago, welches öde und todt ist,

ist Ribeira Grande die Hauptstadt, und Porto Praya anzuführen. Am letzten Ort ist der beste Hafen. Einige wenige schlechte Hütten, und nur Ein Brunnen mit sehr schlechtem Wasser, finden sich daselbst.

Del Fuego oder die Feuerinsel hat 4000 E., Gebirge, die mit tiefen Thälern durchschnitten sind, und in der Mitte einen oft tobenden Vulkan. Sie hat keine Quellen, erzeugt aber doch Mais, Melonen und Kürbisse und ein wenig Wein, sonst aber fast gar keine Gewächse. Man hat Pferde, Rinder, Esel, Schweine und Ziegen hieher gebracht, und die letztern sind wild geworden; Niemand aber darf sie ohne Erlaubniß tödten, denn sie gehen für Rechnung des Königs. Der Hauptort ist St. Philipp mit einem Hafen.

Brava oder San Juan hat eine hohe Lage, ist felsig, bringt mancherlei Früchte und guten Salpeter; hat einige hundert Einwohner, und 3 gute Hafen.

Die Inseln Mayo und Bona Vista sind sehr reich an Baumwolle und Salz. Auf der erstern sind auch viele wilde Ziegen, selbst wilde Pferde und Esel.

Die Insel St. Nicolas ist nach San Jago die größeste, fruchtbar an Mais, Orangen, Pisangs, Bananen u. s. w., vorzüglich aber an Baumwolle, welche hier zu Zeugen und Strümpfen für Brasilien verarbeitet wird. Die Stadt gleiches Namens hat einen Bischof, und hält viel Schweine und Federvieh.

Die Insel St. Antonio (St. Antam), die nördlichste unter allen, mit sehr hohen Bergen, hat gutes Flußwasser, Holz, Früchte, Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo und 4000 Einwohner.

Die Salzinsel (del Sale), die Inseln St. Lucie und St. Vincent sind unbewohnt. Die erstere hat von dem vielen Salz den Namen, das aus dem Seewasser, welches die niedrige Insel überfließt, und sich in Pfützen sammelt, blos durch die Sonnenhitze entsteht. Die beiden andern haben Holz und Quellwasser, vorzüglich aber ungemein viel Schildkröten.

5) Die Portugal gehörige Insel Madera nebst Porto Santo hat 80 Q. M. (nach Andern nur 25) mit 80,000 Einwohnern (nach Andern 120,000 E.), und besteht gleichsam aus einem einzigen großen Gebirge, welches sich von allen Seiten, von der See her, gegen die Mitte zu erhebt, und dessen höchste Spitzen im Januar mit Schnee bedeckt sind. Von den Gebirgen strömen kleine Flüsse herab, welche die Thäler fruchtbar machen, die hier auch nur allein fruchtbar sind, aber auch in Kanälen auf die Weinberge geleitet werden, die den Hauptreichthum des Landes machen, und jährlich an 25,000 bis 30,000 Pipen Wein (jede zu 480 Maaß) geben. Der Madera Malvasier ist die feinste Sorte des hiesigen Weins.

Man hat hier nur Frühling und Sommer, eine reine und heitere Luft, und in den fruchtbaren Thälern Pomeranzen, Zitronen, Granaten, Obst u. s. w. Der Bau des Zuckerrohrs ist sehr im Verfall, jetzt vielleicht auch der Bau des Tabaks. Die Waldungen geben Holz, unter welchem sich auch eine Art Mahagoni (Vigniatico-Holz genannt) findet.

Die Orseille, eine Felsenflechte, mit welcher Scharlach gefärbt wird, wird häufig gesammelt.

Das hiesige vierfüßige Hausvieh ist zwar klein, aber von sehr schmackhaftem Fleisch; an zahmen und wildem Geflügel fehlt es nicht; Fische finden sich an den Küsten. Eidechsen sind für die Einwohner eine große Plage, und selbst in den Häusern sind sie häufig.

Die Insel hat nur

die einzige Stadt Funchal mit 2000 Häusern und 15,000 Einwohnern, wo der portugiesische Statthalter und ein Bischof sich aufhalten. Sie hat 8 Kirchen, mehrere Klöster und einen guten Hafen. Der meiste Handel ist in den Händen der Engländer.

Die Einwohner bestehen aus Portugiesen, Mulatten und Negersklaven. Das gemeine Volk ist von schwärzlicher Farbe, plump gebildet, mit schwarzen Augen und schwarzem Lockenhaar, das sich bei einigen wollartig kräuselt. Die Füße sind groß, welches wohl eine Folge des vielen Bergsteigens seyn könnte; die arbeitende Klasse trägt ein grobes Hemd, leinene Schifferhosen und auch wohl noch ein Kamisol von Tuch; die Frauen Röcke und enge Leibchen, auch wohl einen weiten, aber kurzen Mantel. Der Kopf ist völlig unbedeckt. Unverheirathete binden die Haare oben auf dem Wirbel des Kopfs zusammen.

Man lebt größtentheils von Brodt, Zwiebeln und anderm Wurzelwerk, und von etwas Fleisch; man trinkt blos Wasser, oder auch Lauer (ein dünnes Getränk, welches aus dem, auf die Weintrestern gegossenen Wasser durch Gährung gemacht wird) und lebt einen großen Theil des Jahrs müßig, da der Weinbau, welcher das Hauptgewerbe ist, nicht alle Zeit ausfüllt. Uebrigens ist der gemeine Mann, bei seiner kärglichen Kost, dennoch lustig und vergnügt, singt bei seiner Arbeit, und tanzt und springt des Abends nach einer Guitarre.

Die Einwohner in der Stadt sollen nicht einmal so vortheilhaft gebildet seyn, als der Landmann, und haben obendrein noch eine blasse Farbe und viele Magerkeit. Man geht französisch und meistentheils schwarz gekleidet, aber die Kleider scheinen seit einem halben Jahrhundert aus der Mode gekommen (denn man kauft alte Kleider von den Engländern). Besser sind die Frauen gebildet, die aber stets eingeschlossen leben.

Die Insel Porto Santo, mit 1200 Einwohnern, und einer Stadt gleiches Namens, die ganz von Madera abhängig ist, hat außer ihren vielen Repphühnern und ihrem Weinbau, welcher das Hauptgewerbe ist, nichts Bemerkenswerthes.

Die Inseln Salvages (wilde Inseln), zwischen Madera und den Kanarieninseln, haben nur zur Zeit des Fischfangs Einwohner, und viele Kanarienvögel.

6) Die Kanarischen (glücklichen) Inseln, welche unter Spanien stehen, mit 150 Q. M. und höchstens 196,000. E.

Man zählt zwanzig Inseln in dieser Gruppe, von welchen aber nur sieben bedeutend sind. Alle sind wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs, und sehr gebirgig. Auf den Gebirgen ist die Luft so rauh und schneidend, daß man in den Berghäusern auch im Sommer Feuer unterhalten muß. Lancerta und Fuertaventura ausgenommen, sind die Berggipfel auf den andern Inseln mit Schnee acht Monat hindurch bedeckt. — Troß dieser Berge fehlt es doch sehr an Wasser, obwohl oft Regengüsse Alles überfluthen.

Das Klima ist angenehm und gesund. Die Sommerhitze wird durch Winde sehr gemildert, und ist desto größer, je näher man den Küsten zu kommt. Der Ostwind, welcher über die brennenden Sandwüsten Afrika's herkommt, bringt unleidliche Hitze; auch bei völliger Windstille ist es an den Küsten unerträglich heiß. Der Nordwind aber bringt Kälte, und ist den Gewächsen sehr nachtheilig.

Die Erzeugnisse der Inseln sind: überaus kleine Pferde und Maulthiere, Kanarienvögel, Honig und Wachs; vortreffliches Getreide, edle Früchte und Obst aller Art, vorzüglicher Wein (Kanariensekt oder Malvasier), Palmen, vorzüglich Datteln- und Oehl-

palmen, Granaten, Aloe, Bananen, Mastix, Drachenblut und die bekannte Orseille. Der Zucker dieser Inseln wird sehr geschätzt. — In den Wäldern finden sich mancherlei Arten Bäume. Es sind aber meistentheils nur die Gipfel der Berge mit Holzungen besetzt, denn im Ganzen ist Mangel an Holz, woran auf einigen Inseln die Menge wilder Kaninchen viel Schuld seyn soll.

Die Insel Teneriffa (mit etwa 36 (80) Q. M. Flächeninhalt und 80,000 Einwohnern) ist vorzüglich sehr gebirgig, und der höchste Berg dieser Insel (und einer der höchsten in der alten Welt überhaupt) ist der bekannte Pic (Pico de Teyde — Terraira — de Teneriffa), ein noch nicht ausgebrannter Vulkan von 12 bis 13,000 Fuß Höhe, der seit einem Jahrhundert zwar keine Ausbrüche mehr gehabt hat, aber doch immerwährend drohend fortdampft, und überaus steil in die Höhe sich erhebt.

Hier ist eine trockne und reine Luft, und man kann fast jedes Klima haben, je nachdem man auf den Ebenen oder tiefer, oder höher, an den Berggegenden sich aufhalten will.

Der Boden besteht hier nebst den Steinen aus Lava. Die Berge haben unregelmäßige Rücken und Abhänge. — Fruchtbare Regen sind nicht selten.

Man hat mageres Rindvieh, kleine Pferde, Maulthiere, Schafe, Ziegen, Schweine, Papagaien, Repphühner, Kanarienvögel in Schaaren, die einen lieblichern Gesang haben sollen, als die bei uns gezogenen, Eidechsen und Heuschrecken. Man erbaut nicht hinlängliches Getreide, Mais, Kartoffeln, Obst von seltner Güte, Feigen, Melonen, Kürbisse, Zwiebeln und mehrere Küchengewächse, eine Art Thee, vor allen Dingen aber vielen Wein (sonst jährlich an 80,000 Oxhoft). Die Zuckerplantagen sind jetzt weit weniger bedeutend, als

ehedem. Die fremden Schiffe besuchen gewöhnlich nur diese Insel unter den kanarischen.

Die Hauptstadt Santa Cruz hat über 6000 Einwohner, liegt sehr angenehm, und ist der Hauptpunkt des Handels, welchen die Kanarien mit Europa und Amerika treiben. Man exportirt vorzüglich vielen Wein. Die Stadt ist nicht ausgebaut, die steinernen Stadtmauern sind eingestürzt, und der Palast des Gouverneurs ist sehr mittelmäßig. Der hiesige Hafen ist nicht der beste.

St. Christophe de Laguna, 3 Meilen vom Ufer, an einer Anhöhe in einer angenehmen Gegend, mit breiten Straßen, soll 9000 E. haben. Das Wasser wird in hölzernen auf Pfählen gesetzten Rinnen aus einem eine Meile entfernten Berge hergeleitet.

Die Stadt Oratava, mit 5700 Einwohnern, liegt am Fuße des Pico, hat steinerne Häuser, einen guten Hafen, viele brittische Handelshäuser, und exportirt vielen Wein. — Ein gleichnamiger Flecken hat einen bedeutenden botanischen Garten.

Die Insel Canaria oder Großkanaria rechnet man bei 22 Meilen Umfang zu 40,000 Einwohner. Sie ist in der Mitte gebirgig, hat hinlängliches Wasser und große Fruchtbarkeit. Die Luft ist gemäßigt; Holz, Palmen, Oehlbäume, Lorbeeren, Pappeln, Pisangs u. s. w. wachsen hier. Man baut viel Getreide, mehrere Arten europäisches Obst und viele Gartenfrüchte. Wein wird nach Westindien geschickt. Die Zuckerplantagen sind eingegangen. Man trifft die meisten europäischen Hausthiere. Der hiesige Honig ist schwarz, aber wohlschmeckend. — Eidechsen sind sehr häufig. Der Berg Daremas, 2 Meilen von Palmas, ist die lieblichste Gegend. Die Wälder sind mit Bächen durchschnitten, ein sanfter Wind weht, und die Kanarienvögel singen ihren fröhlichen Gesang.

Die Stadt Palmas mit vielen Kirchen und Klöstern, hat 6000 (9000) Einwohner und einen Bischof. Ein Bach fließt mitten hindurch.

Die Insel Fuertaventura, 35 Q. M., mit 10,000 Einwohnern, hat viele Baien und Häfen, ist

vorzüglich fruchtbar in dem nördlichen Theil, durchaus bergig und hat Mangel an süßem Wasser, indem die Brunnen nur Salzwasser geben. Der Windstrich ist vom April bis Oktober Nord und Nordost; von da an aber lassen diese Winde in so weit nach, daß andere mit ihnen abwechseln. Der Südwestwind bringt gewöhnlich einige Tage Regen; alsdann bestellt man die Felder, und gegen Ende Aprils erntet man Weizen, Gerste und Mais, und zwar so bedeutend, daß man auch für Teneriffa und Palma mit erbaut. — Man hat einige Bäume und Sträucher und wohlriechende Kräuter, Palmen, wilde Oehlbäume, Pisangs, Feigen, Fichten u. s. w. Man erbaut Wein, der nicht besonders ist; dagegen ist die hiesige Orseille sehr vorzüglich. Ohne die Heftigkeit der Winde würde das Wachsthum bedeutender seyn. Auch Bienenzucht könnte dann hier Statt finden.

Die Insel Lancerotta, 38 Meilen Umfang, mit angeblich 8000 (10,000) Einwohnern und dem Hafen Naos, dem einzigen bedeutenden auf allen Inseln, der sehr geräumig ist, hat eine hohe Lage und wenige Quellen, weswegen man sich mit Regenwasser in Zisternen behilft, und ist in Klima und Produkten der vorigen ganz gleich. — 1731 war hier ein heftiger vulkanischer Ausbruch.

Die Insel Gomera (7 Q. M.) ist ihrer vielen Quellen und Brunnen wegen sehr fruchtbar an allen Lebensbedürfnissen, und soll 7000 Einwohner haben.

Die Insel Palma, mit etwa 24 Q. M. und 22,000 Einwohnern, ist eine hochgebirgige vulkanische Insel mit mehrern Bächen in dem nördlichen, wasserlos aber im südlichen Theil. Die Berggipfel sind stark bewaldet, aber die Thäler holzleer. Man erbaut mancherlei Früchte. An der Ostseite gewinnt man vielen Wein, der sehr vorzüglich ist; an der Westseite sind Zuckerplan-

tagen. — Der Hauptort ist Santa Cruz mit einem Hafen.

Die Insel Ferro (Hierro), 5 Q. M., ist sehr unfruchtbar, hat nur 3 Wasserbrunnen und etwa 5000 Einwohner. Man zählte sonst die Längengrade von dieser Insel an.

Einwohner.

Die jetzigen Einwohner sämmtlicher Kanarien sind ein Gemisch der Ureinwohner, Europäer und Mauren. Sie sind lang und wohlgebildet, schwarzbraun an Farbe, und haben große funkelnde Augen, ein langes schwarzes, aber fast wolliges Haar. Kleidung und Sprache sind spanisch; das Frauenzimmer hüllt sich in dichte Schleier ein. Man baut sehr schlechte Wohnungen von Stein und auch von Erde, deckt sie mit Ziegeln, häufiger aber noch mit Stroh. Man lebt äußerst mäßig. Brodt kommt nur auf die Tische der Reichen, der gemeine Mann aber macht einen Teig aus Weizen- oder Gerstenmehl, und taucht ihn in Honig oder fette Milch (Goffio). Man wirft dem gemeinen Mann vor, daß er diebisch sey. Mordthaten sollen auch nicht selten vorkommen. Zu Künsten und Gewerben ist man sehr ungeneigt, und es werden daher Schneider, Fleischer, Müller, u. a. m. verachtet. Die Kleidung verfertigen die Weiber, und die Männer treiben ihre Feldarbeit. Man leidet auf diesen Inseln Niemand, der nicht der römisch katholischen Kirche zugethan ist, doch macht man mit Protestanten eine Ausnahme, wenn sie reiche Kaufleute sind.

Ureinwohner.

Die Ureinwohner, von welchen nur noch vor einigen Jahren ein Paar Familien auf Teneriffa lebten, und von dem spanischen Hofe eine Pension erhielten, sind

die Guanchen (Guantschen), eine nun leider auch erloschene Nation, die, nach den Berichten älterer spanischer Schriftsteller, sehr viel Vorzügliches gehabt zu haben scheint. Sie waren schön gewachsene Leute, groß und stark und ziemlich gebildet. Sie lebten von den Heerden ihrer Böcke und Ziegen, kleideten sich in die Felle derselben, die sie sehr schmiegsam zuzubereiten verstanden, und trieben überdies Jagd, Fischerei, Getreide- und Obstbau.

Aeltern und Vorgesetzte wurden mit vieler Ehrfurcht, Verwandte mit Liebe behandelt; sie waren streng gegen Verbrechen, hatten ihre Priester und erkannten ein höchstes Wesen.

Das Volk war in drei Klassen getheilt — Fürsten Edle und Landleute. Jede Familie bauete ihr Feld selbst. — Die Todten wurden sehr geehrt, und so gut einbalsamirt, als in Aegypten. Dies war ein Geschäft einer eigenen, aber eben darum verächtlichen Menschenklasse. Man findet noch in mehrern Grotten Teneriffa's Mumien (Xaxo), die sehr merkwürdig sind. — Die Dichtkunst scheint unter ihnen ebenfalls in hoher Achtung gestanden zu haben, und manche ihrer alten Lieder sind noch übrig geblieben. Beim Ausbleiben des Regens wurden Opfer gebracht, welche in einem jungen Schwein bestanden.

Die Erziehung der Kinder bestand im Ringen, Springen, Laufen, Werfen. Ganz junge Kinder mußten anfangs den aus weicher Erde gemachten Kugeln auszuweichen suchen; nachmals nahm man Nüsse zu eben demselben Zweck, dann kamen kleine Kugeln, dann stumpfe und zuletzt spitze Pfeile. Sie wurden durch solche Uebungen so gewandt, daß sie den kräftigsten und schnellesten Steinwürfen ausbeugen konnten.

Thiere zu tödten war bei ihnen verabscheut — daher stand die Kaste der Schlächter in tiefer Verachtung. —

Stehlen galt auf der Insel Ferro als Beweis einer großen Geschicklichkeit. — Das weibliche Geschlecht war selbst durch Gesetze in große Achtung gesetzt.

Die Wurfspiele wurden mit großen steinernen Scheiben gehalten. Ringspiele durfte Niemand ohne Erlaubniß des Kriegsraths und Oberpriesters anstellen. Die Kämpfer warfen sich erst; Jeder hatte 3 Steine. Dann ging man mit Keule und Dolch bewaffnet auf einander los.

Die Bewohner von Palma litten häufig an einer auszehrenden Krankheit, in welcher sie sich sehr nach dem Tode sehnten. Der Unglückliche, der den Tod wünschte, ließ seine Freunde zusammenkommen, und rief schmerzlich: „Ich will sterben!“ Die Verwandten machten ihre Vorstellungen; halfen aber diese nichts, so hüllte man den Kranken in Windeln aus Ziegenfellen, trug ihn in die gewählte Begräbnißhöhle, setzte ihn unter die dortstehenden Xaxos oder Mumien, stellte einige Gefäße mit Milch vor ihm hin, und überließ ihn seinem Schicksale.

Man wohnte auf einigen Inseln häufig in Höhlen; Arme wohnten in Häusern, denn die Grotten waren am theuersten. — Man hatte mancherlei Geräthschaften — Töpfe, Stühle von Steinen, hölzerne Spaten und Gefäße, lederne Säcke für Mehl- und Eßwaaren, lederne Beutel und Taschen, Keulen, mit den Spitzen im Feuer gehärtet, Wurfspieße, hölzerne aber sehr scharfe Schwerdter.

Ihre Musik hatte meistentheils schwermüthige Melodien. Ihre Tänze sind noch jetzt nicht unbekannt, und Männer und Frauen tanzten in Reihen einander gegenüber unter der Musik von Tambourins, Rohrflöten und des Pfeifens auf den Fingern. Auch mit Gesängen begleitete man den Tanz. — Die Kunst auf dem Finger zu pfeifen sollen sie vorgeblich so sehr gekonnt haben, daß

man den Laut über eine Meile weit hörte, und wenn sie in ein Zimmer pfiffen, so wurde der Zuhörer wenigstens auf vier Wochen taub.

Nicht nur einen Gott, sondern auch einen Teufel glaubte man. Man hatte Wahrsagerinnen, Jungfrauen zu den gottesdienstlichen Gebräuchen, und eine Art Vestalinnen, die die Bitten des Volks der Gottheit in heiligen Höfen vortrugen, in welchen sie täglich Milch opferten. Sie führten im Fall eines allgemeinen Gebets die feierlichen Prozessionen an, und brachten die Opfer auf den Bergspitzen. Eigene Jungfrauen wuschen den neugebornen Kindern den Kopf.

Die Wohlbeleibtheit galt ihnen auch für Schönheit. Eine Braut wurde einen Monat lang eingesperrt, mit nahrhaften Speisen gefüttert, und von allem Geschäft entledigt. War sie dann noch zu mager, so wurde sie verstoßen, und konnte nicht Frau werden.

Auf Lancerotta soll die Sitte Tibets gewesen seyn, nach welcher eine Frau drei Männer hatte. — — Die Bevölkerung soll einstmals so groß gewesen seyn, daß man aus jeder Ehe nur das erste Kind leben ließ.

Die letzten Guanchen, welche noch übrig waren, betrachteten sich immer noch als die rechtmäßigen Inselbesitzer; betrugen sich stolz gegen die Spanier, und nahmen ihren Jahrgehalt, wie man einen Tribut nimmt.

7) Die Azorischen Inseln (Terceiras, Flamländische Inseln), welche Portugal gehören, halten 200 Q. M. und 1790: 142,000 Einwohner, mögen auch wohl, wie die Kanarien, sämmtlich vulkanischen Ursprungs seyn. Sie sind größtentheils sehr gebirgig und vielen Erdbeben und Feuerausbrüchen unterworfen.

Das Klima ist gesund, und nicht zu heiß, und die Luft heiter und rein.

Die Erzeugnisse sind Getreide, Wein, Flachs, Zucker, Gummi, Honig und Wachs, Alaun und Mineralwasser.

Man nennt vornehmlich 9 Inseln.

Die Insel St. Miguel, 22 Q. M. mit angeblich 80,000 Einwohnern, ist die größte und wichtigste unter allen. Sie ist an der Ost- und Westseite hochgebirgig, in der Mitte aber niedriger. Von den Gebirgen fallen viele Bäche herab, und machen das Land sehr fruchtbar. Man hält jährlich zweimal Erndte. Lorbeeren und Myrthen wachsen auf den Bergrücken, und wohlthätige Heilquellen brechen da und dort hervor. — Die Einwohner der Insel sind fleißige Zeugweber.

Punta Delgada, die Hauptst. (mit 12,000 Einwohnern), hat 1870 Häuser, 3 Kirchen, 7 Klöster und einen befestigten Hafen. Sie liegt in einer schönen fruchtbaren Ebene, ist regelmäßig mit geraden und breiten Straßen gebaut, und wird von den einige Meilen weit entfernten Gebirgen reichlich mit Wasser versehen. Die Gegend um die Stadt her ist, durch ihre Landhäuser, Gärten voll Orangen und Getreidefelder, eben so schön als fruchtbar. — Eine fast eben so große Stadt als diese, Ribeira grande, liegt an der Nordseite der Insel. — Auf der Südseite aber liegt noch Villa Franka, in dessen Nähe theils eine kleine Insel sich findet, die in der Mitte ausgetieft genug ist, um eine Menge Fahrzeuge sicher gegen alle Witterung zu beherbergen; theils ein kleines, mit hohen grünenden Bergen umzogenes Thal, welches von Bächen bewässert wird, und einen See, fruchtvolle Felder und mineralische Quellen in sich schließt. Die Quelle Caldeira hat ein tiefes Wasserbecken von 15 Ellen Durchmesser; das Wasser wallt und sprudelt im Becken sehr stark. In der Höhle des benachbarten Flußufers bricht ein heißes, unreines, fettes Wasser hervor; ähnliche Quellen finden sich im Flusse selbst. In der Nähe brechen Schwefelströme blasend und dampfend hervor, und selbst auf benachbarten Gesträuchen sammelt sich von den Dämpfen gediegener Schwefel. — Warme Bäder, die von Gichtkranken gebraucht werden, sind in der Nähe dieser Quellen.

Die Insel Terceira, 13 Meilen lang, 6 Meilen breit, mit 50,000 Einwohnern, hat

Angra zum Hauptort, welches zugleich die Hauptstadt aller Azoren ist. — Der portugiesische Gouverneur hat hier sei-

nen Sitz. Ein trefflicher Hafen, mehrere Kirchen und Klöster, gute und breite Straßen fehlen der Stadt nicht.

Die Insel Pico, welche den Namen von einem hohen Berg hat, der ganz abgesondert liegt, und weit gesehen werden kann, ist fruchtbar an Wein und Holz, unter welchem Zedern, und die harten und röthlichen Teixosbäume sich finden.

Die übrigen Inseln sind Santa Maria, mit 12 Q. M. und 5000 Einwohnern. St. George mit 16 Q. M. und 3000 Einwohnern. Graciosa mit 20 Q. M. und 3600 Einwohnern. Fayal mit 28 Q. M. und 4000 Einwohnern, wo man viel Zitronen- und Pomeranzenschalen einmacht. Flores mit 2000 Einwohnern, und Corvo mit 500 Einwohnern.